



DISSERTATION | DOCTORAL THESIS

Titel | Title

Sammeln ohne Sammlung. Forschung ohne Universität – Der
Privatgelehrte H. H. Houben (1875–1935)

verfasst von | submitted by

Janina Piech BA MA

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Doktorin der Philosophie (Dr.phil.)

Wien | Vienna, 2024

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 792 317

Dissertationsgebiet lt. Studienblatt | Field of
study as it appears on the student record
sheet:

Theater-, Film- und Medienwissenschaft

Betreut von | Supervisor:

Mag. Dr. Birgit Peter Privatdoz.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und editorische Notiz	5
Einleitung	7
1. Biografie-historische Darstellung von H. H. Houben	14
2. Forschungsstand und Theorie	33
2.1 <i>Sammlungspraxis moderner Privatgelehrter</i>	33
2.2 <i>Kulturwissenschaftliche Methoden für die Positionierung von H. H. Houben innerhalb der Wissenschaftsgeschichte</i>	42
2.2.1 Der Habitus und das Feld der Möglichkeiten	42
2.2.2 Kanontheoretische Fragestellungen	46
2.2.3 Erinnerungskulturen und Oblivionismus	50
3. Der Privatgelehrte H. H. Houben vs. das Goethe- und Schiller-Archiv	56
3.1 <i>Literaturarchive als Austragungsorte für Forschungsdebatten</i>	57
3.1.1 Historischer Überblick zum Goethe- und Schiller-Archiv (1885–1920)	58
3.1.2 Kontext Goethe-Forschung: Literaturhistorische Initiativen in Weimar und Berlin	64
3.1.3 J. Wahle und H. H. Houben als Vertreter literaturhistorischer Debatten zwischen Weimar und Berlin in den 1920er Jahren	69
3.2 <i>Die kulturwissenschaftliche Analyse einer amtlichen Beschwerde (1924–1928)</i>	73
3.2.1 Das folgenreiche Zusammentreffen der Protagonisten am 8. April 1924	78
3.2.2 Der Disput um die Benützung und Veröffentlichungsrechte von Eckermann-Material	85
3.2.3 Die Problematik um verlegte Manuskripte und verwehrte Korrespondenzen	90
3.2.4 Die Verletzung von Urheberrechten Houbens durch den Propyläen-Verlag	93
3.2.5 Der Vorwurf unwissenschaftlicher Praxis und mangelhafter Archivstrukturen	99
3.2.6 Passive Resistenz oder dienstliche Pflichtverletzung	103
3.2.7 Houben als Anwalt fremder Klagen	106
3.3 <i>Auswertung der Beschwerdeschriften und Nachwirkungen der Konfrontation</i>	109
4. Ein moderner Privatgelehrter und -sammler	117
4.1 <i>Vom Autografensammeln – Analogien und Distinktionen zwischen H. H. Houben und A. Bergmann</i>	117
4.1.1 Unsichtbare Hilfe und spezifische Praxis	121
4.1.2 Oppositionelle Haltungen in den 1930er Jahren	128
4.2 <i>Houbens Sammlungen</i>	131
4.2.1 Sammlung Gutzkow und Literaturzeitschriften aus dem Vormärz	132
4.2.2 Sammlung Laube	136
4.2.3 Zensurarchiv Houben	138
5. Die biografische Praxis H. H. Houbens unter kanonkritischer Perspektive	151
5.1 <i>Unabhängigkeitsbestreben und unkonventionelle Lebensstile der Schopenhauer-Frauen</i>	152
5.2 <i>Mertens-Schaaffhausen als zentrale Figur in Houbens frauenbiografischen Werken</i>	160
5.2.1 Werkhistorie von <i>Die Rheingräfin</i> (1935)	164
Fazit	169

Werkverzeichnis H. H. Houben (Stand: 2024)	175
Literatur und Quellen	178
<i>Literaturarchiv der Lippischen Landesbibliothek Detmold (LLBD)</i>	183
<i>Deutsches Bundesarchiv Berlin (BArch)</i>	183
<i>Goethe- und Schiller-Archiv Weimar (GSA)</i>	184
<i>Archiv und theaterhistorische Sammlungen des Instituts für Theater-, Film- und Medienwissenschaft an der Universität Wien (TFMA)</i>	185
<i>Digitale Portale und Datenbanken</i>	186
Abbildungsverzeichnis	187
Abstract	188

Vorwort und editorische Notiz

Die vorliegende Dissertation entstand im Rahmen des FWF-Projekts „Historiography – Ideology – Collection“ (<https://www.fwf.ac.at/forschungsradar/10.55776/P30545>) und mit finanzieller Unterstützung der Klassik Stiftung Weimar sowie der Wahrnehmungsgesellschaft für Urheberrechte Literar-Mechana.

Alle zitierten Quellen werden in dieser Studie zeichengetreu zitiert, Anmerkungen der Autorin stehen in eckigen Klammern. Hervorhebungen durch Unterstreichungen, Kursivierungen und Anmerkungen in den Druckwerken, Typos- und Manuskripten werden ebenso laut Annotation im Original wiedergegeben. Die Nummerierung der einzelnen Archivalien gibt die von den jeweiligen Sammlungsinstitutionen vorgenommene Ordnung, Zählung oder Paginierung wieder. Die Angabe von Seitenzahlen erfolgt bei Bedarf inklusive der Kennzeichnung recto und verso für Vorder- und Rückseiten. Also in Form von S. 1r (Vorderseite von Blatt 1), S. 1v (Rückseite von Blatt 1) etc. Die für das späte 19. und das frühe 20. Jahrhundert charakteristische Orthografie wurde ebenso laut Original-Quellen übernommen. Offensichtliche Fehler sind mit [!] gekennzeichnet.

Alle Links zu digitalen Quellen in dieser Studie wurden am 22. August 2024 auf ihre funktionstechnische Zugriffsmöglichkeit überprüft.

Einleitung

Vor zehn Jahren trat ich an Birgit Peter, Leiterin des Archivs und der theaterhistorischen Sammlungen am Institut für Theater-, Film und Medienwissenschaft an der Universität Wien und Betreuerin dieser Untersuchung, heran, um unbearbeitetes historisches Material als Basis für meine Masterarbeit zu finden. Sie verwies mich auf eine kaum bekannte zensurhistorische Sammlung, die seit den Gründungsjahren des Instituts in den 1940er Jahren Teil des Archivs ist. Auf die Durchsicht des „Zensurarchiv Houbens“, um das es sich dabei handelte, und die Recherche zum dahinterstehenden Bestandsbildner Heinrich Hubert Houben (1875–1935), folgten viele Jahre der Auseinandersetzung mit dem Material und der Biografie des Zensurforschers. Als Besonderheit stellte sich schon bald ein umfangreiches Werkverzeichnis des Literaturhistorikers heraus und dass er sich mit vielfältigen Forschungsinteressen beschäftigte. Houben veröffentlichte anekdotisierte Darstellungen von Autor:innen und ihren Erlebnissen mit Zensur, Werkausgaben zuvor wenig beforschter Dramatiker und gab zahlreiche unerschlossene Sammlungen von Erinnerungen, Briefen und Berichten bedeutender Individuen aus dem 19. Jahrhundert heraus. Außerdem publizierte der Privatgelehrte und Sammler belletristische Arbeiten, war über ein Jahrzehnt literarischer Leiter des Leipziger Brockhaus Verlages und beteiligte sich in einer Vielzahl an wissenschaftlichen, literarischen und bibliophilen Vereinen und Gesellschaften. Diese Position außerhalb von universitären und akademischen Institutionen, die ihn als exzentrisch tätigen Gelehrten kennzeichnen, erwies sich nicht nur als Spezifikum seiner Biografie, sondern auch als prägende Komponente für die Kontextualisierung seiner Forschungsinteressen. Seiner Tätigkeit als Privatsammler näherte ich mich über die Bearbeitung des Zensurarchivs, wobei sich herausstellte, dass der Bestand nur eine von vielen unterschiedlichen Materialsammlungen Houbens ist. Die ersten Ergebnisse aus diesen Untersuchungen sind im Rahmen meiner Masterarbeit *Das Zensurarchiv Houben* (2017) veröffentlicht.¹

Als Kulturwissenschaftlerin und Kulturarbeiterin, die selbst dem größten Teil ihrer Tätigkeiten freiberuflich oder auf Projektbasis nachgeht, interessierte mich die Diversität an Relationen zu geisteswissenschaftlicher und kultureller Praxis außerhalb von Institutionen besonders. Dadurch war auch die Ausweitung des Forschungsprojekts im Rahmen einer Dissertation naheliegend, die nun mithilfe eines Stipendiums der Literar-Mechana fertiggestellt werden konnte. Ein Teil der vorliegenden Studie entstand im Rahmen des FWF-Projekts „Historiography – Ideology – Collection“, das sich mit Fragen zu Sammlungsideologie und

¹ Janina Piech: *Das Zensurarchiv Houben* am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft an der Universität Wien. Masterarbeit Universität Wien 2017.

Geschichtsschreibungsprozessen beschäftigte.² Im Zentrum des Forschungsprojekts stand die kritische Auseinandersetzung mit dem NS-spezifischen Sammlungs- und Aufbau der Materialsammlungen des 1943 gegründeten „Zentralinstituts für Theaterwissenschaft“ an der Universität Wien. Zu den ersten Erwerbungen zählten die „Foto- und Graphiksammlung“, das „Theaterarchiv Leuschke“ und das Zensurarchiv Houben.³ Anhand der Analyse dieser Bestände konnten problematische Provenienzfälle sichtbar gemacht und gezeigt werden, wie NS-Kanon hergestellt wurde. Die eingehende Durchsicht des zensurhistorischen Materials ergab außerdem, dass es sich dabei um einen Arbeitsnachlass handelt, der eine Vielzahl an Verweisen auf die Sammlerpersönlichkeit Houben beinhaltet. Der Bestand ist theater- und literaturhistorisch von Bedeutung, da er zahlreiche Zensurfälle aus der Literatur- und Theaterproduktion vom späten 18. Jahrhundert bis ungefähr 1930 dokumentiert. Die Aneignung des Zensurarchivs für einen universitären Forschungsapparat im Jahr 1943 setzte die Sammlung in Bezug zu NS-ideologisch motivierter Forschungspraxis.⁴ Die kritische Betrachtung der vielseitigen Biografie Houbens bildet daher die Grundlage dieser wissenschafts-, kultur- und sammlungshistorischen Studie.

Der Privatgelehrte Houben galt als offensiver Charakter und kontroverse Persönlichkeit. Die antagonistischen Positionen, welche er im literaturwissenschaftlichen Betrieb des frühen 20. Jahrhunderts einnahm, werden im Laufe dieser Arbeit über personenbezogenes Quellenmaterial untersucht und für die wissenschaftshistorische Analyse ausgewertet. Die Rekonstruktion von Houbens Praxis, Netzwerk, Lebensstil und Werk erwies sich als vielfältige Auseinandersetzung, die auf literaturhistorischer und archivarischer Recherche beruht. Nachdem ich bereits im Rahmen meiner Masterarbeit und verschiedener Artikel biografische Daten zu Houben erarbeitet habe, wird der vorliegenden Dissertation eine überarbeitete und ergänzte Fassung als einleitendes Kapitel *1. Biografie-historische Darstellung von H. H. Houben* vorangestellt.⁵ Diese Positionierung innerhalb der Studie ist

² Siehe: <https://www.fwf.ac.at/forschungsradar/10.55776/P30545>; <https://hic.hypotheses.org>.

³ Weitere Informationen zu den Beständen finden sich in der Archivdatenbank: <https://archiv-tfm.univie.ac.at/>.

⁴ Vgl. Janina Piech: Sammlungsideologie und Geschichtsschreibung. Theaterhistorische Materialien des Wiener „Zentralinstituts für Theaterwissenschaft“ 1943–1945. In: Ges. für Universitätssammlungen e. V. (Hg.): Zur Sache! Objektwissenschaftliche Ansätze der Sammlungsforschung 2019 (=Junges Forum für Sammlungs- und Objektforschung, Bd. 3), S. 30–36.

⁵ Siehe: Janina Piech: Anekdotisierung von Zensur – Nestroy im Zensurarchiv Houben. In: Nestroyana. Blätter der Internationalen Nestroy-Gesellschaft. Jg. 39/Heft 3,4/2016, S. 159–168; Piech: Das Zensurarchiv Houben; Piech: Sammlungsideologie und Geschichtsschreibung; Janina Piech: Sammeln ohne Sammlung, Forschung ohne Universität. Der Privatgelehrte Heinrich Hubert Houben (1875–1935). In: Beate Hochholdinger-Reiterer, Annemarie Matzke, Nikolaus Müller-Schöll, Sandra Umathum (Hg.): Thewis. Online-Zeitschrift der Gesellschaft für Theaterwissenschaft. Jg. 2022/Vol. 9/Ausg. 1 (=Zwischenstand. Was heißt es, sich im Forschungsfeld Theaterwissenschaft zu orientieren?), S. 42–51.

essenziell, da alle weiteren Bezüge, Untersuchungsmethoden und Kontextualisierungen aus den Erhebungen zu seiner Biografie abgeleitet sind.

Basis dafür waren Informationen aus dem Artikel *Finderglück ist Sucherlohn* (1995) von Hans-Dieter Holzhausen sowie den beiden Arbeiten *Grabbe, Gutzkow und Journale* (2009) und *Wie Laube nach Detmold kam* (2012) des Gutzkow-Forschers Wolfgang Rasch.⁶ Diese Publikationen bilden die wesentlichsten eigenständigen Beiträge zu Houben, wurden für die vorliegende Studie noch detaillierter ausgewertet und um zusätzliches Datenmaterial erweitert. Die wichtigste neue Quelle bildet die von Martha Houben (1874–1851; künftig: Granow-Houben)⁷ verfasste Kurzbiografie ihres Mannes, die sich im Nachlass des Grabbe-Forschers Alfred Bergmann (1887–1975) in der Lippischen Landesbibliothek in Detmold (künftig: LLBD) befindet.⁸ Das Dokument weist keine Datierung auf, es müsste aber kurz nach Houbens Tod im Sommer 1935 entstanden und später in Bergmanns Unterlagen gelangt sein – der enge Freund Houbens korrespondierte danach noch mindestens bis 1944 auch mit Granow-Houben.⁹ Naheliegender erscheint, dass sie den Text für den Schriftsteller Hanns Martin Elster (1888–1983) verfasst hat, dessen Nachruf auf den Privatgelehrten als Vorwort in Houbens letzter Publikation *Die Rheingräfin* (1935) erschienen ist.¹⁰ Gleicht man Sprache und Struktur des Inhalts der Kurzbiografie mit dem Nachruf ab, ergeben sich unzählige Überschneidungen.¹¹ Das Dokument versammelt eine Fülle an biografischen Daten über

⁶ Hans-Dieter Holzhausen: *Finderglück ist Sucherlohn*. Zum Gedenken an Heinrich Hubert Houben (1875–1935). In: Reimar W. Fuchs (Hg.): *Philobiblon*. Jg. 39/Heft 3. Stuttgart 1995 (=Vierteljahrsschrift für Buch- und Graphiksammler. Im Auftrag der Maximilien-Gesellschaft in Hamburg), S. 228–241; Wolfgang Rasch: *Grabbe, Gutzkow und Journale*. Aus dem Briefwechsel Alfred Bergmanns mit Heinrich Hubert Houben. In: Ute Schneider (Hg.): *Imprimatur*. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2009, S. 187–224; Wolfgang Rasch: *Wie Laube nach Detmold kam*. Über eine Sammlung Heinrich Hubert Houbens im Nachlass von Alfred Bergmann. In: *Grabbe Jahrbuch* 2011/12. Jg. 30./31. Bielefeld: Aisthesis 2012, S. 256–268.

⁷ Die Schriftstellerin veröffentlichte zunächst Novellen und Erzählungen als „Martha Granow“ und später auch Romane unter „Martha Granow-Houben“. Das Pseudonym „Granow“ ist vom ehemaligen Zunamen ihrer Mutter abgeleitet, welcher „Granowsky“ gelautet hat. Um die Verständlichkeit und Leserlichkeit der vorliegenden Studie zu erhöhen, wird Martha Houben im Folgenden immer als Martha Granow-Houben angeführt.

⁸ Der Gutzkow-Forscher Rasch hat den Nachlass für verschiedene Beiträge ausgewertet und war so freundlich, mich auf das betreffende Dokument hinzuweisen, wofür ich ihm an dieser Stelle gerne danken möchte: Martha Houben: *Heinrich Hubert Houben. Versuch einer Biografie*. [o.D.] Lippische Landesbibliothek Detmold [künftig: LLBD], Nachlass Alfred Bergmann, Slg. 12 Nr. 963.

⁹ Beide Korrespondenzen befinden sich in Bergmanns Nachlass: Briefwechsel zwischen Heinrich Hubert Houben und Alfred Bergmann. Vereinzelt aus den Jahren 1911, 1918, 1920, 1924, 1925, 1927, 1930, überwiegend 1932–1935. LLBD 12/22; Briefwechsel zwischen Martha Houben und Alfred Bergmann 1935–1944. LLBD 12/21.

¹⁰ Heinrich Hubert Houben (Hg.): *Die Rheingräfin*. Das Leben der Kölnerin Sibylle Mertens-Schaaffhausen. Dargestellt nach ihren Tagebüchern und Briefen. Mit einem Nachruf auf H. H. Houben von Hanns Martin Elster. Essen: Essener Verlagsanstalt 1935, S. 7–12.

¹¹ Bergmann gegenüber erwähnte Granow-Houben lediglich, „eine kurze Biografie meines Gatten von Hanns Martin Elster ist in meines Mannes letzt erschienen Buche ‚Die Rheingräfin Sibylle Mertens-Schaaffhausen‘

Houben und ist in blumiger Sprache verfasst. Gerade diese unverbindliche Form Granow-Houbens gibt jedoch auch Hinweise auf interessante Aspekte ihrer Beziehung und verweist auf forschungsrelevante Merkmale im Lebensstil des Gelehrten-Paares, das nicht nur innerhalb der familiären Strukturen, sondern auch auf professioneller Ebene eng zusammengearbeitet hat.

Die Räume, in denen der Privatgelehrte sich bewegte, forschte, sammelte und publizierte, sind die des Peripheren und des Nicht-Institutionalisierten. Fragen nach den Spezifika solcher wissenschaftlich-kulturellen Strukturen werden in dieser Untersuchung auf zwei Ebenen gestellt: der des Forschens als Praxis und jener von kultureller Praxis als Forschungsfeld. Die Praxis des Sammelns nimmt einen dazu übergeordneten Status ein, da Houbens Sammel-tätigkeit eng mit seiner Forschung verbunden war. Houbens Position außerhalb akademischer Zentren wirft Fragen nach den von ihm fokussierten Forschungsinhalten auf, die mit einer exzentrischen Sammlertypisierung in Verbindung gesetzt werden. Diese interdisziplinären Bezüge erforderten kulturwissenschaftliche Methoden, mit denen der komplexe Unter-suchungsgegenstand parallel zu den damit verknüpften Disziplinen reflektiert werden konnte. In 2. *Forschungsstand und Theorie* kommen interdisziplinäre Ansätze zur Anwendung, welche die Analyse von Houbens Position in der forschenden und sammelnden Gesellschaft des frühen 20. Jahrhunderts ermöglichen. Dazu zählen zum einen Modelle, die Sammel-tätigkeiten als kulturelle Praxis wahrnehmen und deren Literaturbegriff produzierende wissenschaftliche Praktiken miteinschließt. Zum anderen sind kanonkritische Perspektiven auf den Wissenschaftsbetrieb und eine reflektierte Auseinandersetzung mit den Erinnerungs-kulturen der dazugehörigen Institutionen Teil dieses theoretischen und methodischen Fundaments.

Besonderer Fokus dieser Untersuchung liegt auf Houbens Tätigkeiten in den 1920er Jahren. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich der Privatgelehrte bereits als Zensur- und Literaturhistoriker etabliert und war nach Beendigung seines Dienstverhältnisses beim Brockhaus Verlag wieder seit einigen Jahren freiberuflich als Wissenschaftler und Schriftsteller in Berlin tätig.¹² Im Jahr 1924 kam es zu einer öffentlichen Konfrontation bezüglich der Benützung und Veröffentlichung von Archivmaterial, in dessen Rahmen Houben eine Beschwerde gegen das prominente Goethe- und Schiller-Archiv (künftig: GSA) in Weimar vorbrachte. Diese

erschieden“ und geht nicht weiter auf die Thematik ein. In: Brief Granow-Houben an Bergmann vom 24.03.1939, LLBD 12/21/53.

¹² Der in dieser Studie gesetzte Schwerpunkt auf Houben als Privatgelehrten schloss die Untersuchung seiner Tätigkeit beim Brockhaus-Verlag nicht aus, wurde aufgrund der schwierigen Quellenlage jedoch weniger fokussiert. Eben diese Lücke zu hinterfragen und sich in einer eigenständigen Auseinandersetzung mit Fragen zu der Tätigkeit von Verlagsautor:innen und deren Verhältnis zu freien Schriftsteller:innen zu beschäftigen, birgt jedoch einige vielversprechende Perspektiven.

Auseinandersetzung ist ein bedeutender Bestandteil des Analysekorpus dieser Studie, da die darin verhandelten Positionen und Praktiken als repräsentatives Verhältnis zwischen dem exzentrischen Privatgelehrten und wichtigen kanonisierenden Institutionen herangezogen werden können. Für die Untersuchung dieses Konflikts und der darin verankerten machtpolitischen Positionsgefüge unter 3. *Der Privatgelehrte H. H. Houben vs. das Goethe- und Schiller-Archiv*, werden das Habitus-Konzept und die Feldtheorie des Sozialphilosophen Pierre Bourdieu angewandt. Im Analyse-Abschnitt 3.2 *Die kulturwissenschaftliche Analyse einer amtlichen Beschwerde (1924–1928)* werden Dokumente aus einem Briefnachlass und zum Fall angelegte Bestände aus dem Institutsarchiv des GSA fokussiert.¹³

Die dazugehörigen Materialien konnte ich im Jahr 2020 im Rahmen eines Graduierten-Stipendiums der Klassik Stiftung Weimar sichten und transkribieren. Die Bearbeitung fand aufgrund der COVID19-Pandemie stark verkürzt und unter erschwerten Bedingungen statt. Mein Dank gilt der Klassik Stiftung für ihr flexibles Entgegenkommen und die Freigabe zur Verwendung der behandelten Archivalien. Den Mitarbeiter:innen im Lesesaal des Archivs danke ich besonders für die vielen wertvollen Hinweise und ihre umfangreiche Unterstützung während meiner Aufenthalte in Weimar.¹⁴ Die vorliegende Dissertation bezieht sich nur auf einzelne Textpassagen aus den genannten Dokumenten, für eine erweiterte Druckfassung dieser Arbeit wäre ein Abdruck der gesamten Beschwerdeschriften zu diesem Sachverhalt erstrebenswert.

Die widersprüchlichen Positionen, die Houben in dieser Konfrontation einnahm, sind meiner These nach in seinem Habitus als Privatgelehrter begründet. Die darauf basierende Forschungspraxis steht auch im Fokus des darauffolgenden Kapitels 4. *Ein moderner Privatgelehrter und -sammler* und wird über die Kreuzungspunkte zwischen Houbens spezifischen Forschungsinteressen und universitärem Kanon untersucht. Analysiert wird, an welchen Punkten der Privatgelehrte an die Peripherie oder in Opposition rückte und mit welchen Strategien und persönlichen Haltungen er dabei bewusst Position bezog. Die Widersprüchlichkeiten ebenso wie die Konstanten, die sich auf diesen Ebenen zeigen, werden auch hinsichtlich seiner Sammlungsinteressen sichtbar. Dass Houben seine Sammeltätigkeit auf nicht-kanonisierte Persönlichkeiten richtete, kann als paradigmatisch für seine

¹³ Reinhard Buchwald. Eingegangene Briefe, GSA 9/21; Goethe- und Schiller-Archiv (bis 1954). Rechtsstatus, Leitung, Struktur. Handakte von Anton Kippenberg über seine Tätigkeit im Verwaltungsausschuß des GSA (1924–1942), GSA 150/A 12; Goethe- und Schiller-Archiv (bis 1954). Geschäftliche Unterlagen. Benutzung der Bestände des GSA. Briefwechsel mit Heinrich Hubert Houben über die Benutzung des Eckermann-Nachlasses (1924–1928), GSA 150/A 612.

¹⁴ Ganz besonders möchte ich mich dafür bedanken, dass mir die GSA-Mitarbeiter:innen immer einen der hellen Fensterplätze für meine Arbeiten reserviert haben, nachdem ich einmal kurz erwähnt hatte, dass es sich dabei um meine Lieblingsplätze handelt.

Forschungspraxis bezeichnet werden. Auch sein privates Archiv reflektierte seine vielschichtigen Sammlungsinteressen. Es beinhaltete einige Autografen- und Zeitschriftensammlungen, seine zensurwissenschaftliche Materialsammlung sowie eine umfassende Bibliothek. Bedauerlicherweise blieben Houbens Sammlungen nicht vereint erhalten, einzelne Bestände und Teile seines schriftlichen Nachlasses sind auf unterschiedliche Archive und Bibliotheken im deutschsprachigen Raum verteilt.¹⁵ Ein Großteil dieses Materials ist heute jedoch verloren, bzw. nicht mehr auf den Privatgelehrten zurückzuführen. Der zweite Teil des vierten Kapitels widmet sich daher einer schriftlichen Zusammenführung von Informationen zu diesen Dokumenten. Essenziell für die Beschreibung seiner Forschungs- und Sammelpraxis sind die bereits erwähnten Korrespondenzen von Houben und seiner Frau Granow-Houben mit dem Grabbe-Sammler Bergmann. An dieser Stelle bedanke ich mich für die unkomplizierte und freundliche Kommunikation mit den Mitarbeiter:innen der Lippischen Landesbibliothek und die Erteilung einer kostenlosen Druckfreigabe für einzelne Dokumente aus diesen Beständen.

Die daraus gewonnen Ergebnisse werden im letzten Kapitel der vorliegenden Studie über die Untersuchung einzelner Publikationen Houbens überprüft, um danach den Versuch einer Einordnung seiner Gelehrtenbiografie in die Wissenschaftsgeschichte vorzunehmen. In 5. *Die biografische Praxis H. H. Houbens unter kanonkritischer Perspektive* werden biografische Publikationen des Literaturhistorikers fokussiert, denen ich mich über die Analyse der darin veröffentlichten Rahmentexte nähere. Untersucht werden literarische Darstellungsformen, Positionen von Houben als Herausgeber, Sammler und Forscher in biografischen Einleitungen und Vorworten und in welche Kontexte und Diskurse er die von ihm behandelten Persönlichkeiten setzte. Im Zentrum stehen Houbens Publikationen zu bedeutenden Frauen aus dem 19. Jahrhundert, in denen er bemerkenswerte Perspektiven mit den für ihn charakteristischen Strategien eines akribischen Sammlers kombinierte.¹⁶ Viele dieser Aspekte positionieren ihn auch in zeitgenössischen Diskursen rund um die reflektierte Wahrnehmung literatur- und wissenschaftshistorischer Prozesse. Einige der von ihm fokussierten Persönlichkeiten wurden nach wie vor nicht in den Forschungskanon aufgenommen.

¹⁵ Darunter: Lippische Landesbibliothek Detmold, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt/Main, Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Deutsches Literaturarchiv Marbach, Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, Archiv und theaterhistorische Sammlungen des Instituts für Theater-, Film- und Medienwissenschaft an der Universität Wien.

¹⁶ In der vorliegenden Studie wird auf Basis einer im 19. und frühen 20. Jahrhundert vorherrschenden binären Geschlechtslogik zwischen Frau und Mann unterschieden. Der Begriff „Frauenbiografien“ soll in diesem Zusammenhang aufgewertet werden, da sich die behandelten Werke aktiv mit Emanzipationsprozessen und weiblich gelesenen Lebensrealitäten auseinandersetzen. Die marginalisierende historische Benennung von weiblich gelesenen Personen mit ihren Vornamen, bei gleichzeitiger Identifizierung männlich gelesener Personen durch ihre Nachnamen, die sowohl bei Houben als auch vielen aktuellen Untersuchungen vorgenommen wird, wurde in der Verschriftlichung dieser Forschungsergebnisse aufgelöst.

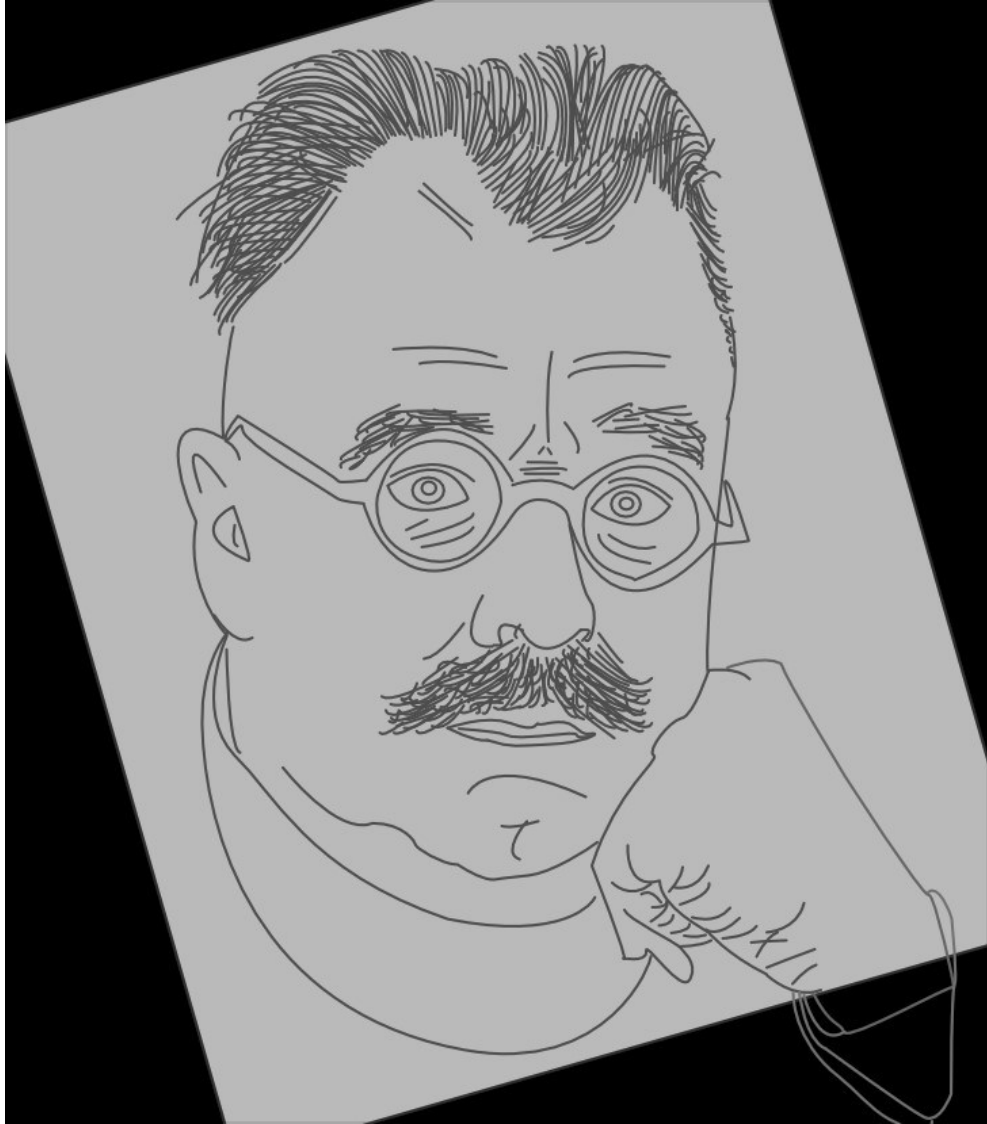


Abb. 1) Portrait Heinrich Hubert Houben (ca. 1935) © Janina Piech

1. Biografie-historische Darstellung von H. H. Houben

Heinrich Hubert Houben, später vor allem als „Prof. Dr. H. H. Houben“ bekannt, wurde am 30. März 1875 als Sohn eines Kaufmanns in Aachen geboren.¹⁷ Väterlicherseits gab es Verbindungen zu einer Brauereifamilie in Heinsberg, Grenzgemeinde in der Rheinprovinz, und mütterlicherseits nach Saarlouis bzw. Düsseldorf, wohin die ursprünglich französische Familie seiner Mutter Josephine emigriert war und auch die Houbens sich 1876 niederließen. Dort führte sein Vater Paul Houben ein Galanterie- und Luxuswarengeschäft mit dessen beiden Schwestern Elise und Bertha.¹⁸ Diese nahmen den erst vierjährigen Heinrich und seine fünfeinhalbjährige Schwester Maria bei sich auf, nachdem ihre Eltern beide krankheitsbedingt verstorben waren. 1893 bestand der nun 18-Jährige als Primus, also Klassenbester, das Abitur am Hohenzollern Gymnasium (heute Görres-Gymnasium) in Düsseldorf und fing eine Bankkaufmannslehre an, die er aufgrund seiner starken Kurzsichtigkeit und fehlendem Interesse für den Beruf nicht lange verfolgte.¹⁹

Houben hätte gerne eine juristische Fakultät besucht, was „seinem kampffreudigen Temperament und seinem gründlichen Fleiß“ laut Granow-Houben auch entschieden gelegen hätte.²⁰ Ein jährliches Vollwaisen-Stipendium von 1.000 Mark schloss diese akademische Ausbildung jedoch aus. Stattdessen studierte er Philologie, Philosophie und Geschichte an der Universität Bonn bei Berthold Litzmann (1857–1926) und an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin bei Ludwig Geiger (1848–1919).²¹ Seine Promotion erwarb Houben am 12. November 1898 an der Universität in Greifswald mit der Dissertation *Studien über die Dramen Karl Gutzkows* unter dem Germanisten Alexander Reifferscheid (1847–1909).²² Dem Kritiker und Dramatiker Gutzkow (1811–1878) widmete er zahlreiche Publikationen, darunter *Gutzkow-Funde* (1901) und *Karl Gutzkows ausgewählte Werke* (1908) in zwölf

¹⁷ Für die Herkunft des Namens legt Granow-Houben zwei mögliche Thesen vor: Entweder als Ableitung vom Beruf der Hut- bzw. Haubenmacher, den einige Vorfahren der Houbens ausgeübt haben sollen oder als Abwandlung des Namens „Holbein“, der im Rheinland weitverbreitet war. Vgl. LLBD 12/963, S. 1.

¹⁸ Genaue Lebensdaten zu den Familienmitgliedern Houbens liegen leider nicht vor. Vgl. LLBD 12/963, S. 1.

¹⁹ Auf den wenigen erhaltenen Abbildungen des Privatgelehrten trägt er immer eine Brille mit dicken runden Gläsern. Die grafische Abstraktion eines Portraitfotos Houbens befindet sich am Ende dieses Kapitels, ein weiteres ist in Holzhausens *Philobiblon*-Beitrag (1995) abgedruckt: Holzhausen: Finderglück ist Sucherlohn, S. 229.

²⁰ Vgl. LLBD 12/963, S. 2.

²¹ Vgl. Martina Cuba: Die Gründung eines theaterwissenschaftlichen Forschungsapparates im Nationalsozialismus. Zur Sammlungsgeschichte der Bestände am Zentralinstitut für Theaterwissenschaft der Universität Wien 1943–1945. Diss. Universität Wien 2017, S. 196.

²² Heinrich Hubert Houben: *Studien über die Dramen Karl Gutzkows*. 1. Hinterlassene Dramen-Entwürfe. 2. "Ein weisses Blatt". Düsseldorf: Tönnies 1898; Vgl. LLBD 12/963, S. 2; Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 13.

Bänden, die durch ein komplexes und sorgfältiges Register ergänzt sind.²³ Die literaturgeschichtliche Periode des Jungen Deutschland war zu dieser Zeit noch kaum bearbeitet und wurde mit Gutzkow im Zentrum zu einem wesentlichen Forschungsfeld Houbens.²⁴ Seine Ergebnisse veröffentlichte er in einer Vielzahl an Artikeln, Werkausgaben und Monografien.²⁵ Außerdem legte er privat eine umfassende literaturhistorische Sammlung an, welche unter 4.2 *Houbens Sammlungen* in der vorliegenden Studie detailliert behandelt wird.

Nach einer kurzen Redakteurstätigkeit bei den *Düsseldorfer Neuesten Nachrichten* von 1897 bis 1898 ging Houben als freier Schriftsteller nach Berlin und verfasste dort „streitbar und mit allzeit flinker Feder, wie seine Helden waren“, literarische Artikel über die Autoren und Publizisten Gutzkow, Heinrich Laube (1806–1884), Theodor Mundt (1808–1861), Ludolf Wienbarg (1802–1872) oder Karl August Varnhagen von Ense (1785–1858).²⁶ Daneben war Houben einige Jahre lang als Dozent an außeruniversitären Berliner Bildungseinrichtungen tätig, wo er in die „progressiven Phasen, vornehmlich der Literatur des 19. Jahrhunderts“ einführte.²⁷ Dazu zählten die „Humboldt-Akademie“ (Gründung 1878, Fokus auf Literatur, Philosophie, Kunst und Sprache), die „Lessing-Hochschule“ (Gründung 1901, interdisziplinäre Forschungsinstitution) und die von Max Reinhardt (1873–1943) gegründete „Schauspielschule des Deutschen Theaters“ (Gründung 1905, heute geführt als Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“).²⁸ Bereits um die Jahrhundertwende beteiligte sich Houben im linkspolitisch-aktivistischen Literaturverein „Neue Gemeinschaft“, der von den Brüdern Heinrich Hart (1855–1906) und Julius Hart (1859–1930) ins Leben gerufen wurde. Mit dem Ethnologen Leo Frobenius (1873–1938) gründete der Privatgelehrte den literarischen Klub „Die Kommenden“, der im Berliner Café Nollendorf-Kasino zu Lesungen und Vorträgen zusammentraf. Als weiteres Gründungsmitglied gilt auch der Lyriker Ludwig Jacobowski (1868–1900), der damals ein guter Bekannter Houbens gewesen war.²⁹ Granow-

²³ Heinrich Hubert Houben: Gutzkow-Funde. Beiträge zur Litteratur- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin: Arthur L. Wolff 1901; Heinrich Hubert Houben (Hg.): Karl Gutzkows ausgewählte Werke. In zwölf Bänden. Mit drei Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig: Hesse 1908.

²⁴ Dazu Rasch: „Damit schrieb er die erste Doktorarbeit in Deutschland, die einen jungdeutschen Autor behandelt und die sich in eine literaturgeschichtliche Periode vorarbeitet, die für den damaligen universitären Betrieb noch terra incognita bedeutete.“ In: Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 191.

²⁵ Darunter: Heinrich Hubert Houben: Jungdeutscher Sturm und Drang. Ergebnisse und Studien. Leipzig: Brockhaus 1911; Heinrich Hubert Houben (Hg.): Der Lebensroman des Wit von Döring. Nach seinen Memoiren. Leipzig: Insel-Verl. 1912; Heinrich Hubert Houben (Hg.): Moritz Hartmann: Revolutionäre Erinnerungen. Nachwort des Herausgebers mit einem Textauszug aus den Lebenserinnerungen des Sigmund Kolisch. Leipzig: Klinkhardt 1919 (=H. H. Houben & E. Menke-Glückert (Hg.): Deutsche Revolution. Eine Sammlung zeitgemäßer Schriften, Bd. 4).

²⁶ LLBD 12/963, S. 2.

²⁷ Holzhausen: Finderglück ist Sucherlohn, S. 234.

²⁸ Vgl. Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 14–15.

²⁹ Siehe: Ludwig Jacobowski: Briefe. In: Fred B. Stern (Hg.): Die Briefe. Heidelberg: Verlag Lambert Schneider 1974 (=Auftakt zur Literatur des 20. Jahrhunderts. Briefe aus dem Nachlass von Ludwig Jacobowski, Bd. 1).

Houben erwähnte Jacobowski in ihrer Darstellung jedoch nicht – Grund dafür ist womöglich ein Zerwürfnis zwischen dem Privatgelehrten und anderen Mitgliedern des Literaturvereins, das auf einer öffentlichen Konfrontation des ersteren mit der ebenfalls im Klub engagierten Dichterin Else Lasker-Schüler (1869–1945) im Herbst 1900 beruhte.³⁰ Trotz des Einspruchs anderer Mitglieder führte dieser Zwischenfall nachweislich zum Ausschluss Houbens aus der Gemeinschaft.³¹

Die nachfolgende wichtige Vereinsgründung in Houbens Leben war die „Deutsche Bibliographische Gesellschaft“, welche es sich ab 1901 zur Aufgabe machte, den Zugang zur vielfältigen Zeitschriftenliteratur aus dem 19. Jahrhundert zu erleichtern.³² Dafür wurden kommentierte Bibliografien für die Auswertung einzelner Bestände ausgearbeitet und als *Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft* (u.a. als sogenanntes *Bibliographisches Repertorium*) publiziert. Unter Houbens Herausgeberschaft entstanden folgende Bände: *Die Zeitschriften der Romantik* (1904), *Die Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1858 bis 1903* (1904), *Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense* (1905) sowie die Bände zu *Zeitschriften des Jungen Deutschlands* (1906 und 1909).³³

³⁰ LLBD 12/963, S. 2.

³¹ Details zu dieser Auseinandersetzung und Berichte der beteiligten Personen sind in meiner Masterarbeit aufgearbeitet: Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 15–16.

³² In der Beschreibung der Gesellschaft formulierten Houben und der Literaturhistoriker Gustav Karpeles (1848–1909) das außerordentliche Vorhaben folgendermaßen: „Der Inhalt jedes einzelnen Heftes der Zeitschrift ist zunächst wiederzugeben, die Titel der einzelnen Aufsätze werden einfach fortlaufend niedergeschrieben, sofern sie sich mit dem Inhalt decken oder diesen genügend bezeichnen. Handelt es sich um allgemeine oder Sammelartikel, sind diese durch Schlag- und Stichworte nach Stoffen und Personen festzustellen. [...] Jede Zeitschrift erhält außerdem genaue Angaben über Erscheinungsort, Verlag, Redaktion etc. Die Sammlung wird also auch in nuce eine Geschichte der Zeitschriften enthalten und so auf eine Menge von Fragen antworten, die sich jedem Forscher aufdrängen und auf die bisher nirgendwo als nur durch eigene mühsame Feststellung eine Antwort zu erhalten war; in jedem Konversationslexikon fehlt bekanntlich die Reihe der Zeitungen und Zeitschriften völlig. Außerdem wird jeder Zeitschrift und event. jedem Jahrgang die Angabe hinzugefügt, auf welcher Bibliothek sie zu finden sind, denn darin beruht ja der Hauptteil vorbereitender Arbeit für den Litterarhistoriker, dass erst nach umständlicher Korrespondenz und mit großen Kosten das Gewünschte beschafft wird und schließlich doch eine verhältnismäßig geringe Ausbeute liefert.“ In: Heinrich Hubert Houben: Entwurf zu einer Deutschen Bibliographie. In Verbindung mit Herrn Dr. Gustav Karpeles-Berlin. Leipzig: M. Dietrich [ca. 1901–1902], S. 5–7.

³³ Heinrich Hubert Houben (Hg.): Bd. 1: *Zeitschriften der Romantik*. In Verbindung mit Oskar F. Walzel. Berlin: B. Behr's Verlag 1904 (=Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Bd. 1; *Bibliographisches Repertorium*, Bd. 1); Heinrich Hubert Houben (Hg.): *Die Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1858–1903*. Das Neueste aus dem Reiche des Witzes 1751. Berlin: B. Behr's Verlag 1904 (=Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Bd. 1; *Bibliographisches Repertorium*, Bd. 2); Heinrich Hubert Houben (Hg.): *Aus dem Nachlass Varnhagen's von Ense. Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense*. 15. Band (Register). Leipzig: Brockhaus 1905 (=Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Bd. 3); Heinrich Hubert Houben (Hg.): *Zeitschriften des Jungen Deutschlands*. 1. Teil. Berlin: B. Behr's Verlag 1906 (=Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Bd. 4; *Bibliographisches Repertorium*, Bd. 3); Heinrich Hubert Houben (Hg.): *Zeitschriften des Jungen Deutschlands*. 2. Teil. Nebst Register zum 1. und 2. Teil. Berlin: B. Behr's Verlag 1909 (=Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Bd. 5; *Bibliographisches Repertorium*, Bd. 4).

Für die Umsetzung des bibliografischen Forschungsvorhabens konnten einflussreiche Literaturwissenschaftler aus dem gesamten deutschsprachigen Raum gewonnen werden. Als Vorstandsmitglieder werden Franz Muncker (1855–1926), Oskar Walzel (1864–1944) oder August Sauer (1855–1926) genannt. Daneben waren Ernst Elster (1860–1940), Max Koch (1855–1931), Jakob Minor (1855–1912) oder Richard Maria Werner (1854–1913) für die Vereinigung tätig. Herausgegeben wurden die Bände im B. Behrs Verlag, den der Berliner Verlagsbuchhändler Walter Bloch-Wunschmann (1873–1915) leitete. Houben war der Sekretär der Gesellschaft und für die Redaktion der Beiträge aller Mitarbeitenden zuständig, „schuf aber (mit seiner Frau) das meiste selber“, wie Granow-Houben betonte.³⁴ Das Projekt wurde durch Mitgliederbeiträge, Stiftungen und Bankiers wie die Familie Mendelssohn unterstützt, auch die wissenschaftliche wie journalistische Resonanz darauf war positiv und wertschätzend.³⁵ Die Finanzierung der umfang- und detailreichen Bandbearbeitungen reichte dennoch kaum aus und konnte nicht lange fortgeführt werden, Houben legte seine Gesellschaftstätigkeit zwischen 1906 und 1907 zurück. Seine Entscheidung beruhte aber zum Teil auch auf Unstimmigkeiten mit anderen Gesellschaftsmitgliedern, wie aus dem Briefwechsel des Literaturwissenschaftlers August Sauer mit dem Germanisten Bernhard Seuffert (1853–1938) hervorgeht.³⁶ Den zweiten Band der jungdeutschen Zeitschriften vervollständigte Houben noch als Herausgeber, da er auch den Großteil der redaktionellen Vorarbeiten dafür geleistet hatte. Die nachfolgenden Bände *Almanache der Romantik* (1910) und *Denkwürdigkeiten der Befreiungskriege* (1912) veröffentlichte die Gesellschaft mit dem Hinweis darauf, dass der Privatgelehrte die Schriftenreihe begründet hat.³⁷

Parallel zu dieser Unternehmung veröffentlichte Houben im Rahmen seiner Dozententätigkeit an Reinhardts Schauspielschule die Biografien des Dresdner Hofschauspielers Emil Devrient (1803–1873), der Berliner Schauspielerin Lina Fuhr (1828–1906) und ausgewählte Werke des

³⁴ LLBD 12/963, S. 3.

³⁵ Dies betonte beispielsweise auch der Redakteur G. K. im Berliner Tageblatt nach Erscheinen des ersten Bandes: „Wer da weiß, mit welchen unsäglichen Mühen das Suchen nach einer solchen Zeitschrift, sodann das Suchen eines bestimmten Aufsatzes verknüpft ist, nur der allein kann ermessen, wie wichtig ein solches Unternehmen für die Literaturgeschichte ist.“; G. K.: Ein Urkundenwerk zur deutschen Literaturgeschichte. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung. Jg. 33/Nr. 462. 10.09.1904, S. 5.

³⁶ Der stellvertretende Vorsitzende Sauer kritisierte im Mai 1906 Houbens Finanzgebaren in der Gesellschaft gegenüber Seuffert und setzte sich für den Austritt des Gründungsmitglieds aus der Gruppierung ein: „Herr Houben bezieht Gehalt 1) als Sekretär, 2) als Redakteur, den Rest verrechnet er als Bureauspesen, seinen Mitarbeitern bleibt er alles schuldig [...]“. In: Mirko Nottscheid & Marcel Illetschko & Desiree Hebenstreit & Bernhard Fetz & Hans-Harald Müller (Hg.): Der Briefwechsel zwischen August Sauer und Bernhard Seuffert 1880 bis 1926. Wien [u.a.]: Böhlau Verlag 2020, S. 546.

³⁷ Raimund Pissin (Hg.): *Almanache der Romantik*. Berlin: B. Behr's Verlag 1910 (=Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Bd. 6; Bibliographisches Repertorium, Bd. 5); Karl Linnebach: *Denkwürdigkeiten der Befreiungskriege*. Berlin: B. Behr's Verlag 1910 (=Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Bd. 7; Bibliographisches Repertorium, Bd. 6).

Autors und Wiener Burgtheaterleiters Heinrich Laube (1806–1884).³⁸ Dem jungdeutschen Dramatiker Laube widmete er beinahe so viel literaturwissenschaftliche Aufmerksamkeit wie Gutzkow, legte eine umfassende Sammlung zu ihm an und gab zwischen 1908 und 1909 auch seine gesammelten Werke in fünfzig Bänden heraus, die Rasch als „eine der umfangreichsten Werkausgaben, die je einem Autor des 19. Jahrhunderts gewidmet wurde“, bezeichnet.³⁹ Da Houben den Großteil seines Lebens freiberuflich tätig war, sicherten vor allem Publikationen wie diese günstigen und populären Lesebiografien den durchgehenden Unterhalt für sich und seine Familie.⁴⁰ 1902 heiratete er die aus der Uckermark stammende Martha Müller (1874–1951), die ihm bei vielen seiner Projekte eine enge Kollegin war und selbst als Schriftstellerin Romane, Novellen und Kinderbücher veröffentlichte.⁴¹ Die beiden hatten vier Kinder: Bernhard (geb. 1904) wurde Diplomingenieur, Eva (geb. 1905) verstarb 1917 als Opfer des Krieges, „da ärztliche Hilfe zu spät kam“,⁴² Armgart (geb. 1912) schloss die Berufslehre als Gärtnerin ab und Sybille (1913–1943) absolvierte die Ausbildung zur Elementarpädagogin.⁴³ Die Tatsache, dass das Paar wissenschaftlich und literarisch eng zusammenarbeitete und neben dem Sohn auch beide ihrer Töchter eine Berufsausbildung absolvierten, war nicht selbstverständlich und spricht für bemerkenswert emanzipierte bildungsbürgerliche Familienstrukturen innerhalb der Gesellschaft dieser Zeit.

Als Privatgelehrter war Houben durch seine Veröffentlichungen und bibliografischen Arbeiten auch im Verlagswesen bekannt geworden und wurde 1907 literarischer Leiter des Brockhaus-Verlages, der sich eine so „gründliche und doch mit Leichtigkeit produzierende Kraft“ für Leipzig sichern wollte.⁴⁴ In dieser Position, die das einzige längerfristige Anstellungsverhältnis in Houbens Karriere bleiben sollte, war er zwölf Jahre lang für die Kommunikation mit den Autor:innen und Bearbeitung von Texten zuständig, betreute die buchtechnische Produktion und leitete die Pressearbeit in allen Angelegenheiten rund um das *Brockhaus Konversations-Lexikon*. Sein erstes verlegerisches Werk war ein „prächtige[s]

³⁸ Heinrich Hubert Houben (Hg.): Emil Devrient. Sein Leben, sein Wirken, sein Nachlass. Ein Gedenkbuch. Frankfurt a/M.: Rütten & Loening 1903; Heinrich Hubert Houben (Hg.): Lina Fuhr: Von Sorgen und Sonne. Erinnerungen aus Kunst und Leben. Berlin: Behr 1904; Heinrich Hubert Houben: Heinrich Laubes Leben und Schaffen. Sonderabdruck. In: H. H. Houben (Hg.): Heinrich Laubes ausgewählte Werke in zehn Bänden. Leipzig: Hesse 1906.

³⁹ Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 191; Heinrich Hubert Houben (Hg.): Heinrich Laubes gesammelte Werke. In fünfzig Bänden. Unter Mitwirken von Albert Hänel. Leipzig: Hesse 1908–1909.

⁴⁰ Vgl. Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 17.

⁴¹ Darunter: Martha Granow-Houben: Gefangene im Südmeer. Berlin: Meidinger 1935; Martha Granow-Houben: Geertjes große Fahrt. Düsseldorf: Hoch 1951.

⁴² Lebenslauf von Martha Granow-Houben. In: Deutsches Bundesarchiv (künftig: BArch), Sachakte aus dem Bestand Reichskulturkammer, Personal- und Sachakten (Martha Granow-Houben), BArch/R 9361–V/22820/0016.

⁴³ LLBD 12/963, S. 7.

⁴⁴ LLBD 12/963, S. 3.

farbige[s]“ Buch über den japanischen Künstler Kitagawa Utamaro (1753–1806), der vor allem für seine Farbholzschnitte bekannt ist.⁴⁵ Es folgten Bearbeitungen der Reisewerke des Geografen Sven Hedins (1865–1952) oder des Polarforschers Robert Falcon Scott (1868–1912), die auf Houbens Initiative in kleine und günstige Volksausgaben umgewandelt wurden. Außerdem regte er die Auseinandersetzung mit bis dahin noch unbeachteten Autoren aus dem 19. Jahrhundert an, wodurch Werke des Privatgelehrten Ferdinand Gregorovius (1821–1891), des politischen Journalisten Ferdinand Johannes Wit von Döring (1799–1863) oder des Kritikers Ludwig Rellstab (1799–1860) beim Verlag herausgegeben und mit aufschlussreichen Einleitungen versehen wurden.⁴⁶

Während dieser Zeit begann auch seine intensive Auseinandersetzung mit Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832), bzw. mit seinen Zeitgenoss:innen, wobei er dessen engsten Mitarbeiter Johann Peter Eckermann (1792–1854) besonders fokussierte: Im Zentrum standen dessen *Gespräche mit Goethe* (ursprünglich 1836 und 1848), deren ersten beiden Teile bereits bei Brockhaus erschienen waren. Aufgrund von Differenzen zwischen Eckermann und dem Verlag wurde der dritte Band bei Heinrichshofen in Magdeburg herausgegeben, bevor die Rechte für alle drei Teile letztendlich wieder in Leipzig vereint und dort ab 1868 gemeinsam publiziert wurden.⁴⁷ Die von Houben bearbeitete achte Auflage der gesammelten Gespräche basierte auf neu aufgefundenen Originaldokumenten, wie der Zusatztitel „Nach dem ersten Druck und dem Originalmanuskript des dritten Teils“ unterstreicht. Dabei handelte es sich um die Druckfassung der ersten Auflage mit Korrekturen Eckermanns und die ursprüngliche Ausgabe von Heinrichshofen in Magdeburg. Das bereits 1909 sehr umfangreiche Nachwort erweiterte Houben 1925 nochmals aufwendig, nachdem Julius Petersen (1878–1941), Berliner Professor für Neuere Deutsche Literaturgeschichte, eine Arbeit über die *Entstehung und Glaubwürdigkeit der Gespräche* veröffentlicht hatte,⁴⁸ die eine literaturwissenschaftliche Debatte über die Authentizität der Daten in Eckermanns Ausführungen auslöste.⁴⁹ Auch den

⁴⁵ LLBD 12/963, S. 3; Julius Kurth: Utamaro. Leipzig: F. A. Brockhaus 1907.

⁴⁶ Vgl. LLBD 12/963, S. 4.

⁴⁷ Houben hat die gesamte Entstehungsgeschichte im umfassenden Nachwort der 1909 bei Brockhaus erschienenen Ausgabe editionsphilologisch aufgearbeitet. Heinrich Hubert Houben (Hg.): Johann P. Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Nach dem ersten Druck und dem Originalmanuskript des dritten Teils mit einem Nachwort und Register. Houben. Leipzig: Brockhaus 1909.

⁴⁸ Julius Petersen: Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit. Mit einem Faksimile und einem Anhang ungedruckter Briefe von und an Eckermann. Frankfurt am Main: Diesterweg 1925.

⁴⁹ Holzhausen gibt einen prägnanten Bericht über die Sachlage: „Petersen hatte nur einem Drittel der Gespräche nach Datum und Inhalt Glaubwürdigkeit zugesprochen. Beurteilt hatte er die Gespräche nach sechs Glaubwürdigkeitszensuren. Houben widersprach diesem Verfahren in dem erweiterten Nachwort und wies mit Hilfe von Tagebuchfragmenten und Briefen Eckermanns, wie auch von Dokumenten anderer Zeitzeugen nach, dass die meisten Angaben Eckermanns der historischen Wirklichkeit entsprachen oder ihr nahe kamen. Die Vorgehensweise Petersens würde dem Geist und dem Stil der Eckermannschen Aufzeichnungen nicht gerecht werden.“ In: Holzhausen: Finderglück ist Sucherlohn, S. 235.

Zusatztitel der 21. Auflage erweiterte Houben 1925 mit „und Eckermanns handschriftlichem Nachlass“, da er dieser Ausgabe zuvor unbekannte Original-Tagebücher Eckermanns zugrunde legen konnte. Diese Tagebücher erschienen später gemeinsam mit weiteren Informationen in zwei Bänden und waren die ersten biografischen Werke über den Goethe-Vertrauten.⁵⁰ Eine zusätzliche Quelle für diese Publikationen waren die Aufzeichnungen des Weimarer Hofpädagogen Frédéric Jacob Soret (1795–1865), die schon Eckermanns Erinnerungen für den dritten Teil kritisch ergänzt hatten. Das Original-Dokument fand Houben unter weiteren Nachlass-Akten bei der Tochter Sorets in Genf und gab es 1929 separat als *Zehn Jahre bei Goethe* heraus.⁵¹ Auch diese für die Goethe-Forschung essenziellen Publikationen hatten eine Konfrontation zwischen dem Privatgelehrten, Vertreter:innen der literaturwissenschaftlichen Forschung und ihren Institutionen zur Folge und werden im dritten Kapitel dieser Studie einer genaueren Betrachtung unterzogen.⁵²

Die Tätigkeit als literarischer Leiter beim Brockhaus-Verlag führte also in verschiedene literaturhistorische Richtungen, die Houben auch weiterhin beschäftigen sollten. Seit 1916 unterzeichnete er seine Veröffentlichungen mit „Prof. Dr. H. H. Houben“, nachdem ihn das Sächsische Kulturministerium inmitten des Ersten Weltkriegs zur Anerkennung für seine literaturhistorischen und bibliografischen Verdienste zum Professor ernannt hatte. Spätestens seit Beginn des Krieges beschäftigte er sich intensiv mit spezifischen Einschränkungen der kulturellen Produktion während politischer wie gesellschaftlicher Krisenzeiten, insbesondere der Zensur als kulturhistorischem Phänomen. Houbens Zugang zu Zensurgeschichte ist als quellenbasierte Untersuchung von Formen der Unterdrückung geistiger und kultureller Arbeit gekennzeichnet, für die er erhebliche Mengen an Archivmaterial sichtete. Dieses Material kontextualisierte er über historische Literatur und publizierte darauf aufbauende anekdotisierte Analysensammlungen. Die erste dieser Publikationen erschien 1918 bei Brockhaus unter dem Titel *Hier Zensur – wer dort? Antworten von gestern auf Fragen von heute*, in dessen Vorwort Houbens Zensurforschungsinteresse sowohl sprachlich als auch inhaltlich dargestellt ist:

⁵⁰ Heinrich Hubert Houben (Hg.): Johann Peter Eckermann: Sein Leben für Goethe. Nach seinen neu aufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargestellt (Bd. 1). Leipzig: Haessel 1925; Heinrich Hubert Houben (Hg.): Johann Peter Eckermann: Sein Leben für Goethe. Nach seinen neu aufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargestellt (Bd. 2). Leipzig: Haessel 1928.

⁵¹ Heinrich Hubert Houben (Hg. und Übersetzer): Frédéric Soret: Zehn Jahre bei Goethe. Erinnerungen an Weimars klassische Zeit 1822–1832. Aus Sorets handschriftlichem Nachlaß, seinen Tagebüchern und seinem Briefwechsel. Leipzig: F. A. Brockhaus 1929.

⁵² Vgl. Holzhausen: Finderglück ist Sucherlohn, S. 235–236; Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 17–18.

„Der Kampf der Literatur mit der Zensur, wie sie ehemals in deutschen Landen betrieben wurde, ist der ewige Widerstreit zweier Weltanschauungen, der Kampf des Lichtes gegen die Finsternis, der Aufklärung gegen den Obskurantismus. Der unselige Weltkrieg, der in der ganzen ‚Kulturwelt‘ soviel längst überwundenes Menschliche, allzu Menschliche wieder lebendig machte, hat auch diesen uralten Zwist aufs schärfste neu entfesselt. [...] Und nach dem Weltkrieg – was ist seitdem besser geworden? Die Schauspieler sind andere, das Schauspiel ist geblieben, [...].“⁵³

Was Houben hier wenig konfliktscheu aber mit umso mehr Pathos andeutet, ist eine Kritik an den zeitgenössischen kulturpolitischen Zuständen, die er über Beispiele aus der Geschichte ausdrückte.⁵⁴ Datiert ist das Vorwort mit „Leipzig, zu Anfang des fünften Weltkriegsjahres“, die zweite Auflage des Werks erschien noch im selben Jahr, jedoch beim Leipziger Verlag H. Haessel. Der Verlagswechsel innerhalb der beiden Auflagen deutet bereits auf Differenzen zwischen dem Brockhaus-Verlag und dem literarischen Leiter hin, der seine dortige Stelle Ende des Jahres 1919 nach zwölfjähriger Tätigkeit aufgab.

Granow-Houben begründete Houbens Entscheidung damit, dass er sich nicht mit der „respektlosen und anmassenden Nachkriegsjugend befreunden wollte“.⁵⁵ In dem 2005 herausgegebenen Werk zur Verlagsgeschichte *Die Firma F. A. Brockhaus* vermerkt der Historiker Thomas Keiderling dazu, dass im August 1919 ein Großteil des Verlagspersonals bei einer Zusammenkunft die inflationsbedingte Entwertung ihrer Löhne diskutierte. Erstmals in der Geschichte des Verlags wurde dabei ein am nächsten Morgen beginnender Streik ausgerufen, zu dem Houben die Versammelten ermutigt haben soll. Dieses Aufbegehren empfand der Betriebsinhaber Albert Brockhaus (1855–1921), der sich während des Krieges sehr entgegenkommend gegenüber seiner Belegschaft verhalten hatte, als Vertrauensbruch.⁵⁶ Aus der oben genannten Festschrift geht ebenso hervor, dass der Literaturhistoriker maßgeblich an der Erschließung des seit 1926 öffentlich zugänglichen Verlagsarchivs beteiligt war.⁵⁷ Es wird aber nicht darüber aufgeklärt, ob Houben diese Arbeiten vor oder nach seiner Anstellung ausführte. Er scheint den Verlag danach jedoch auf ausständige Gehaltszahlungen bezüglich seiner Eckermann-Arbeiten geklagt zu haben. Dazu liegt ein Gutachten von Anton Kippenberg (1874–1950), dem langjährigen Leiter des Insel-Verlags, in den im GSA untergebrachten Verlagskorrespondenzen vor.⁵⁸ Houben und Kippenberg

⁵³ Heinrich Hubert Houben: *Hier Zensur – wer dort? Antworten von gestern auf Fragen von heute*. Leipzig: Brockhaus 1918, S. 3.

⁵⁴ Vgl. Holzhausen: *Finderglück ist Sucherlohn*, S. 237; Piech: *Das Zensurarchiv Houben*, S. 18.

⁵⁵ LLBD 12/963, S. 4–5.

⁵⁶ Vgl. Thomas Keiderling: *Die Firma F. A. Brockhaus. Von der Begründung bis zum hundertjährigen Jubiläum*. Leipzig & Mannheim: Brockhaus 2005, S. 91–92.

⁵⁷ Keiderling: *Die Firma F. A. Brockhaus*, S. 172.

⁵⁸ Kippenberg hob darin den von Houben geleisteten Mehrwert für die *Gespräche* hervor, betonte aber auch, dass eine Übertragung des Verlagsrechts dadurch nicht gerechtfertigt sei. Vgl. Anteilnahme des Insel-

kannten sich aus vorheriger Zusammenarbeit, das entsprechende Prozessgutachten war jedoch kein Leumundszeugnis, sondern behandelte die Frage, welche Tätigkeiten grundsätzlich in die Aufgabenbereiche eines Verlagsautors fallen.⁵⁹ Es wurde also formaljuristisch festgestellt, ob Houben wegen seiner umfassenden und eventuell über seine Anstellung hinausgehenden Arbeiten für die *Gespräche mit Goethe* (1909) und Gregorovius *Wanderjahre in Italien* (1912) ein Verlagsrecht zustehen könnte, bzw. ein Anspruch auf einmalige Honorarzahlung für die Erstellung des Nachworts gegeben war.⁶⁰ Über den Ausgang des Verfahrens gibt die genannte Korrespondenz jedoch keine Auskunft. Neben der 21. Auflage der *Gespräche* (1925), für die Houben das Register bedeutend erweiterte, war sein Soret-Buch *Zehn Jahre bei Goethe* (1929) jedenfalls das einzige seiner selbstständigen Werke, das danach noch im Brockhaus-Verlag erschienen ist.

Nach seiner Tätigkeit beim Brockhaus-Verlag blieb Houben zunächst noch in Leipzig und leitete für eineinhalb Jahre die Presseabteilung der Leipziger Mustermesse.⁶¹ Die eher eintönige Organisationsarbeit forderte ihn jedoch nicht zur Genüge, weshalb er 1921 die Stelle als literarischer Leiter des neu gegründeten „Deutschen Verlags“ annahm und mit seiner Familie nach Berlin übersiedelte.⁶² An der Spitze des Vorhabens stand der Journalist Heinrich Rippler (1866–1934), Redakteur der *Täglichen Rundschau* und 1922 Mitbegründer der *Zeit*, wodurch ein Konglomerat zwischen dem Verlag und bedeutenden deutschsprachigen Zeitungen geschaffen werden sollte. Das Unternehmen scheiterte jedoch bereits kurz nach seiner Gründung an den wirtschaftlichen Schwierigkeiten aufgrund der hohen Inflation in den 1920er Jahren. Dieselben Probleme beschäftigten Houben auch privat, der nach dem Ende des Krieges ebenso alle finanziellen Rücklagen verloren hatte und nach dem Zerfall des Verlags wieder selbständig als freier Schriftsteller und Forscher tätig war.⁶³

Die darauffolgenden Jahre verbrachte Houben in Zusammenarbeit mit seiner Frau literarisch sehr produktiv. Das Paar war auf den finanziellen Erfolg ihrer Publikationen angewiesen, da ihre Bucherträge und Projekthonorare die einzige Einnahmequelle der Familie darstellten. Im Rahmen seiner Zensurgeschichtsforschung erschien 1924 *Der gefesselte Biedermeier*, worin u.a. Informationen zum Einfluss der Preußischen Zensur auf den Brockhaus-Verlag enthalten

Verlages an Prozeßangelegenheiten Verschiedener gegen Verschiedene, Mappe: H. Houben gegen FA Brockhaus (1921), GSA 50/17.

⁵⁹ 1912 gab Houben eine Bearbeitung der Memoiren Wit von Dörings beim Insel-Verlag heraus.

⁶⁰ Ferdinand Gregorovius: *Wanderjahre in Italien*. Auswahl in zwei Bänden mit dem Porträt des Verfassers, zwei Karten und einem biographischen Nachwort von Dr. H. H. Houben. Leipzig: F. A. Brockhaus 1912.

⁶¹ Die Ausstellung wird seit 1895 veranstaltet und setzte schon früh neue Handels- und Präsentationsformen ein, wodurch die traditionelle Warenmesse durch Musterschauen abgelöst wurde: <https://www.leipziger-messe.de/de/unternehmen/portrait/geschichte/>.

⁶² Berlin wäre laut Granow-Houben ohne diese Möglichkeit nicht die erste Wahl gewesen, da die Familie lieber nach Frankfurt a.M. oder München gegangen wäre. Vgl. LLBD 12/963, S. 5.

⁶³ Vgl. Piech: *Das Zensurarchiv Houben*, S. 18.

sind.⁶⁴ Im gleich Jahr gab er den ersten Band seiner ausführlichen Untersuchung *Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart* heraus, wozu bereits 1928 der ebenso umfangreiche zweite Band folgte.⁶⁵ Alleine in den beiden Bänden zu verbotener Literatur werden 77 unterschiedliche Autor:innen, Zeitschriften, Verlage und ihre Publikationen oder auch Zensurkataloge in eigenständigen Abteilungen thematisiert. Die längsten Beiträge darin behandeln die jungdeutschen Autoren Theodor Mundt (1808–1861; II: 363–498) und Karl Gutzkow (I: 250–329), zu denen Houben auch eigene Sammlungen angelegt hat, sowie den Philosophen Johann Gottlieb Fichte (1762–1814; II: 83–248). Zensurfälle aus dem 18. Jahrhundert sind auch durch die Abschnitte zum Gelehrten und Freund Goethes Karl Ludwig von Knebel (1744–1834; II: 329–360) oder den Wiener *Catalogus Librorum Prohibitorum* (1754–1780; I: 93–98) vertreten. Die meisten Beiträge befassen sich mit zensurhistorischen Darstellungen des 19. Jahrhunderts. Einen interessanten Gegensatz dazu bilden die Kapitel zu damals zeitgenössischen Zensurverfahren, in denen Houben aktuelle Quellen verarbeitete. Darunter sind Berichte über Eingriffe auf naturalistische Literatur um 1900, wie im Falle Gerhard Hauptmanns (1862–1946; I: 337–368), oder die Dokumentation des Prozesses gegen Carl Einstein (1885–1940; I: 137–175) und dessen Verleger Ernst Rowohlt (1887–1960) im Jahr 1921, der sich auf den „Gotteslästerungsparagraphen“ bezog.⁶⁶

Kürzere Zensur-Geschichten und einzelne Materialfunde veröffentlichte Houben 1925 in *Kleine Blumen, kleine Blätter aus Biedermeier und Vormärz*, dem er den Zusatztitel „Strauß zu meinem 50. Geburtstag“ beifügte und das Werk den „Freunden seiner Arbeit“ widmete.⁶⁷ Ein Jahr später brachte er die Dokumentensammlung *Gespräche mit Heine* (1926) heraus, in denen alle damals verfügbaren Berichte von Zeitgenoss:innen über den politisch engagierten Schriftsteller Heinrich Heine (1797–1856) versammelt waren.⁶⁸ Das Buch blieb laut Rasch

⁶⁴ Heinrich Hubert Houben: *Der gefesselte Biedermeier. Literatur, Kultur, Zensur in der guten, alten Zeit*. Leipzig: Haessel 1924 [Informationen zu Zensureingriffen beim Brockhaus Verlag darin: S. 153–174]. Das Buch war als Nachfolgepublikation von *Hier Zensur – wer dort?* im Brockhaus-Verlag geplant, wie eine Ankündigung im Editorial der ersten Auflage belegt: „Dieses Büchlein ist ein Auszug aus einem gleichnamigen größeren Werk, das später im selben Verlag erscheinen wird. Als Fortsetzung folgt ein ebenfalls in sich abgeschlossenes Bändchen von gleichem Umfang und gleichem Preis unter dem Titel: „Biedermeier-Zensur“. In: Houben: *Hier Zensur – wer dort*, S. 2.

⁶⁵ Heinrich Hubert Houben: *Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart*. Ein kritisch-historisches Lexikon über verbotene Bücher, Zeitschriften und Theaterstücke, Schriftsteller und Verleger. (Bd.1). Berlin: Ernst Rowohlt Verlag 1924; Heinrich Hubert Houben: *Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart* (Bd.2). Bremen: Karl Schünemann-Verlag 1928.

⁶⁶ Der § 166 verhandelt die Strafbarkeit bei „Beschimpfung von Bekenntnissen, Religionsgesellschaften und Weltanschauungsvereinigungen“ im deutschen Strafgesetzbuch (StGB). Siehe: https://www.gesetze-im-internet.de/stgb/_166.html.

⁶⁷ Heinrich Hubert Houben: *Kleine Blumen, kleine Blätter aus Biedermeier und Vormärz*. Dessau: K. Rauch 1925.

⁶⁸ Heinrich Hubert Houben (Hg.): *Gespräche mit Heine*. Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben. Frankfurt am Main: Literarische Anstalt Rütten & Loening 1926.

bis in die 1970er Jahre eine der wichtigsten Quellenpublikationen zu Heines Leben.⁶⁹ Kurz danach fand der Sammler Houben auch ein Studententagebuch eines Freundes des Dramatikers, dem späteren Vormärz-Politiker Eduard Wedekind (1805–1885), und gab es als *Studentenleben in der Biedermeierzeit* (1927) heraus.⁷⁰

Houben erreichte über diese Veröffentlichungen ein hohes Maß an Aufmerksamkeit und konnte sich erfolgreich als Literatur- und Zensurhistoriker etablieren. Dies veranlasste das preußische Innenministerium ihn mit der Gestaltung einer eigenen Abteilung zu *Polizei und Zensur* bei der internationalen Polizeiausstellung zu beauftragen, die 1926 in den Berliner Ausstellungshallen am Kaiserdamm veranstaltet wurde.⁷¹ In der Ausstellung wurden polizeitechnische Vorgehensweisen oder Kommunikationsnetzwerke des Polizeiwesens im In- und Ausland präsentiert. Houben stellte hingegen kulturhistorische Beispiele für verbotene oder beschlagnahmte Literatur und Kunst zusammen. Laut Erfahrungsbericht in der *Vossischen Zeitung* wurden daran ersichtlich, „daß Pornographie, Kitsch und Kunst drei völlig verschiedene Faktoren sind, die jedesmal anders bewertet werden müssen“.⁷² Im Rahmen der Ausstellung wurde außerdem eine Sammelpublikation herausgegeben, für die Houben den Band *Polizei und Zensur. Längs- und Querschnitte durch die Buch- und Theaterzensur* (1926) erstellte.⁷³

Zwei Jahre später gestaltete Houben einen Raum für die internationale Publizistikausstellung *Pressa* in Köln, die 1928 über fünf Monate lang Exponate zu Zeitungsdrucktechniken, Erfindungen im Kommunikationskontext oder zur Entwicklung von Schrift als kulturtechnischer Nachrichtenübermittlung vorstellte. Houbens Beitrag *Die Zensur* bzw. *Presse und Zensur* war im kulturhistorischen Bereich der Presseausstellung untergebracht und in Form eines großen Sargs angeordnet. Diese Formation stellte einen metaphorischen Hinweis auf die Beerdigung der Pressefreiheit dar, wie aus dem Rundgang der westfälischen *Dorstener Volkszeitung* hervorgeht.⁷⁴ Diese „geschickte Zusammenstellung sonst in den Archiven

⁶⁹ Vgl. Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 192.

⁷⁰ Heinrich Hubert Houben (Hg.): *Studentenleben in der Biedermeierzeit*. Ein Tagebuch aus dem Jahre 1824. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1927; Vgl. Piech: *Das Zensurarchiv Houben*, S. 18–19.

⁷¹ Die sozialdemokratische Zeitung *Vorwärts* berichtete, dass eine breite Öffentlichkeit angesprochen werden sollte, um das Verständnis zwischen Bevölkerung und Polizei zu fördern, „damit die schwere aber meist undankbare Arbeit der Polizei richtig eingeschätzt wird und die Erkenntnis sich Bahn bricht, daß beide Teile aufeinander angewiesen sind.“ In: [Unter dem Polizei-Stern. Eröffnung am Kaiserdamm. Ein Rundgang durch die Hallen](#). In: *Vorwärts*. Jg. 43/Nr. 453. 25.09.1926, S. 3.

⁷² So berichtet im Zeitungsartikel [Die Polizei-Ausstellung eröffnet](#). In: *Vossische Zeitung*. Berlinische Zeitung von Staats- und Gelehrtsachen. Abendausgabe/Nr. 455. 25.09.1926, S. 3.

⁷³ Heinrich Hubert Houben: *Polizei und Zensur. Längs- und Querschnitte durch die Geschichte der Buch- und Theaterzensur*. Berlin: Gersbach 1926 (=Die Polizei in Einzeldarstellungen, Bd. 11).

⁷⁴ Die ausführliche Beschreibung des Redakteurs Wand: „Daß man die Freiheit der deutschen Presse zu Grabe tragen wollte, das zeigt der sargartig aufgebaute von Professor Houben bearbeitete Raum ‚Die Zensur‘. Hier ist zusammengestellt, wie man auf jede Weise um die Freiheit des gedruckten Wortes kämpfte[:] Schmähschriften und Gemälde, Urkunden und Zensurstriche sowie erzwungene Zensurlücken zeigen den

verschollener interessanter Dokumente“ erregte auch so manches Aufsehen, wie Granow-Houben in ihrer Beschreibung der Veranstaltung reflektierte.⁷⁵

Der Zensurforscher hatte noch einige größer angelegte Arbeiten geplant, die seine Studien zu Zensurgeschichte und Pressgesetzgebung abschließen sollten.⁷⁶ An der Umsetzung dieser Publikationen scheiterte es jedoch, da der Verlagsbuchhandel damals immer weniger literaturhistorische Buchprojekte umsetzte. Houbens zensurhistorische Auseinandersetzung mit Goethe stellte demnach den Abschluss seiner publizierten Zensurforschungen dar. Das dazugehörige Werk betitelte er als *Der polizeiwidrige Goethe* und gab es 1932 zu dessen 100. Todestag heraus.⁷⁷ Houben erweiterte damit seine vorherigen Goethe-Forschungen um dieses eigenständige Werk zu Goethes Zensurerfahrungen. Diesen Diskurs ergänzte er 1934 noch um *Goethes Eckermann – Die Lebensgeschichte eines bescheidenen Menschen*, eine gekürzte und sehr populäre Lesefassung seiner Eckermann-Biografie.⁷⁸

Im Umfeld dieser Weimarer Persönlichkeiten stieß der Privatgelehrte auch auf die Biografien bedeutender Frauen und deren Lebenserinnerungen, die ihn ebenso interessierten. Houben fokussierte die Forschungstätigkeiten und literarischen Arbeiten verschiedener bürgerlicher Intellektueller, welche die Salonkultur als Voraussetzungssystem für ihre Emanzipationsprozesse nutzten. Die erste Publikation aus diesem Themenkreis war der Autorin Adele Schopenhauer (1797–1849) gewidmet. Sie war die Tochter der Schriftstellerin Johanna Schopenhauer (1766–1838) und die Schwester des Philosophen Arthur Schopenhauer (1788–1860). Als Persönlichkeiten hatten sie alle eine erhebliche Bedeutung für das kulturelle Geschehen im 19. Jahrhundert. Johanna Schopenhauer war eine der meistgelesenen Schriftstellerinnen ihrer Zeit und führte einen sehr populären Salon in Weimar, bei dem u.a. auch der Gelehrte Goethe regelmäßig zu Gast war. Adele Schopenhauer galt auf dem Gebiet des im 19. Jahrhundert sehr beliebten Scherenschnitts als Meisterin. Dazu war die Schriftstellerin ausgesprochen gebildet, eine begabte Vortragende und war für ihre kritischen literarischen Urteilsfähigkeiten bekannt. Arthur Schopenhauers philosophische Abhandlungen haben bis heute großen Einfluss auf verschiedene Diskurse aus Kultur und Forschung und zählten in den 1920er Jahren zu den beliebtesten Werken maßgeblicher Vertreter:innen dieser Bereiche. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Houben sich der Familie Schopenhauer

Kampf der öffentlichen Gewalten gegen die Freiheit des einzelnen Wortes.“ Albert Wand: [Zeitung und Kultur. Ein Gang durch die kulturhistorische Abteilung der ‚Pressa‘](#). In: Dorstener Volkszeitung. Jg. 1928/Nr. 153. 03.06.1928, S. 9.

⁷⁵ LLBD 12/963, S. 5.

⁷⁶ Houben: Polizei und Zensur, S. 6.

⁷⁷ Heinrich Hubert Houben: *Der polizeiwidrige Goethe*. Berlin: G. Grote Verlag 1932.

⁷⁸ Interessanterweise erschien diese populäre Fassung seiner Eckermann-Biografie als einziges seiner Werke beim Wiener Zsolnay-Verlag: Heinrich Hubert Houben: *Goethes Eckermann. Die Lebensgeschichte eines bescheidenen Menschen*. Berlin & Wien & Leipzig: Zsolnay 1934.

ausschließlich über Publikationen zu den beiden Frauen näherte und eine Auseinandersetzung mit Arthur Schopenhauer nur in Bezug zu deren Leben stattfindet.

Die Darstellung von Adele Schopenhauers Gedichten und Scherenschnitten erschien 1920 in zwei Bänden. Die *Gedichte* gab Houben im ersten Band heraus und leitete sie mit einer ausführlichen Biografie ein, den Band zu ihren *Scherenschnitten* bearbeitete der damalige Leiter des Goethe-Nationalmuseums Hans Wahl (1885–1949).⁷⁹ Bereits 1921 folgte den Gedichten die Herausgabe ihrer Tagebücher aus den Jahren 1823 bis 1826, welche Houben als *Tagebuch einer Einsamen* betitelte und mit weiteren biografischen Informationen im Vorwort versah.⁸⁰ 1924 gab er Briefe und Erinnerungen Johanna Schopenhauers heraus, die sich explizit mit ihrer Zeit in Weimar und dem literarisch-künstlerischen Salon auseinandersetzen, den sie dort veranstaltete.⁸¹ Dieser Lebensabschnitt war besonders geprägt von der Unabhängigkeit, die sie nach dem Tod ihres Mannes Heinrich Schopenhauer (1747–1805) erlangte. Im Gegensatz zum wechselhaften, aber innigen Verhältnis zwischen Mutter und Tochter, widmete Houben der dysfunktionalen Beziehung zu ihrem Sohn bewusst weniger Aufmerksamkeit in dieser Publikation. Er reflektierte sie aber in einem eigenen Kapitel seiner Anekdotensammlung *Kleine Blumen, kleine Blätter* mithilfe von Johanna Schopenhauers Testament aus dem Jahr 1823, in dem sie ihrem Sohn mit vielfältigen und wortgewandten Formulierungen seinen Erbenspruch zu entziehen versuchte.⁸²

Eine weitere Salonière aus diesen Kreisen, deren Erinnerungen Houben 1923 als *Erlebnisse und Geständnisse* herausgab, war Ottilie von Goethe (1796–1872).⁸³ Die Schwiegertochter von Goethe war eine bedeutende Persönlichkeit in und außerhalb Weimars, deren kulturelle Diskussionsfreude und Intellekt sowohl von ihrem Schwiegervater als auch dessen Gesellschaften sehr geschätzt wurden. Zwischen 1829 und 1832 gab sie dort die Zeitschrift *Chaos* heraus, Beiträge für die Zeitung stammten u.a. von Adele Schopenhauer oder dem Theaterschriftsteller Karl von Holtei (1798–1880). Die von Houben fokussierten Korrespondenzen Ottilie von Goethes stammten allerdings aus der Zeit nach 1832, nachdem der berühmte Gelehrte Goethe bereits verstorben war. In diesen Jahren bestimmten finanzielle Schwierigkeiten, verschiedenste Beziehungen aber auch vielfältiger kultureller Austausch ihr Leben. Die Reisen der häufig als ruhelos beschriebenen Exzentrikerin führten sie u.a. nach

⁷⁹ Heinrich Hubert Houben & Hans Wahl (Hg.): Adele Schopenhauer. Gedichte und Scherenschnitte. Band I: Gedichte, Band II: Scherenschnitte. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1920.

⁸⁰ Heinrich Hubert Houben (Hg.): Adele Schopenhauer. Tagebuch einer Einsamen. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1921.

⁸¹ Heinrich Hubert Houben (Hg.): Damals in Weimar! Erinnerungen und Briefe von und an Johanna Schopenhauer. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1924.

⁸² Houben: Arthur Schopenhauers Enterbung durch seine Mutter. In: *Kleine Blumen, kleine Blätter*, S. 40–48.

⁸³ Heinrich Hubert Houben (Hg.): Ottilie von Goethe: *Erlebnisse und Geständnisse*. 1832–1857. Leipzig: Klinkhardt & Biermann, 1923.

Rom, Dresden, Leipzig und Wien, wo sie „dank ihrer geselligen und geistigen Begabung“ zum Mittelpunkt bedeutender kultureller Kreise wurde.⁸⁴

Die vierte Persönlichkeit in diesem intellektuellen Frauennetzwerk, mit der sich Houben intensiv beschäftigte, war die Archäologin und Altertumswissenschaftlerin Sibylle Mertens-Schaaffhausen (1797–1857). Sie war eine im deutschsprachigen und italienischen Raum anerkannte Kunst- und Antikensammlerin und Mitbegründerin des „Kölner Dombauvereins“. Außerdem war sie das erste weibliche Mitglied des 1829 in Rom gegründeten deutschen archäologischen Forschungsinstituts „Istituto di Corrispondenza Archaeologica“ sowie des seit 1841 bestehenden rheinländischen „Vereins der Altertumsfreunde“. In ihren künstlerisch-wissenschaftlichen Salons in Köln und Bonn und später auch in Genua und Rom empfing sie bedeutsame Wissenschaftler:innen, Künstler:innen und politisch engagierte Persönlichkeiten aus ganz Europa. Darunter waren auch Ottilie von Goethe und Adele Schopenhauer, zu denen sie besonders enge Beziehungen pflegte. Diese und andere Aktivitäten machten sie im deutschsprachigen Raum als „Rheingräfin“ und in Italien als „Principessa Tedesca“, also „Deutsche Prinzessin“, bekannt.⁸⁵

Granow-Houben gibt einen ausführlichen Bericht zu Houbens Beschäftigung mit der im frühen 20. Jahrhundert fast vergessenen Sammlerin und bezeichnete ihre mehrbändig geplante Biografie als „Schmerzenskind“ des Privatgelehrten, da er diese lange nicht veröffentlichen konnte.⁸⁶ Houbens Faszination an der Intellektuellen begleitete ihn über zwei Jahrzehnte, er benannte seine zweite Tochter Sibylle nach der Wissenschaftlerin und kündigte die geplante Publikation mehrfach in anderen Werken an.⁸⁷ Erscheinen konnte die stark gekürzte Fassung der Biografie allerdings erst 1935 als *Die Rheingräfin*, kurz nachdem der Privatgelehrte verstorben war. Diese Verzögerung basierte auf den erschwerten Publikationsbedingungen nach dem Ersten Weltkrieg und einem Prozess mit Nachkommen Mertens-Schaaffhausens, welche die Publikation verhindern wollten.⁸⁸ Granow-Houben bezeichnete

⁸⁴ Bernhard Gajek: [Ottilie von Goethe](#). In: Neue Deutsche Biographie 6 (1964), S. 575–576 [Online-Version].

⁸⁵ Vgl. Andrea Rottloff: Fasziniert von der Antike und vom Karneval. Sibylle Mertens-Schaaffhausen. In: Andrea Rottloff: Die berühmten Archäologen. Mainz: Philipp von Zabern 2009, S. 28–32; Christine Wittich & Valentin Kockel: Sibylle Mertens-Schaaffhausen (1797–1857). Sammlerin, Kennerin und Kollegin der Altertumswissenschaftler. In: V. Kockel (Hg.): Daktyliotheken. Götter & Caesaren aus der Schublade. Antike Gemmen in Abdrucksammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts. München: Biering & Brinkmann 2006, S. 102–106, hier S. 102–103.

⁸⁶ LLBD 12/963, S. 7.

⁸⁷ Bereits in *Erlebnisse und Geständnisse* (1923) betonte Houben, dass Materialien zu Mertens-Schaaffhausens Erbschaftsstreit ihrer Biografie vorbehalten bleiben müssten (S. 9) und in *Kleine Blumen, kleine Blätter* (1925) verweist er auf sein „demnächst erscheinendes Buch“ über die Sammlerin, das bei H. Haessel erscheinen hätte sollen (S. 47).

⁸⁸ Vgl. LLBD 12/963, S. 7.

die Veröffentlichung als „Ausgabe letzter Hand“ – die Einrichtung der Druckfassung und die Auswahl des Bildmaterials nahm Houben bereits am Krankenbett vor.⁸⁹

Die Korrespondenzen und Journale der vorgestellten Protagonistinnen sind zentral für alle angeführten Publikationen und repräsentierten auch für Houben den größten literarischen Wert.⁹⁰ Die wissenschaftlichen und kulturellen Tätigkeiten dieser Persönlichkeiten standen im Zentrum seiner Auseinandersetzung, wodurch er seine Forschungsgebiete um interessante Perspektiven erweiterte, die heute u.a. im Diskurs der Gender Studies behandelt werden.⁹¹ Die Untersuchung dieses bemerkenswerten Frauennetzwerks ergibt aufschlussreiche Daten zu den Voraussetzungen, unter denen Frauen zu dieser Zeit künstlerisch und wissenschaftlich tätig sein konnten und mit welchen Barrieren sie konfrontiert waren, um diesen Interessen nachgehen zu können.⁹² Außerdem werden viele dieser intensiven Verbindungen in zeitgenössischen Auseinandersetzungen als lesbische Beziehungen identifiziert, darunter auch jene zwischen Sibylle Mertens-Schaaffhausen und Adele Schopenhauer.⁹³ Houben marginalisierte diese Partnerinnen als Freundinnen, hielt aber ebenso fest, dass die beiden seit 1828 in einer „dauernden Lebensgemeinschaft“ waren.⁹⁴ Im fünften Kapitel der vorliegenden Studie wird genauer untersucht, wie er sich diesen vielfältigen Diskursen näherte, welche persönlichen und wissenschaftlichen Haltungen er dazu einnahm und welche Bedeutung diese Publikationen für seine Forschungspraxis haben.

Nachdem sich Houbens wissenschaftliche Tätigkeit durch zensurhistorische, biografische, editionsphilologische und bibliografische Projekte auszeichnete, beschäftigte er sich als Schriftsteller ab den späten 1920er Jahren auch mit Abenteuer- und Expeditionsgeschichten. Vorarbeiten zu diesem Themengebiet hatte er bereits innerhalb seiner Verlagsarbeit bei Brockhaus geleistet, nun verfasste er historische Romane über geografische „Entdeckungen“ und die Protagonisten dieser Expeditionen: 1927 erschien *Ruf des Nordens*, ein Abenteuer-

⁸⁹ LLBD 12/963, S. 7.

⁹⁰ Vgl. Houben (Hg.): *Erlebnisse und Geständnisse*, S. VIII [Die einleitenden Vorbemerkungen dieser Ausgabe sind im römischen Zahlensystem nummeriert].

⁹¹ Vgl. Piech: *Sammeln ohne Sammlung, Forschung ohne Universität*, S. 45–46.

⁹² Die Literaturhistorikerin Steidele hat nicht nur die Beziehung zwischen Adele Schopenhauer und Sibylle Mertens-Schaaffhausen untersucht, sondern sich grundsätzlich mit den gesellschaftlichen Bedingungen für Schriftstellerinnen dieser Periode auseinandergesetzt. Siehe: Angela Steidele: *Geschichte einer Liebe. Adele Schopenhauer und Sibylle Mertens*. Insel Verlag: Berlin 2010. Angela Steidele: *Als wenn Du mein Geliebter wärest. Liebe und Begehren zwischen Frauen in der deutschsprachigen Literatur 1750–1850*. Stuttgart [u.a.]: Metzler 2003.

⁹³ Aufgrund der autonomen und sexuellen Einschränkungen, denen Frauen im 19. Jahrhundert ausgesetzt waren, kann in diesem Zusammenhang nicht eindeutig von Identitäten gesprochen werden, die wir zeitgenössisch als homosexuell oder lesbisch bezeichnen würden. Auch diese spezifischen Begrifflichkeiten werden erst ab Ende des 19. und verstärkt im Laufe des 20. Jahrhunderts gebraucht. Steideles Interpretation nach lebten Schopenhauer und Mertens-Schaaffhausen aber „an der Schwelle der sexuellen Moderne“, wodurch sie die neue lesbische Identität paradigmatisch „entwickelten, erprobten und durchlitten“. In: Steidele: *Geschichte einer Liebe*, S. 93.

⁹⁴ Houben: *Die Rheingräfin*, S. 69.

roman über die deutschen Nordpolfahrten, im Berliner Volksverband der Bücherfreunde und war nicht nur „sofort nach der Ausgabe vergriffen“, sondern wurde darüber hinaus auch eine der erfolgreichsten Publikationen Houbens.⁹⁵ Bereits in den 1930er Jahren hatte das Werk über 250.000 Auflagen bei verschiedenen Verlagen, dazu kamen tschechische, englische, französische, polnische und niederländische Übersetzungen des Romans. 1932 folgte die Erzählung *Christoph Columbus*, die bereits kurz nach ihrem Erscheinen ins Spanische übersetzt wurde.⁹⁶ Zwei Jahre später erschien der Roman *Sturm auf den Südpol* parallel mit einer ins Ungarische übersetzten Fassung, der kurz danach auch eine englische Übersetzung folgte.⁹⁷ Houbens Talent, historische Begebenheiten in ein spannendes Lektüreformat zu überführen, kam ihm bei diesen Volksausgaben besonders zugute. So bezeugt auch sein Freund Elster in seinem Nachruf auf Houben, „daß es immer seine Leidenschaft und seine Kunst war, Leben zu wecken, Leben zu gestalten, gelebtes Leben zum Erlebnis für die Lebenden zu machen.“⁹⁸ Ein erheblicher Anteil an diesen belletristischen Werken muss auch seiner Frau Granow-Houben zugeschrieben werden, da sie offenbar einzelne Abschnitte daraus verfasst hat. Eine genaue Untersuchung der Zusammenarbeit des Gelehrten-Paares wird im vierten Kapitel dieser Studie vorgenommen.

Der Privatgelehrte, Sammler und Schriftsteller Houben war in verschiedenen Netzwerken im deutschsprachigen Raum aktiv, engagierte sich in einer Vielzahl von Vereinen und hielt regelmäßig Vorträge über seine literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten. Seit 1900 war er Mitglied des „Vereins Berliner Presse“ und tauschte sich dort mit Kolleg:innen über journalistische Fragen aus.⁹⁹ Während seiner Tätigkeit beim Brockhaus-Verlag war er Angehöriger des „Leipziger Literatenstammtisches“, der regelmäßig im Café Merkur zusammentraf. Dort gründete Houben 1914 mit dem Schriftsteller Karl Hans Strobl (1877–1946) auch den Ortsrat des „Schutzvereins Deutscher Schriftsteller“ und setzte sich als Vorsitzender für die Verlagsrechte und Meinungsfreiheit von Schriftsteller:innen ein. Auch Fragen des Urheberrechts diskutierte er öffentlich und publizierte dazu 1927 den kritischen

⁹⁵ LLBD 12/963, S. 5–6; Heinrich Hubert Houben: Der Ruf des Nordens. Abenteuer und Heldentum der Nordpolfahrer. Berlin: Volksverband der Bücherfreunde/Wegweiser-Verlag 1927.

⁹⁶ Heinrich Hubert Houben: Christoph Columbus. Tragödie eines Entdeckers. Berlin: Volksverband der Bücherfreunde/Wegweiser-Verlag 1932.

⁹⁷ Heinrich Hubert Houben: Sturm auf den Südpol. Abenteuer und Heldentum der Südpolfahrer. Berlin: Ullstein Verlag 1934.

⁹⁸ Elster: Heinrich Hubert Houben. In: Houben (Hg.): Die Rheingräfin, S. 12.

⁹⁹ Granow-Houben bedauerte, dass die Witwenrente des Vereins nach dem Tod Houbens nur 100 Reichsmark ausmachte: „Dafür haben wir 35 Jahre gezahlt und uns in Sicherheit gewiegt, dass die Witwenrente einmal meine Miete decken wird! Ach, nun reicht sie kaum für die Seife, oder?“ In: Brief Granow-Houben an Bergmann vom 20.08.1935, LLBD 12/21/010.

Aufsatz *Nicht 30 sondern 50 Jahre Urheberrecht!*.¹⁰⁰ Houben war seit 1907 aktives Mitglied der „Goethe-Gesellschaft“ und stand, trotz unterschiedlicher Kontroversen, mit einer Vielzahl ihrer Mitglieder im Austausch. Auch der „Schopenhauer-Gesellschaft“ und dem „Goethebund“ gehörte er an, in ersterer teilte er beispielsweise 1929 Informationen über die Wahrnehmung von Adele Schopenhauers Ableben und ihre Nachlassverwaltung mit.¹⁰¹ Houben beteiligte sich in bibliophilen Kreisen wie dem „Berliner Bibliophilen Abend“ und hielt dort 1927 z.B. den Vortrag „Wer ist es? Eine mysteriöse Literaturnovelle“ über nicht identifizierbare Schriftstellerpersönlichkeiten aus den Kreisen der Jenenser Burschenschaften.¹⁰² 1933 trat der Privatgelehrte auch der Zwangsvereinigung „Reichsverband Deutscher Schriftsteller“ bei, äußerte sich jedoch kritisch über die Aktivitäten der Organisation.¹⁰³

Ab 1902 war Houben mit Unterbrechungen aktives Mitglied der „Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur“, wie aus der für diese Studie essenziellen Publikation *Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat* (2011) hervorgeht.¹⁰⁴ Hans-Harald Müller und Mirko Nottscheid setzen sich darin intensiv mit der Geschichte und den Strukturen dieser Gesellschaft auseinander und kontextualisieren Informationen aus ihren Sitzungsprotokollen für verschiedene historische Fragestellungen.¹⁰⁵ Diese Aufzeichnungen ergeben, dass Houben in der Vereinigung bereits 1902 um Unterstützung für die Deutsche Bibliographische Gesellschaft anfragte, sich an unterschiedlichen Diskussionen beteiligte und im Laufe seiner wissenschaftlichen Laufbahn in verschiedenen Sitzungen Vorträge hielt. Diese behandelten jungdeutsche Autoren, Materialfunde aus der Zensurgeschichte, seine Eckermann-Forschung oder Auseinandersetzungen mit den zuvor genannten Frauenbiografien.¹⁰⁶ 1934 äußerte sich Houben positiv darüber, dass sich die Berliner Gesellschaft gegen die von der NS-Regierung

¹⁰⁰ Heinrich Hubert Houben: *Nicht 30 sondern 50 Jahre Urheberrecht! Ein Wort in letzter Stunde*. Berlin: E. Avenarius 1927.

¹⁰¹ Heinrich Hubert Houben: Neue Mitteilungen über Adele und Arthur Schopenhauer. In: Hans Zint (Hg.): *Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft*. Jg. 1929/Nr. 16, S. 79–184.

¹⁰² Heinz Gittig (Hg.): *Freude an Büchern. Protokolle, Dokumente, Berichte des Berliner Bibliophilen Abends 1920–1943* [aus Anlass seines fünfundsiebzigjährigen Bestehens herausgegeben]. Berlin: Berliner Bibliophilen Abend 1990, S. 63–77.

¹⁰³ In einem Brief an seinen Freund Alfred Bergmann vom 20. Februar 1934 bezeichnete er den RDS als „Dilletantenverein“, der trotz seines hohen Etats nichts unternehme, außer zu organisieren. In: Brief Houben an Bergmann vom 20.02.1934, LLBD 12/22/086.

¹⁰⁴ Hans-Harald Müller & Mirko Nottscheid: *Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat. Die Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur (1888–1938)*. Berlin: De Gruyter 2011 (=Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte; 70 = [304]).

¹⁰⁵ Der Titel der aufschlussreichen Auseinandersetzung *Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat* findet sich paraphrasiert in meinem Projekttitel *Sammeln ohne Sammlung, Forschung ohne Universität* wieder, da er mir als Denkanstoß für die Frage diente, ob außeruniversitäre Forschungstätigkeit im frühen 20. Jahrhundert paradigmatisch auf das Sammeln als kulturelle Praxis verweist.

¹⁰⁶ Die einzelnen Beiträge Houbens sind im Verzeichnis der Gesellschaftssitzungen im Anhang von *Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat* unter den Nummern 109, 122, 128, 129, 131, 137, 138, 146, 286, 293, 306, 316, 345, 352 und 361 erfasst.

geforderte „Gleichschaltung“ wehrte, indem der Vorstand ihren jüdischen Kassierer Martin Breslauer (1871–1940) einstimmig wiedergewählt und bei Nichtanerkennung der Wahl mit Amtsniederlegung gedroht hatte. Die „Berliner Literarische Gesellschaft“, deren Mitglied der Privatgelehrte ebenso war, widersetzte sich dem Prozess mithilfe einer Statutenänderung. Houben berichtete seinem Freund Bergmann im Frühjahr 1934 von den beiden Vorfällen und beendete seine Mitteilung mit den Worten „Es giebt noch Lichtblicke!“.¹⁰⁷

1935 erkrankte Houben schwer, weshalb innerhalb der Gesellschaft für deutsche Literatur eine Spendensammlung für ihn und seine Familie angeregt wurde, die ihm zu seinem 60. Geburtstag am 30. März übergeben werden sollte.¹⁰⁸ Dass die Initiative für den Spendenaufruf von dessen Freund Hanns Martin Elster stammte, der damals bereits ein bekennender NS-Literaturfunktionär war und weitere NS-Prominenz den Plan ebenso unterstützte, wurde von anderen (vor allem jüdischen) Mitgliedern der Gesellschaft durchaus kritisch angesehen. Eine Annäherung Houbens an die NS-Ideologie ist trotz dieser Beziehungen auszuschließen, abseits des Schriftsteller-Reichsverbands liegen keine Belege über etwaige Beteiligungen vor. Nachforschungen zu Mitgliedschaften des Privatgelehrten und seiner Frau in den Beständen des ehemaligen Berlin Document Centers (u. a. die NSDAP-Mitgliederkartei oder Akten der NS-Frauenschaft) sowie in weiteren einschlägigen Konvoluten des Deutschen Bundesarchivs verliefen negativ.¹⁰⁹ Diese persönliche politische Positionierung Houbens führte auch im Fall der Berliner Gesellschaft dazu, dass der Spendenaufruf angenommen, an alle Mitglieder ausgesandt und von vielen unterstützt wurde.¹¹⁰ Dazu beigetragen hat, dass Houben selbst in der Vereinigung sehr geschätzt und der Aufruf frei von politischen Agenden behandelt wurde.¹¹¹ Diese Wertschätzung wird auch in dem bezeichnenden Nachruf auf den

¹⁰⁷ Brief Houben an Bergmann vom 04.03.1934, LLBD 12/22/092.

¹⁰⁸ Die finanzielle Belastung war durch eine vorhergehende Erkrankung seiner Frau und den Verdienstaussfall des Gelehrten-Paares während kostspieliger Behandlungen bedingt.

¹⁰⁹ Mein Dank für diese Auskunft gilt der Bundesarchiv-Mitarbeiterin Susann Wolff. In: E-Mail von Wolff an die Verfasserin vom 11.06.2024.

¹¹⁰ Die Stiftung der Gesellschaft für Houben unterstützten folgende Mitglieder und der Vereinigung nahestehende Personen: Der Antiquar Martin Breslauer, die Bibliothekaren Felix Hasselberg (1893–1945) und Johann Sass (1866–1951) sowie Journalist Paul Neuburger (1881–1959) oder Jurist Adolf Heymann (1861–1942). Ebenso die Germanist:innen und Literaturwissenschaftler:innen Eduard Berend (1883–1973), Georg Ellinger (1859–1939), Helene Hermann (1877–1944), Paul Hoffmann (1866–1945), Fritz Homeyer (1880–1973), Monty Jacobs (1875–1945), Wilhelm Manthey (1879–1940), Hermann Michel (1877–1946), Maximilian Schochow (1892–1977) und Nina Zabłudowski (1906–1993). Der Mediziner Max Birnbaum (1862–1958), die Pädagog:innen Heinrich Brömse (1874–1945), Bernhard Hoeft (1863–1945), Felicitas von Kierski (1892–o.A.), Arnold Reimann (1870–1938) und Friedrich Schulze (o.A.). Auch Mitglied Ewald Waldbach (1877–1967), die Theaterwissenschaftler Max Herrmann (1865–1942) und Bruno Th. Satori-Neumann (1886–1943) sowie die Schriftsteller und Verleger Franz Adam Beyerlein (1871–1949), Heinrich Spiero (1876–1947), Friedrich Michael (1892–1986) und Julius Zeitler (1874–1943). Vgl. Müller und Nottscheid: *Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat*, S. 146/Anm. 450–451.

¹¹¹ Vgl. Müller und Nottscheid: *Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat*, S. 144–147.

Privatgelehrten deutlich, den der damalige Vorsitzende, der jüdische Theaterwissenschaftler Max Hermann, wenige Monate später vortrug:

„Er war einer der Urlebendigsten, – derb, robust, – ‚streitlustig‘ (in einem ethischen Sinne) – nicht human, nicht humanistisch. Aus dieser ‚Streitlust‘ ging auch seine literarhistorische Arbeit hervor, denn er hatte sich den Opponenten von Beruf zugewandt: Gutzkow und Laube, die Opposition der Jungdeutschen zogen ihn an, daher auch seine Beschäftigung mit der Zensur. Houben war bescheiden durch und durch. Er war nicht Hochschullehrer, nicht Journalist, auf reine Forschung bedacht; aber Belehrung für weitere Kreise. Auf diese Weise kam er zu Eckermann, ihn beschäftigten Eckermann und der Goethekreis, er schrieb und arbeitete über Soret und Johanna Schopenhauer. Er hatte den Forschungsdrang. Nicht tote Aktenpublikation. Houben [war] eine Art von gelehrtem Schriftsteller, die es heute kaum noch gibt. Er hat seine Forschungen in sehr lebendiger Art und Darstellung auf populäre Art gefasst. Urlebendig, kernhaft und ganz deutsch. In unserer Gesellschaft hat er Mitteilungen und Vorträge gebracht. Er wird bei uns nicht vergessen werden.“¹¹²

H. H. Houben war am 27. Juli 1935 unerwartet im 61. Lebensjahr an den Folgen einer schweren Darmkrebserkrankung in einem Berliner Krankenhaus verstorben.¹¹³

¹¹² Müller und Nottscheid: Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat, S. 147, Anm. 454; Hermann selbst wurde im September 1942 in das Ghetto Theresienstadt deportiert und starb kurz darauf an den Folgen der Deportation.

¹¹³ Vgl. Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 18–20.

2. Forschungsstand und Theorie

Houbens Biografie versammelt verschiedene Aspekte in sich, die es im Verlauf dieser Studie zu untersuchen gilt. Sie ist gekennzeichnet durch die spezifischen Bedingungen für sammelnde und publizierende Forschende im frühen 20. Jahrhundert und die politischen, gesellschaftlichen sowie unzähligen anderen Umbrüche und Krisen nach dem Ersten Weltkrieg. In seinem Werdegang gibt es jedoch auch klare Konstanten, die vor allem mit seiner Arbeitspraxis zusammenhängen – Houben war Privatgelehrter, ein privater Sammler und produzierte den größten Teil seiner Werke freiberuflich. Damit schreibt sich seine Biografie in die Praxis zahlreicher forschender und sammelnder Persönlichkeiten ein, die mit ihren Arbeiten verschiedene wissenschaftliche Disziplinen in der europäischen Moderne beeinflussten, aber nur begrenzt oder nie an Universitäten tätig waren. Um Houbens Gelehrtenbiografie innerhalb dieses Rahmens zu kontextualisieren, müssen zunächst die darüberstehenden Systeme genauer untersucht werden. Dazu wird der Begriff „exzentrische Privatgelehrte“¹¹⁴ eingeführt, deren Sammeltätigkeit als kulturelle Praxis reflektiert und auf dazugehörige Sammlungsstrukturen verwiesen, die als Basis für den weiterführenden Diskurs dienen.¹¹⁵

2.1 Sammlungspraxis moderner Privatgelehrter

Bevor Privatgelehrte und die Besonderheiten ihrer Position im wissenschaftlichen System untersucht werden, möchte ich zunächst auf die vielfältige Kulturpraktik des Sammelns eingehen, um sie im nächsten Schritt für die Analyse von Houbens Sammeltätigkeiten zu spezifizieren. In ihrer grundlegendsten Form erscheint das Sammeln als die Speicherung von Wissen: gesammelt werden Informationen, Gegenstände, Geschichten und viele weitere materielle sowie immaterielle Dinge und Ideen, die als so wertvoll gelten, dass sie erhalten werden sollen. Diese Praxis des Bewahrens bildet die kulturtheoretische und sammlungsphilosophische Einbettung der dargestellten Sammlungspraktiken. Sie wird jedoch im Folgenden noch um archiv- und sammlungstheoretische Perspektiven erweitert, wodurch die analytische Auseinandersetzung mit Sammlungs- und Wissensinstitutionen ermöglicht wird.

¹¹⁴ In die Plural-Bezeichnung „Privatgelehrte“ ist auch der Diskurs um marginalisierte Wissenschaftler:innen integriert, der vor allem Forscherinnen betrifft. Obwohl der Begriff der/des „Gelehrten“ genderneutral verwendet werden kann, geht ihm eine Konnotationgeschichte voraus, die Vertreterinnen lange bewusst ausgeschlossen hat. Die aktive Auseinandersetzung mit dem Begriff soll diesen gender-spezifischen Zuschreibungen entgegenarbeiten.

¹¹⁵ Eine Kurzfassung dieser Überlegungen sind bereits in der Zeitschrift *Thewis* veröffentlicht, wo ich sie im Rahmen zeitgenössischer theaterwissenschaftlicher Methoden vorstellen konnte: Piech: Sammeln ohne Sammlung, Forschung ohne Universität, S.43–44.

Die Praxis des Sammelns taucht im Falle Houbens in unterschiedlichsten Variationen auf, weshalb ein interdisziplinärer Sammlungsbegriff benötigt wird, der Sammelbewegungen als kulturelle Praxis begreift. Der Kulturphilosoph Walter Benjamin setzte sich bereits ab den 1920er Jahren mit dem Sammeln als „Form des praktischen Erinnerns“ auseinander und zeichnete dazugehörige Überlegungen u.a. im Rahmen seines philosophisch-literarischen *Passagen-Werks* auf.¹¹⁶ Der Vorgang dieser Erinnerungspraxis kann vielseitig motiviert sein, zumeist werden Sammler:innen aber mit Begriffen wie Ordnung und Kontrolle in Verbindung gebracht. Benjamin betonte, das Entscheidende beim Sammeln sei, „dass der Gegenstand aus allen ursprünglichen Funktionen gelöst wird[,] um in die denkbar engste Beziehung zu seinesgleichen zu treten“, wodurch eine gegensätzliche Position zum vorherigen Nutzen des Objekts geschaffen werden kann.¹¹⁷ Bei der Überführung von Objekten in eine Sammlung kommt es also zu einer Zustandsveränderung ihrer Nutzbarkeit, die aber auch produktive neue Ordnungen hervorbringt. Auch der Philosoph Krzysztof Pomian beschreibt diesen Aspekt in *Der Ursprung des Museums* (1988) in Zusammenhang mit Privatsammlungen und öffentlichen Museen als eine Funktionalität, die Museumsobjekte nach ihrer Überführung in ein Archiv verlieren und damit eher in die Nähe von Kunstwerken rücken, „die jeder nützlichen Zweckbestimmung entbehren.“¹¹⁸ Die daraus entstandene Sammlung definiert Pomian als Zusammenstellung natürlicher oder künstlicher Objekte, „die zeitweise oder endgültig aus dem Kreislauf ökonomischer Aktivitäten herausgehalten werden, und zwar an einem abgeschlossenen, eigens zu diesem Zweck eingerichteten Ort, an dem die Gegenstände ausgestellt werden und angesehen werden können“.¹¹⁹ Diese Sammelbewegung benennt Werner Sommer in seiner Studie *Sammeln. Ein philosophischer Versuch* (2002) im Gegensatz zum ökonomischen Sammeln als eine ästhetische Praxis und betont ebenso ihr Anschauungskriterium: „Vieles, was vorher zerstreut war, wird so bewegt, dass es nachher beisammen ist. Andererseits vollendet sich dieses *Zusammenkommen* in einem *Zusammensein* um der Anschauung willen: Was nun da ist, bleibt auch da und kann betrachtet werden.“¹²⁰ Er nimmt damit Bezug zu der auch von Benjamin wahrgenommenen „Zerstreutheit“ der vorhandenen Dinge in der Welt, der sich Sammler:innen entgegen stellen, indem sie Zueinander gehöriges

¹¹⁶ R. Tiedemann & H. Schweppenhäuser (Hg.): Walter Benjamin: Gesammelte Schriften 5, Bd. 1: Das Passagen-Werk [Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem]. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991, S. 271.

¹¹⁷ Benjamin: Das Passagen-Werk, S. 271.

¹¹⁸ Krzysztof Pomian: *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln* [aus dem Französischen von Gustav Roßler]. Berlin: Wagenbach 2007, S. 14.

¹¹⁹ Pomian: *Der Ursprung des Museums*, S. 16–18.

¹²⁰ Vgl. Manfred Sommer: *Sammeln. Ein philosophischer Versuch*. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002 (=Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft; 1606), S. 8.

vereinen und sich darüber eine neue Ordnung ihrer Realität erschaffen.¹²¹ Durch die Bewegung der Objekte ergibt sich auch für Benjamin die Möglichkeit, „das völlig Irrationale seines bloßen Vorhandenseins durch Einordnung in ein neues eigens geschaffenes historisches System, die Sammlung, zu überwinden“.¹²² Und aus dem Anschauungserlebnis, welches Sammelnde so beim Betrachten „ihrer“ Gegenstände erfahren, entsteht wiederum laut Sommer eine individuelle „Ästhetik des Bewahrens“: „Es ist das Verlangen nach dauerhafter Gegenwart all der wunderbaren Dinge, die zu sehen uns beglückt.“¹²³ Sommer verweist damit auf einen Aspekt dieser Kompilationen, der vor allem auch aus psychoanalytischer Sicht essenziell für die sammelnden Individuen ist – die Erfüllung dieses Verlangens durch die erfolgreiche Wiederkehr der Sammelerfahrung. Werner Muensterberger setzt sich in *Sammeln. Eine unbändige Leidenschaft* (1992) ebenso intensiv mit diesem Wiederholungsmechanismus auseinander und benennt das fortwährende Suchen als ein Kernelement der Persönlichkeitsstrukturen von Sammler:innen.¹²⁴ Er definiert Sammeln aus psychologischer Sicht als „das Auswählen, Zusammentragen und Aufbewahren von Objekten, die einen subjektiven Wert haben.“¹²⁵ Eine subjektive Wertigkeit ist die ästhetische Zielsetzung dieser Praxis, da die Aufmerksamkeit, die den jeweiligen Sammlungsobjekten entgegengebracht wird, selten deren tatsächliche Besonderheit oder ihren kommerziellen Wert widerspiegelt, sondern der ästhetischen Neuordnung des Daseins der Sammelnden dient. Im Folgenden Abschnitt werden die spezifischen Ordnungssysteme betrachtet, innerhalb derer Houbens Sammelpraktiken angesiedelt sind und welchen Einfluss sammelnde Institutionen auf diese Form der Erinnerungskultur haben können.

Die wichtigsten Kennzeichen einer Sammlung lassen sich wie folgt benennen: die zusammengetragenen Gegenstände besitzen spezifische Attribute, sind bewusst ausgewählt, von ihrer ökonomischen Funktion befreit und gemeinsam mit zu ihnen gehörigen Dingen an einem Ort verwahrt, der ein sicheres Bewahren der Objekte und ein Anschauungserlebnis derselben ermöglicht. Daneben wird ein essenzieller Aspekt in allen genannten sammlungswissenschaftlichen Arbeiten deutlich – eine Sammlung kommt nicht durch Zufall zustande und Sammlungsgegenstände sind nicht beliebig ausgewählt. Die subjektiven Einschreibungen sind die Grundlage jeder Sammlungslogik und verweisen jeweils auf die dahinterstehenden Persönlichkeiten oder Institutionen. Diese wirken auf die Sammlungsstrukturen ein, egal ob

¹²¹ Vgl. Benjamin: Das Passagen-Werk, S. 279.

¹²² Vgl. Benjamin: Das Passagen-Werk, S. 271.

¹²³ Sommer: Sammeln. Ein philosophischer Versuch, S. 12.

¹²⁴ Vgl. Werner Muensterberger: *Sammeln. Eine unbändige Leidenschaft*. Psychologische Perspektiven [aus dem Amerikanischen von H. Jochen Bußmann]. Berlin: Berlin Verlag 1995, S. 19.

¹²⁵ Muensterberger: *Sammeln*, S. 20.

es sich um einzelne Sammler:innen oder Sammlungsinstitutionen handelt. Diese These basiert auf der Annahme, dass die Strukturen von Sammlungen durch unterschiedliche finanzielle, ästhetische oder machtpolitische Faktoren beeinflusst sind. Für die vorliegende Studie muss geklärt werden, welche spezifischen Positionen Privatsammler:innen wie Houben in den modernen Wissenschaftsstrukturen ausfüllen, inwiefern deren Kulturpraktiken Einfluss auf den Forschungsbetrieb nehmen können und welche Relationen zu den dazugehörigen Wissensinstitutionen bestehen.

Reflektiert als Kulturpraxis kann die Suche nach und das Ordnen von Sammelobjekten als poetischer Akt von Wirklichkeitsherstellung bezeichnet werden, über den sich sammelnde Individuen in ihrer Realität positionieren: „Identität wird auf Basis der Abgrenzung zur Umwelt konstruiert; durch die Objekte der Sammlung erschließt sich der Mensch sowohl die Vergangenheit als auch die Zukunft, er gliedert den Raum in Zentrum und Peripherie.“¹²⁶ Diese identitätsstiftende Komponente beschreiben die Kultur- und Literaturwissenschaftlerinnen Aleida Assmann, Monika Gomille und Gabriele Rippl in ihrer Abhandlung *Sammler – Bibliophile – Exzentriker* (1998) als grundlegendes und sinnbildendes Spezifikum moderner Privatsammler:innen. Sie bedienen sich dieser praktischen Form des Erinnerns, um der Zerstreutheit der Welt, wie sie auch Benjamin und Sommer benennen, entgegenzutreten. Damit nehmen sie eine besondere Position in der modernen Wissenskommunikation ein, da sie sich in den vielfältigen Räumen wissenschaftlichen Austausches bewegen und die Vermittlung und den Zugang zu Forschung vor allem auch für die nicht-akademische Gesellschaft öffneten. Dabei unterscheiden sie sich nicht nur in den Formen ihrer Wissensspeicherung, sondern auch in ihren Inhalten häufig von sammelnden Institutionen:

„Das exzentrische Sammeln der Moderne eröffnet teilweise überraschende Perspektiven auf die Vorgeschichte, in der Wissen durch Einzelne, z.B. Priester, verwaltet wurde. Für die Moderne ist dagegen die Delegation der Wissensverwaltung an Institutionen (Archiv, Museum, Bibliothek) konstitutiv. Der moderne (Privat-)Sammler markiert daher eine exzentrische Position: Er verwaltet als Einzelner kulturelles Wissen, und zwar häufig solches Wissen, das exzentrisch zum Offizialwissen steht.“¹²⁷

Innerhalb dieser Delegation der Wissensverwaltung an sammelnde Institutionen wird die exzentrische Position von Privatgelehrten und -sammler:innen umso wichtiger, da sie es sich häufig zur Aufgabe machten, neue Wissensgebiete zu erschließen und dafür Sammlungen anzulegen, die zuvor zu diesen Inhalten nicht existierten. Die Grenzen zwischen unbeachteten

¹²⁶ Aleida Assmann & Monika Gomille & Gabriele Rippl: Einleitung. In: Aleida Assmann [u.a.] (Hg.): *Sammler – Bibliophile – Exzentriker*. Tübingen: Narr 1998, S. 12.

¹²⁷ Assmann & Gomille & Rippl: Einleitung [*Sammler – Bibliophile – Exzentriker*], S. 13.

oder marginalisierten Forschungsgebieten und vergleichsweise kuriosen Sammlungsinteressen sind innerhalb dieses Diskurses durchaus fließend. Ich möchte mich an dieser Stelle dennoch von einer allgemeinsprachlich verwendeten Exzentrík abgrenzen, welche oft der Beschreibung (vermeintlich) skurriler Persönlichkeiten dient und diese auf soziokultureller Ebene als Außenseiter:innen markiert.¹²⁸ Die in diesem Zusammenhang fokussierte Exzentrík soll von diesen Einschränkungen losgelöst sein und auf Synergien verweisen, die zwischen konkreten Forschungspraktiken und den dazugehörigen institutionellen Räumen entstehen. Als grundsätzliche Definition des Adjektivs exzentrisch gibt das *Etymologischen Wörterbuch des Deutschen* (DWDS) lediglich die Bedeutung „überspannt“ an, im Rechtschreibwörterbuch *Duden* ist diese auf „überspannte, übertriebene Weise ungewöhnlich, vom Üblichen abweichend“ ausgedehnt.¹²⁹ Aussagekräftiger für die vorliegende Untersuchung ist die zweite Bedeutung im DWDS, welche exzentrisch als „außerhalb der Mitte liegend“ und wiederum im Duden erweitert als „[mit dem eigenen Zentrum] außerhalb des Kreiszentrams bzw. Drehpunktes liegend“ definiert.¹³⁰

Exzentrische Persönlichkeiten sind also aus einem Zentrum Herausgetretene, die sich in einem aktiven Verhältnis dazu befinden. Setzt man ein derartiges Relationsgefüge zwischen akademischer und außeruniversitärer Forschungspraxis voraus, so besetzen Privatgelehrte und -sammler:innen immanente exzentrische Positionen, da sie als „freiberuflich arbeitende, nicht angestellte oder beamtete Gelehrte“¹³¹ entweder außerhalb oder nur am Rande des Institutionalisierten agieren. Im Fokus der Auseinandersetzung mit dem Privatgelehrten Houben stehen also die vielfältigen Räume und Prozesse zwischen akademischen Zentren und der freiberuflichen Peripherie, in denen seine Sammel- und Forschungsbewegungen stattgefunden haben.¹³² Als produzierender Exzentriker wird Houben damit zu einem „modernen Sozialcharakter“, welcher laut Assmann, Gomille und Rippl dafür verantwortlich ist, „dass Wissensrelevantes sich verschiebt“ und es dadurch „neben der offiziellen Kultur und den von

¹²⁸ Publikationen wie das von Karl Shaw herausgegebene Lexikon zu Exzentriker:innen „The Mammoth Book of Oddballs and Eccentrics“ (2000) weisen beispielsweise in diese Richtung – die Erwartungshaltung der Leser:innen wird auf Eigenbrötlertum und fragwürdige Entscheidungen aristokratischer „oddballs“ ausgerichtet. Siehe: Karl Shaw: *The Mammoth Book of Oddballs and Eccentrics*. London: Robinson 2000.

¹²⁹ <https://www.dwds.de/wb/exzentrisch#etymwb-1>; <https://www.duden.de/rechtschreibung/exzentrisch>.

¹³⁰ <https://www.duden.de/rechtschreibung/exzentrisch>.

¹³¹ <https://www.duden.de/rechtschreibung/Privatgelehrte>.

¹³² Von normativen oder antagonistischen Wertungsdebatten rund um die Begriffe Zentrum und Peripherie möchte ich mich an dieser Stelle distanzieren. Der hier als Zentrum abgesteckte Raum etabliert sich auf institutioneller Ebene und dient als Mittelpunkt, von dem aus verschiedene Relationen ausgehen. Der in dieser Untersuchung gesetzte Begriff des Peripheren besteht in Bezug dazu als andersartiger Raum, der divergenten Gesetzmäßigkeiten unterliegen kann, aber nicht zwangsläufig muss. Die Beschaffenheit dieser Räume in eben diesen Relationen gilt es zu analysieren.

ihr institutionalisierten Formen der Wissensspeicherung alternative Weisen der Organisation, Erweiterung und Verlagerung im Wissenshaushalt einer Gesellschaft gibt.“¹³³

Einige Hinweise deuten darauf hin, dass jene Sozialcharaktere sich bewusst für diese Form der Wissensverwaltung entschieden haben. Darunter fällt auch die ausgeprägte Reflexion ihrer spezifischen Arbeitsweisen innerhalb ihrer Publikationen. Houben nutzte beispielsweise häufig die Einleitungen seiner editionsphilologischen Werke, um seine Suchprozesse und persönlichen Haltungen zu kommunizieren. Darüber hinaus können für die Vertiefung in diesen Diskurs Berichte von Zeitgenoss:innen herangezogen werden, die in ähnlichen Strukturen tätig waren und vergleichbare Strategien verfolgten. Die sammlungsphilosophischen Ausführungen des Schriftstellers Stefan Zweig (1881–1942) bieten sich besonders für diese Relationssetzung an, da jener, ebenso wie Houben, ein leidenschaftlicher Autografensammler war.

In *Die Autographensammlung als Kunstwerk* (1917) legte Zweig dar, dass eine Sammlung nur dann mehr als eine Anhäufung von Objekten ist, wenn sie zu einem Organismus wird, der eine persönliche Form und eine eigene Seele besitzt: „Organismus, wie das Kunstwerk, mit dem die Sammlung noch jenes letzte gemeinsam hat, dass auch sie Vollendungen immer nur nahe kommt, ohne sie jemals gänzlich zu erreichen.“¹³⁴ In der Verwandtschaft zwischen Sammlung und Kunstwerk, die gleichermaßen aus Pomians Überlegungen hervortritt, erkennt auch Zweig den ästhetischen Wert des Sammelns. Die Möglichkeit zur poetischen Wirklichkeitsherstellung erhält die Sammlung für ihn aber nur durch eine persönliche Form, die erst durch die individuellen Einschreibungen der Sammelnden zustande kommt: „Wie jeder rechte Künstler muss auch jeder Sammler seine eigene Form sich selber finden.“¹³⁵ Zweig hatte sehr spezifische Sammlungsinteressen und reflektierte diese an verschiedenen Punkten seiner Autobiografie *Die Welt von Gestern* (1941) als produktionsbezogene Sammlungspraxis: „[W]as ich suchte, waren die Urschriften oder Entwürfe von Dichtungen oder Kompositionen, weil mich das Problem der Entstehung eines Kunstwerks sowohl in den biographischen wie in den psychologischen Formen mehr als alles andere beschäftigte.“¹³⁶ Seine Sammeltätigkeit war also der Produktionsgeschichte von Werken gewidmet, seine Sammelbewegungen waren von der vielfältigen Antiquariats- und Auktionskultur im frühen 20. Jahrhundert geprägt. Die

¹³³ Assmann & Gomille & Rippl: Einleitung [Sammler – Bibliophile – Exzentriker], S. 8–9.

¹³⁴ Stefan Zweig: *Die Autographensammlung als Kunstwerk* [1917]. In: Martin Bircher (Hg.): *Stefan Zweigs Welt der Autographen* [Ausstellung „Die Welt von Gestern, Stefan Zweig 1881–1942, Leben und Werk eines Europäers“, Strauhof Zürich, 10. April bis 19. Mai 1996]. Zürich [u.a.]: Offizin Zürich Verl.-AG 1996, S. 15–17, hier S. 15.

¹³⁵ Zweig: *Die Autographensammlung als Kunstwerk*, S. 18.

¹³⁶ Stefan Zweig: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers* [1941]. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verl. 2017, S.173–174.

exzentrische Position von modernen Privatsammler:innen wird über Autografensammlungen, wie sie Zweig, aber besonders auch Houben oder dessen Kollege Bergmann anlegten, noch verstärkt. Während sich Zweig seinen Handschriften über ihre ästhetische Form näherte, waren Houben und Bergmann vorwiegend durch ihre wissenschaftlichen Interessen motiviert. Rasch gibt in seiner Auseinandersetzung mit den beiden Gelehrten einen prägnanten Bericht über ihre Kulturpraktik des Sammelns:

„Mit ausschweifender Entdeckerlust durchleuchteten sie in Antiquariaten akribisch die Literatur des 19. Jahrhunderts bis in entlegenste Winkel und verließen ganz bewusst die ausgetretenen Pfade einer betulich selbstgefällig daherschreitenden Literaturgeschichte, die gewöhnlich das quirlige literarische Leben der Vergangenheit kaum wahrnimmt, sondern sich mit dem Blick auf große Namen begnügt. Sie fahndeten nach verborgenen Nachlässen, beobachteten genau den Autographenmarkt und Auktionshandel und trugen Bücher, Briefe und Handschriften zu ‚ihren‘ Autoren zusammen, um deren Leben, Werk und Wirkung so vollständig und so exakt wie möglich dokumentieren zu können.“¹³⁷

Dass die Forschungsinteressen der Literaturhistoriker auf nicht-kanonisierte Autor:innen wie Grabbe und Gutzkow gerichtet waren, gab ihnen die Möglichkeit, eine Vielzahl von unbearbeiteten Dokumenten zu veröffentlichen. Parallel dazu leisteten sie aber auch wichtige Grundlagenforschung in der Erschließung dieses Materials, wofür die umfassenden Register Houbens in vielen seiner Werke ein prägnantes Beispiel darstellen. Obwohl man sie als Außenseiter der damaligen akademischen Literaturwissenschaft bezeichnen kann, förderten sie abseits der Universität die Erforschung neuer Wissensräume und wurden zu Experten in ihren spezifischen Disziplinen. Diese Beobachtung reflektierte auch Zweig in Bezug auf seine eigene Studienzeit und darauffolgende Erfahrungen mit dem universitären Betrieb:

„Zahllose Male habe ich im praktischen Leben bestätigt gefunden, dass Antiquare oft besser Bescheid wissen über Bücher als die zuständigen Professoren, Kunsthändler mehr verstehen als die Kunstgelehrten, dass ein Großteil der wesentlichen Anregungen und Entdeckungen auf allen Gebieten, von Außenseitern stammt.“¹³⁸

Die Freiheiten, die also beim Heraustreten aus institutionellen Wissenszentren entstehen können, scheinen Privatsammler:innen bewusst zu unbeachteten und nicht-kanonisierten Inhalten zu führen. Ihre Praxis zeichnet sich durch alternative Formen der Organisation und Erweiterung aus, sie wenden progressive Methoden an und fördern die Entstehung neuer Wissenschaftsdisziplinen. Wie werden aber ihre Forschungsarbeiten und -biografien in der Wissenschaftsgeschichte dieser Fächer erinnert?

¹³⁷ Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 188–189.

¹³⁸ Zweig: Die Welt von Gestern, S.107.

Die Untersuchung solcher Zusammenhänge bildet wichtige Grundlagen für die Beschreibung von Kanonisierung im wissenschaftlichen Betrieb und die Wechselwirkungen, die zwischen Privatgelehrten wie Houben und den dazugehörigen Akteur:innen stattfinden. Diese Auseinandersetzung ist grundlegend für die Frage, ob und in welcher Form seine Biografie als Bestandteil der literatur- und theaterwissenschaftlichen Fachgeschichte wahrgenommen wird. Kanonisierungsvorgänge und ihre Diskurse sind wandelbare Prozesse, die Wertungen implizieren und in ihrer Ausrichtung beeinflussbar und flexibel sind. Eine bedeutende Qualität, die vielen Forschungsarbeiten in diesem Kontext zugeschrieben wird, ist ihr innovatives Moment. Die Zuschreibung des Innovativen ist jedoch nur die Wahrnehmung eines Zustands, der sich nicht nur jederzeit ändern kann, sondern gerade durch seine beständige Aktualisierung ausgezeichnet ist.

Der Soziologe Holger Braun-Thürmann beschreibt Innovationen als materielle und soziologische Artefakte, als etwas künstlich Gemachtes, das als neuartig wahrgenommen und als Verbesserung gegenüber dem Bestehenden erlebt wird. Die Kennzeichnung von Methoden als „innovativ“ ist also artifiziell und folgt keinen klar nachvollziehbaren Regeln, sondern realisiert sich bloß dadurch, dass andere Akteur:innen sie als innovativ wahrnehmen und diese Wahrnehmung weiterkommunizieren.¹³⁹ Diese „Soziologie des Innovativen“ bezieht sich vordergründig zwar auf technisch-naturwissenschaftliche Praktiken, deren Betrachtung geschieht jedoch unter der Prämisse, „wie symbolisch-kommunikative Innovationen (z.B. politische Diskurse, Umbrüche des Lebensstils etc.) mit technischen Innovationen korrespondieren.“¹⁴⁰ Diese Verbindung führt die Untersuchung innovativer Phänomene aus dem techniksoziologischen Bereich heraus und kann für verschiedene Bereiche angewandt werden, in denen Produktionsprozesse und Marktbedingungen sich direkt auf die entstehenden Produkte auswirken.

Die Produktion von wissenschaftlicher Literatur und ihre Bedingungen fallen damit ebenso in einen dieser Bereiche, wie die darum entstehenden Kanonisierungsvorgänge. Die Betrachtung der Inhalte und Methoden dieser oft innovativen Forschungsdisziplinen lässt auf zwei Phasen ihrer historischen Kontextualisierung schließen: (1) Die Positionierung im Verhältnis zum Zentrum, innerhalb derer das innovative Moment betont wird und (2) die Überwindung des Innovativen durch die Institutionalisierung im kanonisierenden Zentrum. Grundlegend ist, dass die Verhandlung darüber, welche kulturellen oder wissenschaftlichen Produkte als innovativ gelten, mindestens zweier Akteur:innen bedarf, die darüber im Austausch stehen. Genauso verhält es sich auf der zeitlichen Ebene und der Frage darum, wie

¹³⁹ Vgl. Holger Braun-Thürmann: *Innovation*. Bielefeld: Transcript Verlag 2015, S. 6–7.

¹⁴⁰ Braun-Thürmann: *Innovation*, S. 10.

lange diese Wahrnehmung anhält. Wird Innovation als Attribut in einem wissenschaftlichen Wahrnehmungsprozess genannt, bedarf es einer Kumulation von Bestätigungsmechanismen seitens der Akteur:innen im institutionalisierten Zentrum, um die jeweiligen Produkte darin zu etablieren. Wie lange es aber tatsächlich dauert, bis die Arbeit eines Individuums in ein Zentrum integriert wird oder ob dies überhaupt jemals geschieht, wird wiederum von dessen sozialer Identität und machtpolitischer Position beeinflusst. Benötigt werden also weitere Methoden, welche die Analyse der soziokulturellen Positionierung einer Person innerhalb dieser Diskurse miteinschließen.

Im Spannungsfeld von Individuellem und Kollektivem müssen die spezifischen Positionen einer Persönlichkeit mit der Gesamtheit seiner sozialen Kreise kontextualisierbar sein. Der Netzwerkforscher Roger Häußling benennt eine wichtige Möglichkeit dieses Ansatzes als die „Einmaligkeit des Individuums“, die daraus resultiert, „dass kein zweiter Akteur über genau das gleiche Set positionsspezifischer Teilhaben an konkreten sozialen Kreisen verfügt“.¹⁴¹ Als analytische Grundlage für eine solche spezifische Positionierung von Individuen gilt die wissenschaftliche Praxis des biografischen Schreibens, welche sowohl die Position einer Persönlichkeit als auch deren Interaktion mit dazugehörigen Netzwerken reflektiert. Eine der zentralen Herausforderungen der reflektierten wissenschaftlichen Biografik liegt laut dem Soziologen Christian Klein darin, der biografischen Trias gerecht zu werden. Diese besagt, dass Biografierte, Gesellschaft und Werk angemessen repräsentiert, in die Analyse einbezogen und ausgewertet werden müssen. Sie sollten aber in keinem hierarchischen Verhältnis zueinanderstehen, „sondern in einer reziproken Beziehung, in der sich die verschiedenen Elemente wechselseitig beeinflussen.“¹⁴² Eine Methode, die sich für kulturwissenschaftlich-biografische Annäherungen besonders eignet, ist das Habitus-Konzept des Sozialphilosophen Pierre Bourdieu. Dieses beschreibt Klein als die „internalisierte, unbewusste, von der jeweiligen Herkunft *mitbestimmte* Folie, nach der soziales Handeln und Wahrnehmen gesteuert werden.“¹⁴³ Im folgenden Abschnitt wird daher untersucht, auf welche Begriffe Bourdieu seine Überlegungen stützt und wie diese als theoretisch-methodisches Modell für die vorliegende Studie angewendet werden können.

¹⁴¹ Roger Häußling: Relationale Soziologie. In: Christian Stegbauer & Roger Häußling (Hg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 63–87, hier S. 64.

¹⁴² Christian Klein: Konzeptionelle Vorüberlegungen. Der Biographierte im Kontext. In: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart [u.a.]: Metzler 2009, S. 425–428, hier S. 426.

¹⁴³ Klein: Konzeptionelle Vorüberlegungen, S. 426.

2.2 Kulturwissenschaftliche Methoden für die Positionierung von H. H. Houben innerhalb der Wissenschaftsgeschichte

Die Auswahl der Texte, auf denen die nachfolgenden theoretischen Überlegungen basieren, ergab sich aus der spezifischen Bedingung, dass ihr Literaturbegriff entweder von vornherein Forschungsliteratur thematisiert oder auf produzierende wissenschaftliche Praktiken verweist. Vorgestellt werden interdisziplinäre Ansätze, welche die Analyse von Houbens Position in der forschenden und sammelnden Gesellschaft des frühen 20. Jahrhunderts ermöglichen. Bourdieus Habitus-Konzept und seine Theorie der Praxis sind grundlegend für den Analyseabschnitt dieser Auseinandersetzung unter 3.2 *Die kulturwissenschaftliche Analyse einer amtlichen Beschwerde (1924–1928)*. Die danach vorgestellten Modelle ermöglichen wiederum die Beschreibung von Kanonisierungsvorgängen im wissenschaftlichen Betrieb und eine reflektierte Auseinandersetzung mit den Erinnerungskulturen der dazugehörigen Institutionen.

2.2.1 Der Habitus und das Feld der Möglichkeiten

In *Die feinen Unterschiede* (1979) setzt sich Bourdieu ausgiebig mit Begriffen wie Klasse, Kapital, Konsum und Geschmack auseinander und stellt ein Modell für die soziologische Analyse dieser Themenfelder im Rahmen einer Studie über weite Teile der französischen Gesellschaft in den 1970er Jahren vor.¹⁴⁴ Die konkreten Fallbeispiele betreffen dabei soziale und gesellschaftliche Distinktionen zwischen diversen Gruppen, welche er vor allem über ihre Bildungshistorien untersucht. Ausgehend von den darüber generierten Erkenntnissen entwickelte er eine mehrdimensionale Methodik und fächerübergreifende Lesart der oben genannten Begriffe. Diese eignet sich besonders für die Auseinandersetzung mit kultureller Produktion und ihren Akteur:innen, da sie die Wirkungsmechanismen einzelner Individuen parallel zu den ihnen über ihre sozialen Klassen eingeschriebenen Verhaltensweisen denkt. Diese Grundannahme pointiert Bourdieu später in der Einleitung seiner Vortragssammlung *Praktische Vernunft* (1994) als eine praxisorientierte Philosophie des Handelns.¹⁴⁵ Das Kernstück dieser Handlungsphilosophie ist die doppelsinnige Relation zwischen den objektiven Strukturen (der sozialen Felder) und den inkorporierten Strukturen (des Habitus), welche im Gegensatz zur anthropologischen Annahme steht, dass jede Handlung sich auf

¹⁴⁴ Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2018 (=suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 658).

¹⁴⁵ Pierre Bourdieu: *Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns*. Übersetzt von Hella Beister. Frankfurt am M.: Suhrkamp 1998 (=edition suhrkamp; 985).

explizit autonome Motivationen des Individuums bezieht.¹⁴⁶ Bourdieu nimmt den Habitus als Möglichkeit wahr, Akteur:innen in ihren Praxisformen und dem Urteilen über diese Praxis klassifizierbar zu gestalten: „[D]er Habitus ist *Erzeugungsprinzip* objektiv klassifizierbarer Formen von Praxis und *Klassifikationssystem* (principium divisionis) dieser Formen“.¹⁴⁷ In dieser Definition des Habitus konstituiert sich die repräsentierte soziale Welt über die wahrnehmbaren Praxisformen von Individuen, die diese in ihren differenziellen Lebensrealitäten verinnerlichen:

„Insofern unterschiedliche Existenzbedingungen unterschiedliche Formen des Habitus hervorbringen, d.h. Systeme von Erzeugungsmustern, die kraft einfacher Übertragungen auf die unterschiedlichsten Bereiche der Praxis anwendbar sind, erweisen sich die von den[!] jeweiligen Habitus erzeugten Praxisformen als systematische Konfigurationen von Eigenschaften und Merkmalen und darin als Ausdruck der Unterschiede, die, den Existenzbedingungen in Form von Systemen differenzieller Abstände eingegraben und von den Akteuren mit den erforderlichen Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata zum Erkennen, Interpretieren und Bewerten der relevanten Merkmale *wahrgenommen*, als Lebensstile fungieren.“¹⁴⁸

Der Habitus dient also der Strukturierung unserer Wahrnehmung von Lebensstilen und bringt klassifizierbare Praxisformen als einheitsstiftende Produkte hervor, die aus dem System an Existenzbedingungen der jeweiligen sozialen Lage heraus entstehen. Bourdieu betont wiederholt, dass die Bedingungen, unter denen wir aufwachsen und die Systeme, innerhalb derer wir besonders Bildung und Kultur wahrnehmen, wichtige Voraussetzungen für unsere Persönlichkeitsbildung sind und die Art und Weise, wie wir im Verlauf unserer Existenz damit umgehen, maßgeblich mitbestimmen. Unterschiedliche Lebensstile zeigen sich vor allem in ihrer Distinktion, da unsere spezifische Stellung im System der Existenzbedingungen aus einem System der Differenzen hergeleitet werden kann: „Eine jede soziale Lage ist mithin bestimmt durch die Gesamtheit dessen, was sie nicht ist, insbesondere jedoch durch das ihr Gegensätzliche: soziale Identität gewinnt Kontur und bestätigt sich in der Differenz.“¹⁴⁹ Die Anwendung des Habitus als Praxisform bietet also die Möglichkeit, konkrete Aspekte eines Charakters innerhalb eines Klassifikationssystems zu analysieren. Gleichzeitig wird dabei das System an Existenzbedingungen reflektiert, das eben diesen Persönlichkeitsmerkmalen zugrunde liegt und, von diesen ausgehend, unsere Handlungen mitbestimmt.

Um Houbens positionsspezifische Einmaligkeit parallel zu seinem Habitus untersuchen zu können, ziehe ich ein weiteres Konzept von Bourdieu heran, das den sozialen Raum in Felder

¹⁴⁶ Vgl. Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 7.

¹⁴⁷ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 277.

¹⁴⁸ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 278–279.

¹⁴⁹ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 279.

gliedert. Die Felder in dieser Konstellation sind eigenständige Bereiche einer Gesellschaft, die nach eigenen Gesetzmäßigkeiten strukturiert sind. Die Akteur:innen innerhalb dieser Felder besitzen verschiedene Einflussmöglichkeiten, die von den jeweiligen Positionen und Dispositionen der Individuen innerhalb eines Feldes abhängen, wobei das Verhältnis dieser beiden Einheiten dialektisch ist.¹⁵⁰ Die Organisation des sozialen Raums in diesen Feldern, die politisch, wissenschaftlich und anderes sein können, setzt die darin stattfindenden Handlungen der Akteur:innen in ein Relationssystem, aus dem weiterführende Erkenntnisse gezogen werden können. Bourdieu macht dieses Verfahren von mehreren Stufen abhängig, die er anhand des Feldes kultureller Produktion erfasst (welches durch beliebige andere Felder ersetzt werden könnte): 1) Die Untersuchung des Feldes innerhalb des Feldes der Macht. 2) Die Analyse der inneren Struktur dieses Feldes, also eine Analyse der objektiven Beziehungen zwischen den Positionen der darin konkurrierenden Kulturproduzent:innen. 3) Die Untersuchung der Dispositionen und Positionen innerhalb dieses Feldes, die als Serie die Konstruktion des gesellschaftlichen Werdegangs als Ergebnis haben.¹⁵¹

Eine signifikante Größe für die Untersuchung machtpolitischer Aspekte innerhalb dieser Analysemethode ist das Kapital, welches ökonomischer, sozialer oder kultureller Form sein kann.¹⁵² Stellt sich das Feld der Macht als „Raum der Machtverhältnisse zwischen verschiedenen Kapitalsorten“ dar, kann das entsprechende Feld von denjenigen Akteur:innen beherrscht werden, „die in ausreichendem Maße mit einer der verschiedenen Kapitalsorten versehen sind“.¹⁵³ Im Falle des Feldes der kulturellen Produktion kann vor allem kulturelles Kapital eingesetzt werden, um auf Machtpositionen einzuwirken: „Dort setzen die Handelnden ihre Kräfte ein und erhalten Profite, die dem Grad ihrer Fähigkeit zur Beherrschung objektivierten Kulturkapitals (also: ihrem inkorporierten Kulturkapital) entsprechen.“¹⁵⁴ Die Bedingung der Inkorporation nimmt eine besondere Stellung in Bourdieus Überlegungen ein und verweist auf die spezifischen Gesetzmäßigkeiten, unter denen die Machtverhältnisse im Feld der kulturellen Produktion strukturiert sind und die Möglichkeiten bestimmen, unter denen entsprechende Kapitalsorten eingesetzt werden können. In dem hier fokussierten Fall sprechen wir von inkorporiertem Kulturkapital, das nur

¹⁵⁰ Klein: Konzeptionelle Vorüberlegungen, S. 426.

¹⁵¹ Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst. Übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2016 (=suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 1539), S. 340.

¹⁵² Eine prägnante wie informative Unterscheidung der für seine Methoden zur Anwendung gebrachten Kapitalsorten stellt Bourdieu in folgendem Artikel vor: Pierre Bourdieu: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: U. Bauer & U. H. Bittlingmayer & A. Scherr (Hg.): Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie. Bildung und Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2012, S. 229–242.

¹⁵³ Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 51.

¹⁵⁴ Bourdieu: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, S. 236.

dann Profit in diesem Feld generieren kann, wenn dessen Wert von Akteur:innen bestätigt wird, „deren Wahrnehmungskategorien so beschaffen sind, dass sie sie zu erkennen (wahrnehmen) und anzuerkennen“ imstande sind.¹⁵⁵ In dieser spezifischen Form kann Kulturkapital als „symbolisches Kapital“ hervortreten und als „Produkt der Inkorporierung der in die Struktur der Distribution dieser Kapitalsorte eingegangenen Gliederungen“ verwendet werden.¹⁵⁶ Diese besondere Form von Kulturkapital ist wesentlich für die vorliegende Untersuchung, da sich Houben dieser speziellen Kapitalsorte wiederholt als Wertschaffungsmechanismus bediente. Meine These ist, dass er das über seine freiberufliche Arbeit generierte symbolische Kapital als Machtausgleich zum Erreichen höherer Positionen zu nutzen versuchte, die ihm innerhalb der sozialen Klasse des exzentrischen Privatgelehrten vermeintlich verwehrt wurden. Gleichzeitig handelte er in der Interaktion mit Vertreter:innen institutionalisierter Strukturen laufend aus seinem inkorporierten Habitus als Privatgelehrter heraus und distanzierte sich von gegensätzlichen Berufslaufbahnen (bspw. Universitätsprofessoren).

Die dargelegten Konzepte dienen der methodischen Analyse von Houbens Position im Feld der Wissenschaft (als Teil des Feldes der kulturellen Produktion) und bilden die Basis für die Untersuchung der spezifischen Handlungsweisen, derer er sich darin bediente, um das Potential in seinem individuellen „Raum der Möglichkeiten“ auszuschöpfen.¹⁵⁷ Die spezifischen Wahrnehmungsaspekte der Akteur:innen, welche sich anhand von Bourdieus Überlegungen vor allem an ihren Bildungserfahrungen orientieren, stellen eine signifikante Größe innerhalb dieser Untersuchung dar. Wie steht es aber um die Institutionen, welche diese jeweils differierenden Bildungsinhalte vermitteln? Gibt es Modelle, anhand derer untersucht werden kann, was von Houbens symbolischem Kapital in der institutionellen Wissenschaftsgeschichte erinnert wird? Welche Wertigkeit wird seinem Werdegang beigemessen und auf welche Auswahlkriterien wird zurückgegriffen, um seine Forschung im Bereich der wissenschaftlichen Literaturproduktion zu bestimmen? Auch diese Fragen stehen mit Begriffen wie Kapitalaneignungsprozessen oder Machtverhältnissen in Zusammenhang. Diese werden im Folgenden noch mit Diskursen rund um Erinnerungskulturen und Kanonisierungsfragen verbunden, da diese die dahinterliegenden Wertigkeitsmechanismen aktiv reflektieren.

¹⁵⁵ Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 108.

¹⁵⁶ Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 108–109.

¹⁵⁷ Zum Raum der Möglichkeiten und über die Bedingungen, unter denen Kulturproduzent:innen darin agieren siehe: Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 55–59.

2.2.2 Kanontheoretische Fragestellungen

Die folgenden Ausführungen stellen einen Überblick über literatur- und kulturwissenschaftliche Konzepte dar, welche die Voraussetzungen für die Kanonisierung von Werken parallel zur sozioökonomischen Positionierung der dazugehörigen Autor:innen reflektieren. Grundlage dafür sind die jeweiligen kulturellen Systeme, wie das Sozialsystem Literatur oder das Feld der Wissenschaft, sowie die dazugehörigen Diskurse rund um Wertungsdebatten und kulturpolitische Ökonomien. Die Betrachtung von literarischen Wertungen ist eng verbunden mit den Verhältnissen, die zwischen den Texten und ihren Autor:innen sowie deren jeweiligen Netzwerken bestehen – über diese werden sie bewertet, thematisch eingeordnet und als Teil der kulturellen Produktion legitimiert. Ob es im weiteren Verlauf jedoch auch zu einer Kanonisierung der Werke von Autor:innen kommt, hängt von vielen unterschiedlichen Faktoren ab. Im 2013 von Gabriele Rippl und Simone Winko herausgegebenen *Handbuch für Kanon und Wertung* weist die Kanonforscherin Sabine Buck auf den Vorteil soziologisch fundierter Methoden wie z.B. Bourdieus Feldanalyse hin, da diese „die literarische Wertung als soziales Phänomen“ in den Mittelpunkt der Untersuchung rücken und dadurch „Grundlagen sozialer Interaktion im Prozess literarischer Wertung“ untersucht werden können.¹⁵⁸ Außerdem betont sie, dass dabei „sowohl einzelne Akteure als auch Institutionen oder auch relativ geschlossene Systeme literarischer Kommunikation in den Fokus rücken [können].“¹⁵⁹ Beide dieser Ebenen sind immanent für die vorliegende Studie, da sie die Analyse von machtpolitischen Strukturen, Kulturökonomien und Wertungshandlungen innerhalb des wissenschaftsliterarischen Feldes ermöglichen. Von den unterschiedlichen Modellen, die innerhalb der Auseinandersetzung mit Prozessen literarischer Wertung diskutiert werden, möchte ich im folgenden Abschnitt einige Aspekte vorstellen.

Grundlegende Begrifflichkeiten dieses Diskurses hat die Literaturwissenschaftlerin Renate von Heydebrand in verschiedenen Werken und Sammelbänden ausgearbeitet, darunter auch der Eintrag „Literarische Wertung“ im *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte* (1984).¹⁶⁰ Hervorheben möchte ich ihre Unterscheidung zwischen Werten und Normen, wobei sie erstere „einem Handeln nach freier Entscheidung“ zuordnet, während zweite „auf determinierte oder nicht reflektierte Verhaltensmuster“ zurückzuführen sind.¹⁶¹ Wie bereits

¹⁵⁸ Sabine Buck: Philosophische Werttheorien. In: Gabriele Rippl & Simone Winko (Hg.): *Handbuch Kanon und Wertung*. Theorien, Instanzen, Geschichte. Stuttgart&Weimar: Metzler 2012, S. 6–11, hier S. 11.

¹⁵⁹ Buck: Philosophische Werttheorien, S. 11.

¹⁶⁰ Renate von Heydebrand: Wertung, literarisch. In: Klaus Kanzog & Achim Masser (Hg.): *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*. Bd. 4. Berlin 1984, 828–871 [Die von Heydebrand abgekürzten Begriffe und Worte wurden von der Autorin der vorliegenden Studie in allen vorliegenden Zitaten ausgeschrieben].

¹⁶¹ Heydebrand: Wertung, literarisch, S. 839.

angedeutet, können Bewertungsvorgänge von Aktualisierungsmechanismen zwischen verschiedenen Akteur:innen oder Gemeinschaften abhängig sein. In diesem Sinne folgert Heydebrand, dass „ein ‚Wert‘ rein individuelle Überzeugung sein [kann], während eine ‚Norm‘ von einem Kollektiv geteilt werden muss.“¹⁶² Ausgehend von den inkorporierten Handlungsweisen der Akteur:innen im wissenschaftlichen Feld, folgen auch literaturwissenschaftliche Normen keinen vorgegebenen oder unveränderbaren Mustern, sondern treten je nach beteiligten Individuen und Gruppen in divergierender Form auf. Die dabei auftretenden Handlungsmuster können in Bezug zu verschiedenen Relationssystemen analysiert werden. Wichtig dafür sind die Dispositionen, die den Wertungen im „Sozialsystem Literatur“ zugrunde liegen, welche Heydebrand folgendermaßen zusammenfasst:

„[A]ls solche, die das Hervorbringen von Literatur und das Handeln mit ihr (Distribution, Rezeption, Weiterverarbeitung [...]) leiten, als solche, die durch Form und Gehalt der literarischen Texte (potentiell) vermittelt werden, und als solche, die sich im literarischen Werturteil auf die Teile, bzw. deren Realisation in der Vorstellung des Rezipienten richten. An allen Stellen können Werte, sofern sie nicht nur mit dem Anspruch auf Verbindlichkeit ausgestattet sind, sondern Sanktionen, in welcher Form auch immer, greifbar werden, zu Normen verfestigt sein.“¹⁶³

Hervorstreichen möchte ich den Begriff der Verfestigung in Heydebrands Definition, da sie mir als eine der wichtigsten Komponenten im Umgang mit Deutungsmustern und literarischer Produktion erscheint und wiederum auf Aktualisierungsmuster verweist, die bereits im Umgang mit Innovationsprozessen angesprochen wurden: Literarische Werturteile sind keine beliebigen Wahrnehmungen und entspringen keinen unveränderbaren oder gleichförmigen Prozessen. Literarische Werte und Normen werden in lebendigen und wandelbaren Verfahren stetig neu definiert und bringen eine Vielzahl von Teilsystemen hervor, in denen verschiedene Werke von unterschiedlichen Kulturproduzent:innen Kanonisierungsvorgängen ausgesetzt sind. Wie diese Prozesse innerhalb von kanonbildenden Institutionen gestaltet sind, hängt von den Machtpositionen der beteiligten Akteur:innen ab.

Kanontheorien und Wertungsdebatten fokussieren die Analyse von Faktoren, Grundlagen und Bedingungen dieser Mechanismen, ihre vorrangig exemplarische Herangehensweise ist jedoch selten auf wissenschaftliche Literatur gerichtet. Über Begriffe wie „Expertenkanon“ oder „Lektürekanon“ werden textbasierte Zusammenstellungen, wie beispielsweise Lektürelisten einzelner Forschungsinstitutionen, untersucht. Beschränkt sich der Quellenkorpus einer wissenschaftsgeschichtlichen Studie unter kanonkritischer Perspektive jedoch auf diese

¹⁶² Heydebrand: Wertung, literarisch, S. 839.

¹⁶³ Heydebrand: Wertung, literarisch, S. 840.

Listen, können nur Aussagen über die darin verzeichneten Werke getroffen werden, aber weniger zu den Kanonisierungsvorgängen, die zu dieser Auswahl führten.¹⁶⁴ Ich möchte daher verstärkt auf einige Definitionen eingehen, welche die Dynamiken zwischen Forschung, Literatur und dazugehörigen Produzent:innen reflektieren sowie dazwischen angesiedelte Rezeptionsmuster offenlegen, die bestimmten Auswahlprozessen zugrunde liegen.

Bereits im Jahr 1998 erscheint der umfangreiche Sammelband *Kanon – Macht – Kultur* unter Heydebrands Herausgeberinnenschaft. Die versammelten Beiträge zu sozialen, theoretischen und historischen Aspekten ästhetischer Kanonbildung dienen bis dato als wichtige Grundlage für diesen Diskurs.¹⁶⁵ Für die vorliegende Untersuchung erwies sich vor allem Friederike Worthmanns Beitrag *Literarische Kanones als Lektüremacht* als hilfreich, da er auf der emotionspsychologischen Frage beruht, inwiefern sich das Leseverhalten und die Erfahrungen, die Leser:innen dabei machen, auf die folgenden kanonischen Rezeptionsmuster auswirken können. Worthmanns Ausführungen beruhen auf einem sogenannten „sozialen Kanonbegriff“, womit Textkorpora thematisiert werden, „die in einer sozialen Gruppe oder Institution als wertvoll gelten“, da diese „Gegenstände kollektiv gebilligter Wertschätzung sind und zum kollektiv gebilligten Wissensbestand zählen“.¹⁶⁶ Sie bezieht sich damit also nicht vorrangig auf epochenübergreifende kulturhistorische Kanones, sondern Wertungsmechanismen innerhalb eines spezifischen Kollektivs. Den fortlaufenden Prozess, aus dessen Folge die Individuen nicht nur literaturspezifisches, sondern überhaupt „literarisches Wissen“ erwerben, bezeichnet Worthmann als „kanonbezogene Sozialisation“.¹⁶⁷ Ebendieses literarische Wissen setzt sich aus verschiedenen „Wissensingredienzen“ zusammen, die wir bei der bereits rezipierten Lektüre und der Diskussion darüber erworben haben:

¹⁶⁴ Auch der Literaturwissenschaftler Matthias Beilein gibt diese Textformen im *Handbuch für Kanon und Wertung* vorrangig als Quelle für eine historische Beschreibung an, weniger als die Grundlage einer kanonkritischen Auseinandersetzung mit dazugehörigen Kanonisierungsvorgängen, durch die diese Listen zustande kommen: „Mit Begriffen wie ‘Expertenkanon’ oder ‘Lektürekanon’ richtet sich der Fokus auf die für die Bildung dieser Kanones entscheidende Bezugsgruppe bzw. Institution. Damit wird verdeutlicht, dass sich das Kanonverständnis von Experten (also z.B. von professionellen Lesern wie den Verantwortlichen für universitäre oder schulische Lektürelisten) von dem von Laien deutlich unterscheiden kann, da sich hier die Auswahl an Kriterien orientiert, die von den Zielen eines Lehrplans abgeleitet werden. Da Lektüreempfehlungen oder -verpflichtungen für Schule und Universität oft in Listen fixiert werden, lassen sich Expertenkanones in diachroner Hinsicht gut rekonstruieren und geben Aufschluss über den historischen Wandel des Literaturverständnisses in den genannten Institutionen.“ Matthias Beilein: Literatursoziologische, politische und geschichtstheoretische Kanonmodelle. In: Rippl & Winko (Hg.): *Handbuch Kanon und Wertung*. Stuttgart&Weimar: Metzler 2012, S. 66–76, hier S. 70.

¹⁶⁵ Renate von Heydebrand (Hg.): *Kanon-Macht-Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen*. Stuttgart [u.a.]: Metzler 1998 (=Germanistische Symposien, Berichtsbände; 19).

¹⁶⁶ Friederike Worthmann: *Literarische Kanones als Lektüremacht*. In: Heydebrand (Hg.): *Kanon-Macht-Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen*. Stuttgart [u.a.]: Metzler 1998 (=Germanistische Symposien, Berichtsbände; 19), S. 9–29, hier S. 14.

¹⁶⁷ Worthmann: *Literarische Kanones als Lektüremacht*, S. 15.

„Das Individuum erwirbt *deskriptives* literarisches Wissen, das deklarative, prozedurale und autobiographische (z.B. emotionale) Anteile hat. Das erworbene deklarative und prozedurale Wissen ist sozialer und subjektiver Art. Es umfasst mithin einerseits Wissen über geltende Meinungen usw., die sich auf Literatur beziehen, sowie Wissen über die gegebene literaturbezogene Handlungspraxis: soziales Wissen. Daneben steht uns subjektives Wissen zur Verfügung, das sich u.a. aus unseren persönlichen (internalisierten) Hypothesen über Literatur [...] und aus unseren persönlichen Strategien für den (lesenden und kommunikativen) Umgang mit Literatur zusammensetzt. Diese (sozialen und subjektiven, gegenstands- und handlungsbezogenen) literarischen Wissensinhalte sind ‚kontextimprägniert‘ [...].“¹⁶⁸

Diese komplexe Aufstellung Worthmanns beschreibt die unterschiedlichen Aspekte, die uns in der Lektüre von Texten prägen und steht in direktem Zusammenhang mit dem Konzept des Habitus, da es sich dabei um über die Lektürerezeption inkorporiertes Wissen handelt. Da diese Wissensinhalte untrennbar mit den Erinnerungen an ihren ursprünglichen Erfahrungskontext verbunden sind, beeinflussen sie individuelle Entscheidungen im weiteren Verlauf der Lektürerezeption. Dabei ist zu betonen, dass die spezifische Auseinandersetzung mit literarischen Wissensinhalten sowohl den Produzent:innen von Literatur, als auch deren Rezipient:innen eingeschrieben ist:

„Eine ‚kanonsozialisierte‘ Person kann sich aversiv oder affirmativ zum Kanon und den mit ihm verbundenen Erfahrungen verhalten, nur eines kann sie nicht: das erworbene Wissen mit all seinen ‚Anhängseln‘ tilgen. Denn der Kanon ist im Verlaufe der Sozialisation zu einem Bestandteil ihres individuellen ‚Voraussetzungssystems‘ geworden – zwar nur zu einem Bestandteil unter vielen, aber doch zu einem nicht zu unterschätzenden; als Faktor des Voraussetzungssystems übt er einen ‚determinierenden‘ Einfluss auf den nachfolgenden Umgang der Person mit Literatur aus. Anders gesagt: Kanonbezogene Erfahrungen und auf ihnen aufbauende Wissensinhalte werden zu Bedingungen nachfolgenden literarischen Handelns.“¹⁶⁹

Ausgehend von den inkorporierten Verhaltensweisen, die einem Individuum über soziale Klasse und die Vermittlung von Bildung einverleibt werden, hängt auch das spezifische literarische Wissen von dieser Sozialisierung ab. Der individuelle Umgang mit diesen Wissensinhalten tritt als Praxisform im Relationssystem wissenschaftlicher Literaturproduktion in Erscheinung und beeinflusst, welche Positionen oder Dispositionen dazu eingenommen werden.

Die literaturbezogenen Entscheidungen wissenschaftlicher Produzent:innen basieren auf wissenschaftlicher Textsozialisierung, einem konkreten Zu- und Umgang mit Literatur und den davon abgeleiteten Wertungsdeutungen. Die prägenden Stimmen während der

¹⁶⁸ Worthmann: Literarische Kanones als Lektüremacht, S. 21–22.

¹⁶⁹ Worthmann: Literarische Kanones als Lektüremacht, S. 23.

universitären Ausbildung, die Verfügbarkeit von Forschungsliteratur, institutionsinterne Kanones (hier sowohl physisch als auch ideell gemeint) oder auch die grundsätzliche Zugangsmöglichkeit zu den texthaltenden Institutionen – all dies wirkt sich auf die individuelle Forschung aus und grenzt die Bedingungen ein, unter denen sie realisiert werden kann. Der hier favorisierte soziale Kanonbegriff schließt also die Wertungsstrukturen von Forschungseinrichtungen parallel zu individuellen Deutungsmustern von Forscher:innen, also ihrem literarischen Wissen, ein. Dieses Wissen befindet sich in einem beständigen Aktualisierungsprozess, wodurch die bereits erwähnte Annahme verstärkt wird, dass der Faktor Zeit eine bedeutende Funktion im Kanonisierungsprozess einnehmen kann. Auch der Literaturwissenschaftler Alexander Honold beschäftigt sich mit der Zeit als kanonbildendem Faktor und beschreibt die dazugehörigen Praktiken (etwas vorfinden, sich wiedererkennen, Akzente so oder anders setzen) weder als deliberativ, noch zielgerichtet, aber jedenfalls als fortlaufenden Prozess: „Die permanente Rekonfiguration des kulturellen Kanons stellt sich weder allein auf der Ebene sozialer Systeme noch im Bewusstsein einzelner her, sondern in einem Zwischenbereich, an dem Tradition und De-zision gleichermaßen beteiligt sind.“¹⁷⁰

Der Begriff Tradition nimmt eine wichtige Position in der Auseinandersetzung mit der durch Wissensinstitutionen vermittelten Inhalte ein. Als ideelles Konstrukt wird Tradition innerhalb spezifischer Gruppen an nachfolgende Generationen weitergegeben und hat so lange Bestand, bis die Mehrheit des dazugehörigen Kollektivs sie in Frage stellt. Dass diese Prinzipien zuerst entwickelt und von den Mitgliedern der Gruppierung als solche akzeptiert werden mussten, wird in diesem Zusammenhang häufig außer Acht gelassen. Dabei sind die Entscheidungen, auf denen Traditionen basieren, ein wichtiger Bestandteil von Institutionengeschichten. Gerade für die Untersuchung von Forschungstraditionen ist es essenziell, die Wertungspraktiken kanonbildender Institutionen besonders zu reflektieren.

2.2.3 Erinnerungskulturen und Oblivionismus

Die Begriffe Kanon und Tradition sind beide in Erinnerungskulturen eingebettet. Während zweitens aber in weiten Teilen mündlich weitergegeben wird, basiert ersterer vorwiegend auf Texten. Die Orte, an denen diese Textauswahl gesammelt und aufbewahrt wird, setzen sie in spezifische kulturelle Kontexte. Diese beeinflussen die Bedingungen dafür, ob Werke bzw. Wissensinhalte Teil einer Erinnerungskultur werden oder nicht. Zur Annäherung an diesen

¹⁷⁰ Alexander Honold: Die Zeit als kanonbildender Faktor. Generation und Geltung. In: Heydebrand (Hg.): Kanon-Macht-Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen. Stuttgart [u.a.]: Metzler 1998 (=Germanistische Symposien, Berichtsbände; 19), S. 560–580, hier S. 563.

Diskurs hat die Literaturwissenschaftlerin Aleida Assmann den in diversen Disziplinen angewandten Begriff des „kulturellen Gedächtnisses“ in die kulturwissenschaftliche Forschung eingebracht. Gerade im Rahmen von Kanonforschung und Wissenschaftsgeschichte werden viele der Überlegungen, die sie und ihr erst kürzlich verstorbener Mann Jan Assmann ausgearbeitet haben, ausgiebig diskutiert. Ihre *Theorien des kulturellen Gedächtnisses* (2012) bilden die erinnerungspolitische Rahmung der vorliegenden Studie, da sie sich mit Fragen der Aufmerksamkeitsverteilung und Legitimationspraktiken innerhalb von sammlungsinstitutionellen Aufnahmeverfahren auseinandersetzen. Assmann beschreibt das kulturelle Erinnern in diesen „Institutionen des Bewahrens“ als ein Spannungsverhältnis der Repräsentation von „vergänger“ und „präsent gehaltener“ Vergangenheit.¹⁷¹ Sammelnde und texthaltende Institutionen erfüllen wichtige Funktionen für das „Speichergedächtnis“ einer Gesellschaft, da dort Wissensinhalte aufbewahrt und laufend aktualisiert werden:

„[D]ie Auswahl und wiederholte öffentliche Präsentation eines wehrhaften, überzeitlichen und identitätssichernden Kanons einerseits und das Archiv als Ansammlung von Materialien ohne unmittelbaren Relevanz-Bezug, die gleichwohl interessant und wichtig sind als Schlüssel für das Verständnis historischer Epochen andererseits. Das kulturelle Gedächtnis existiert also nicht nur in der Spannung zwischen Erinnern und Vergessen, sondern obendrein in der Spannung zwischen lebendiger Aneignung und bloßer Speicherung, zwischen Identität und Alterität, zwischen einem engen, ausgeleuchteten Bereich und unübersehbaren Datendepots, zwischen einer Kontraktion des Gedächtnisses und seiner Ausdehnung.“¹⁷²

Assmann verweist an dieser Stelle auf die Dissonanzen zwischen aktiv repräsentierten Wissensinhalten, die frei zugänglich oder ausgestellt sind und denjenigen, deren Bedeutung erst (re-)produziert werden muss. Schon in den Sammlungsstrukturen selbst besteht demnach eine gewisse Bedeutungs- oder Wertigkeitshierarchie, da die Repräsentation der gesammelten Wissensbestände unterschiedlich gestaltet sein kann.¹⁷³ Um derartige Prozesse anzustoßen, müssen die dazugehörigen Wissensinhalte jedoch bereits Teil des kulturellen Gedächtnisses sein, wie auch Assmann anmerkt: „Was bereits vergessen und ohne Spur verloren ist, kann nicht mehr ins kulturelle Gedächtnis zurückgeholt werden. Was jedoch im kulturellen Archiv bewahrt ist, kann noch einmal zum Gegenstand der Wiederentdeckung werden.“¹⁷⁴ Wie steht

¹⁷¹ Aleida Assmann: *Theorien des kulturellen Gedächtnisses*. In: Rippl & Winko (Hg.): *Handbuch Kanon und Wertung. Theorien, Instanzen, Geschichte*. Stuttgart&Weimar: Metzler 2012, S. 76–84, hier S. 82.

¹⁷² Assmann: *Theorien des kulturellen Gedächtnisses*, S. 82–83.

¹⁷³ Ein konkretes Beispiel dafür in der modernen Archivbenutzung wäre beispielsweise, ob ein Werk in digitalisierter Form vorliegt und damit um ein Vielfaches zugänglicher ist oder nicht – in diesem Fall könnte man annehmen, dem digitalisierten Buch wird ein höherer Wert beigemessen, da durch das vorhandene Digitalisat eine niederschwellige und einfache Nutzung der Publikation ermöglicht wird.

¹⁷⁴ Assmann: *Theorien des kulturellen Gedächtnisses*, S. 83.

es also um die Werke oder Wissensinhalte, die weder in das Funktions- noch in das Speichergedächtnis aufgenommen werden?

Diese Frage bezieht sich auf einen speziellen Bereich der Kanonforschung, in dem das kulturelle Gedächtnis und dazugehörige Wissensbestände vor allem über die Lücken darin untersucht werden. Sammlungsinstitutionen sind zugleich Quelle als auch Austragungsort von Kanonisierungsvorgängen und das Fehlen von spezifischen Materialien ist ein direkter Hinweis auf die Erinnerungspraxis, die den Sammlungsstrukturen zugrunde liegt. Die Untersuchung solcher Leerstellen ist in den von Assmann dargelegten Dynamiken zwischen Erinnern und Vergessen angesiedelt, welche die Existenz des kulturellen Gedächtnisses begründen. Auch die Struktur des kulturellen Gedächtnisses beruht auf den Handlungen von Individuen, von denen abgeleitet Anerkennungsmechanismen und Legitimationsfunktionen entstehen. Welche spezifischen Handlungsweisen für diese Praxis zur Anwendung kommen, lokalisiert sich für den Soziologen Oliver Dimbath im „sozialen Gedächtnis“, dessen Hauptfunktion eine Selektion aus den Verhaltensweisen ist, „die im Bereich der intersubjektivität als Typen und Praktiken wechselseitige Erwartungshorizonte konstituieren können“.¹⁷⁵ Das soziale Gedächtnis fungiert als organisierender Katalog für das handlungs- und verhaltensorientierte Wissen, auf das Akteur:innen in verschiedenen Situationen zurückgreifen und sich „kulturspezifisch erwartbar verhalten“, indem sie ihre subjektive Wahrnehmung mit sozial typisiertem Wissen verbinden.¹⁷⁶

Dimbath legt in seinen Ausführungen ein detailliertes Modell vor, in dem institutionelles Vergessen im Feld der Wissenschaft untersucht und die machtpolitischen Stabilisierungsmechanismen des Habitus um eine gedächtnistheoretische Lesart erweitert werden können: „Viel bedeutender als das Erinnern, das heißt, das habituelle Handeln, ist das Vergessen ebenso wie ein korrespondierendes Vergessensvergessen; Vergessen erscheint in diesem Zusammenhang als problematisierbares Herrschaftsinstrument.“¹⁷⁷ Der Begriff Vergessensvergessen beschreibt in diesem Zusammenhang den Umstand, dass wir im alltäglichen Handeln nicht nur ausblenden, warum wir die eine oder andere Entscheidung in einer bestimmten Situation treffen, sondern auch vergessen haben, wie wir das jeweils zur Anwendung kommende sozial typisierte Wissen erworben haben.

Die Auseinandersetzung mit dieser mehrdimensionalen Form des inkorporierten Vergessens fasst Dimbath unter dem soziologischen Vergessensbegriff „Oblivionismus“ zusammen,

¹⁷⁵ Oliver Dimbath: *Oblivionismus. Vergessen und Vergesslichkeit in der modernen Wissenschaft*. München: UVK Verlagsgesellschaft Konstanz 2014, S.146.

¹⁷⁶ Dimbath: *Oblivionismus*, S.131.

¹⁷⁷ Dimbath: *Oblivionismus*, S. 164.

worunter die „Kritik an unterschiedlichen Formen der intendierten oder systematischen Vergangenheits- und Traditionsvergessenheit in der modernen Gesellschaft“¹⁷⁸ zu verstehen ist, und wendet diesen für das Feld der Wissenschaft an. Die Einführung des Gedächtniskonzepts in wissenschaftswissenschaftliche Untersuchungen von institutionellen Selektivitäten fördert das kritische Hinterfragen wissenschaftspolitischer Entscheidungsmechanismen. Auf diesen basiert schließlich die Verteilung von Ressourcen, die Förderung bestimmter Organisationen oder das Ignorieren anderer Bereiche, also der Ökonomie der Wissenschaft an sich.¹⁷⁹ Die Kombination aus diesen Gedächtniskonzepten und der Frage nach den Leerstellen innerhalb von Wissenssammlungen erscheint als besonders geeignet, um sich dem „Problem des Verlusts von Wissen“ auf wissenschaftsgeschichtlicher Ebene zu nähern.¹⁸⁰ Wenn wissenschaftliche Tätigkeit eine soziale Tätigkeit ist, wie Bourdieu darlegt, so ist die wissenschaftliche Konstruktion von Realität auch immer eine soziale Konstruktion dieser Realität:

„[D]ass das wissenschaftliche Feld eine soziale Welt *wie die anderen* ist, in der es wie anderswo um Macht, Kapital, Kräfteverhältnisse, Erhaltungs- oder Subversionsstrategien, Interessen usw. geht, und dass es *eine Welt für sich* ist, mit eigenen Gesetze[!] für ihr Funktionieren, die bewirken, dass unter all den Merkmalen, die mit den zu ihrer Beschreibung herangezogenen Begriffen gemeint sind, keines ist, das in ihr nicht eine spezifische, auf keine andere reduzierbare Form annähme. Die wissenschaftliche Tätigkeit entspringt der Relation zwischen den geregelten Dispositionen eines wissenschaftlichen Habitus, der zu einem Teil das Produkt der Inkorporierung der dem wissenschaftlichen Feld immanenten Notwendigkeit ist, und den strukturellen Zwängen, die dieses Feld zu einem gegebenen Zeitpunkt ausübt.“¹⁸¹

Die wissenschaftsgeschichtliche und kritische Analyse von Oblivionismen ist eine wertvolle Methode, um die spezifischen Distinktionen und inkorporierten Verhaltensweisen im Feld der Wissenschaft zu untersuchen. Dimbath vermutet, dass sich Wissenschaftsgeschichte und ihre Methoden im „Kontext endogener Vergesslichkeit“ als eine der wenigen Disziplinen darstellt, welche die „systematisch-asymmetrische Assoziation von Wissenschaft und sozialen Herrschaftsstrukturen vor einem möglicherweise unproduktiven der historisierenden Reflexion geschuldeten Aufbegehren“ bewahren kann.¹⁸² Diese Beobachtung unterstreicht die bereits erwähnte Notwendigkeit, sich kritisch mit der Rezeption wissenschaftlicher Literatur oder universitären Material-Kanones auseinanderzusetzen, da häufig erst durch die Bearbeitung der Leerstellen darin produktive Erkenntnisse gewonnen werden können. Daraus

¹⁷⁸ Dimbath: Oblivionismus, S. 17.

¹⁷⁹ Vgl. Dimbath: Oblivionismus, S. 236–237.

¹⁸⁰ Dimbath: Oblivionismus, S. 327.

¹⁸¹ Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 88–89.

¹⁸² Dimbath: Oblivionismus, S. 305.

formuliert sich die forschungsleitende These, dass institutionelle Wissensgenerierung immer unter spezifischen Bedingungen stattfindet, welche Einfluss auf die wissenschaftliche Tätigkeit der dazugehörigen Akteur:innen hat. Wird diese Erkenntnis für wissenschaftsgeschichtliche Fragestellungen nicht reflektiert, besteht die Gefahr einer unproduktiven und historisierenden Darstellung, in der wichtige forschungsrelevante Aspekte weiterhin unbeachtet bleiben.

Ausgehend von diesen Perspektiven erweist sich die kritische Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Sammlungen und Forschungsapparaten als besonders wertvoll, da sie die Bedingungen für institutionelle Wissensgenerierung bewusst aufzeigt. Ein aussagekräftiges Beispiel für eine sammlungsbezogene Untersuchung unter dieser historisch-kritischen Reflexion, ist die Dissertation der Wissenschaftlichen Bibliothekarin Martina Cuba, in der sie theaterwissenschaftliche Forschungsapparate im Kontext von NS-Wissenschaftspolitik erforscht. Die Leiterin der Fachbereichsbibliothek am Wiener TFM-Institut hat detailliert ausgearbeitet, welche Aneignungsverfahren die sammlungspolitisch prägenden NS-Protagonisten Josef Gregor (1888–1960), Carl Niessen (1890–1969) und Heinz Kindermann (1894–1985) anwendeten, um ihre Sammlungen und Forschungsapparate im frühen 20. Jahrhundert auszubauen.¹⁸³ Cuba stellt Vergessenspolitik ins Zentrum ihrer Arbeit und berichtet von einer Vielzahl an Fällen, in denen Provenienzen und Spuren von Sammlungsgründer:innen bewusst innerhalb von Sammlungsstrukturen verdeckt wurden. Damit wird die aktive Beteiligung der genannten Akteure an sammlungshistorischen Vergessensprozessen erkenntlich und unterstreicht die Notwendigkeit einer institutionellen Auseinandersetzung mit ihrer eigenen institutionspolitischen Geschichte.

Neben einer hohen Anzahl an Beständen, die unter fragwürdigen Konstellationen an das im Jahr 1943 von Kindermann gegründete Zentralinstitut für Theaterwissenschaft nach Wien gelangten, befand sich auch Houbens Zensurarchiv. Obwohl gerade Houbens zensurhistorische Arbeiten bis heute rezipiert werden, ist dieser Bestand bei Expert:innen der Forschungsdisziplin jedoch weitgehend unbekannt. Cuba hat nachgewiesen, dass Kindermann sich der Sondersammlungen des Archivs bediente, um seine theaterwissenschaftliche Grundlagenforschung nach NS-ideologischen Kriterien zu definieren.¹⁸⁴ Im vierten Kapitel dieser Arbeit

¹⁸³ Bei den von Cuba erforschten Sammlungen handelt es sich um Bestände der Theatersammlung der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien (Gregor), theaterwissenschaftliche Sammlungen an der Universität zu Köln (Niessen) und das Archiv des ehemaligen „Zentralinstituts für Theaterwissenschaft“ an der Universität Wien (Kindermann).

¹⁸⁴ Vgl. Cuba: Die Gründung eines theaterwissenschaftlichen Forschungsapparates im Nationalsozialismus, S. 144.

soll daher untersucht werden, unter welchen Umständen der Bestand an die Wiener Universität gelangt sein könnte und wie innerhalb des Forschungs- und Studienapparats mit dem Material umgegangen wurde. Diese sammlungshistorische Auseinandersetzung ist wichtig, da sie auf die Auswirkungen universitärer Erinnerungspolitik verweist, über die Houbens Gelehrtenbiografie in der Gegenwart verortet werden kann. Das nachfolgende Kapitel beschäftigt sich hingegen mit den Positionen, die der Literaturhistoriker selbst einnahm und reflektiert die machpolitischen Gegebenheiten, mit denen der Privatgelehrter zu Lebzeiten konfrontiert war.

3. Der Privatgelehrte H. H. Houben vs. das Goethe- und Schiller-Archiv

Ausgangspunkt für das folgende Kapitel ist eine öffentliche Auseinandersetzung zwischen dem Privatgelehrten Houben und dem Goethe- und Schiller-Archiv (künftig: GSA) in Weimar, die sich zwischen 1924 und 1928 ereignete.¹⁸⁵ Die Erforschung dieser Konfrontation liefert wichtige Hinweise auf die unterschiedlichen Machtpositionen im wissenschaftlichen Feld und welcher Habitus-(Dis-)Positionen sich die konkurrierenden Produzenten darin bedienten, um ihren persönlichen Haltungen Ausdruck zu verleihen. Als Analysemethoden kommen dabei vor allem Bourdieus Habitus-Konzept und seine Feldtheorie zur Anwendung. Die nachfolgende Untersuchung basiert auf Korrespondenzen zwischen Houben und dem GSA, Textpassagen aus Houbens Publikationen und Briefwechseln mit einzelnen Persönlichkeiten aus dem wissenschaftlichen Feld.¹⁸⁶ Die Analyse in diesem Kapitel unterteilt sich in zwei Abschnitte, die von folgenden Fragen geleitet sind:

1. War das Weimarer Literaturarchiv ein Austragungsort für Forschungsdebatten?

Zunächst wird das wissenschaftliche Feld auf seine spezifischen inneren Strukturen und die darin verankerten Machtverhältnisse untersucht. Ausgehend von der Institutionsgeschichte des GSA werden dazugehörige Protagonisten, insbesondere Julius Wahle (1861–1940), vorgestellt und auf ihre Positionen in den Archivstrukturen befragt. Die Kontextualisierung von Wahles Werdegang in Weimar ist zentral für die vorliegende Untersuchung, da er beinahe seit der Gründung des Archivs dort tätig war und 1920 den Posten des Direktors interimistisch bis 1928 übernahm, wodurch er zum konkurrierenden Akteur in der Auseinandersetzung mit Houben wurde. Danach werden die Verbindungen zwischen dem GSA und der Goethe-Gesellschaft befragt und skizziert, welche literaturwissenschaftlichen Diskurse die Kommunikation dieser Vereinigungen mit Institutionen und Persönlichkeiten in Berlin bzw. außerhalb Weimars prägten. Im Rahmen dieses Abschnitts werden auch Houbens persönliche und professionelle Bezüge zum GSA kontextualisiert, damit eine Basis der für die Analyse relevanten Relationen geschaffen ist.

¹⁸⁵ Einen kurzen Überblick über die Auseinandersetzung zwischen Houben und dem Goethe- und Schiller-Archiv, die im Zentrum der vorliegenden Analyse steht, konnte ich bereits in der Zeitschrift *Thewis* veröffentlichen: Piech: Sammeln ohne Sammlung, Forschung ohne Universität, S. 46–47.

¹⁸⁶ Bei den bearbeiteten Archivalien handelt es sich um einen Brief Houbens an den Literatur- und Kulturhistoriker Reinhard Buchwald (1888–1983), die Handakte von Anton Kippenberg und den Briefwechsel Houbens mit dem GSA bezüglich des Eckermann-Nachlasses: Brief von Houben an Buchwald (1924), GSA 9/21; Handakte von Anton Kippenberg über seine Tätigkeit im Verwaltungsausschuß des GSA (1924–1942), GSA 150/A 12; Briefwechsel mit Heinrich Hubert Houben über die Benutzung des Eckermann-Nachlasses (1924–1928), GSA 150/A 612.

2. Welche Haltungen wurden in den Weimarer und Berliner Gruppierungen reproduziert und welche Habitus-(Dis-)Positionen ergaben sich davon abgeleitet für die Protagonisten Wahle und Houben?

Die aus dem vorherigen Abschnitt gewonnenen Ergebnisse bilden die Grundlage für die Untersuchung der öffentlichen Auseinandersetzung zwischen Houben und dem GSA. Die Darstellung erfolgt chronologisch und wird um die individuellen Positionen der beteiligten Persönlichkeiten erweitert. Analysiert wird das spezifische Machtverhältnis zwischen den beteiligten Protagonisten, auf welchen divergierenden Habitus-Dispositionen dieses beruht und wie der Streitfall innerhalb literaturhistorischer Praktiken im wissenschaftlichen Feld eingeordnet werden kann. Parallel dazu wird untersucht, welche Bedeutung Houbens symbolisches Kapital in diesem Feld zukommt und wie er selbst diese Kapitalform einzusetzen versuchte, um auf die vorliegenden Machtmechanismen einzuwirken. Welche Auswirkungen diese Konfrontation auf die literaturwissenschaftliche Forschungsgemeinschaft und Houbens Position darin hatte, wird in die darauffolgende Reflexion über die Analyseergebnisse integriert.

3.1 Literaturarchive als Austragungsorte für Forschungsdebatten

Die Literatur- und Theaterwissenschaftlerin Julia Danielczyk setzt sich in ihrer ausführlichen Masterarbeit *Archive der Literatur* (2007) mit den historischen Bedingungen für die Gründung von Literaturarchiven in Deutschland und Österreich auseinander. Daraus geht hervor, dass sich das Goethe- und Schillerarchiv grundsätzlich mehr als Editionsunternehmen verstand, denn als hilfswissenschaftliche Institution.¹⁸⁷ Dieser Zugang entsprach dem literaturwissenschaftlichen Zeitgeist und stimmte mit den Forderungen deutschsprachiger Literaturhistoriker:innen überein, eine Gründung ebensolcher Archive vor dem Hintergrund nationalliterarischer Interessen zu forcieren. Als erste deutsche Institution dieser Art erfüllte das GSA alle Aspekte, die für die Aktivitäten eines Literaturarchivs als notwendig erachtet wurden: Dazu zählten Sammeltätigkeiten im eigenen Gebäude und die umfassenden Editionsprojekte, die über die eigenständigen Publikationsorgane *Goethe-Jahrbuch* und *Schriften der Goethe-Gesellschaft* veröffentlicht wurden.¹⁸⁸ Diese Grundlagen benannte auch der Theologe

¹⁸⁷ Julia Danielczyk: *Archive für Literatur. Editionsunternehmungen oder hilfswissenschaftliche Institutionen? Ein Beitrag zur Erforschung der Geschichte der österreichischen Literaturarchive (1878–1918)*. Masterarbeit Universität Wien 2007.

¹⁸⁸ Die erstgenannte Publikationsreihe erschien von 1888 bis 1913 unter dem Titel *Goethe-Jahrbuch*, von 1914 bis 1935 als *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft*, zwischen 1936 und 1971 als *Goethe – Vierteljahresschrift der Goethe Gesellschaft* und wird seit 1972 wieder *Goethe-Jahrbuch* genannt. Im Jahr 2022 gab die

und Philosoph Wilhelm Dilthey (1833–1911) in seinem viel zitierten Vortrag *Archive für Literatur*, den er 1889 bei der Gründungsversammlung der Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur hielt.¹⁸⁹ Seine Betonung lag darauf, dass die Erhaltung, Sammlung und Zugänglichkeit von literaturhistorischen Quellen, insbesondere Schriftsteller:innen-Nachlässe, unentbehrlich für das wissenschaftliche Studium der Literatur sind.¹⁹⁰ Im Verlauf der vorliegenden Untersuchung wird sich jedoch zeigen, dass die Praxis dieses Bewahrens sehr unterschiedlich gestaltet sein kann.

Die Auseinandersetzung mit der Geschichte des GSA bringt erstaunliche Aspekte innerhalb der Archivstrukturen hervor, die in Bezug auf den literaturwissenschaftlichen Wert der darin gelagerten Bestände von besonderem Interesse sind. Dazu zählten umfangreiche Finanzierungsschwierigkeiten, die massive Auswirkungen auf die archivarische Arbeitsrealität der Mitarbeitenden hatten und auf unterschiedlichen Ebenen sichtbar wurden. Dieses Prekariat hatte starken Einfluss auf die möglichen Positionen und den gesellschafts- wie machtpolitischen Einflussrahmen der in diesen Strukturen agierenden Persönlichkeiten. Diese prekären Verhältnisse im Inneren stehen wiederum in drastischem Gegensatz zur Außenwirkung des Archivs, die durch außerordentliches Pathos rund um die Goethe-Erinnerungskultur in Weimar geprägt ist.

3.1.1 Historischer Überblick zum Goethe- und Schiller-Archiv (1885–1920)

Zur Positionierung einzelner Akteure im GSA und der Untersuchung ihrer machtpolitischen Einflussmöglichkeiten wird zunächst ein historischer Überblick vorgestellt, der Details über die Besonderheiten des Weimarer Literaturarchivs aufzeigt. Zur Anwendung kommt dabei die prägnante Darstellung der Archivgeschichte *Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996* (1996) des Germanisten Jochen Golz, der von 1999 bis 2019 auch Präsident der Goethe-Gesellschaft in Weimar war. Einige der darin enthaltenen Informationen können um personenbezogene Daten erweitert werden, welche die Archivarin Karin Ellermann in *Weimar den Vorzug zu sichern* (2011) zusammengestellt hat.¹⁹¹ Parallel dazu werden

Gesellschaft bereits den 139. Band der Schriftenreihe heraus. Parallel dazu werden die *Schriften der Goethe-Gesellschaft* seit 1885 in unregelmäßiger Folge veröffentlicht.

¹⁸⁹ Der Vortrag erschien erstmals im 68. Band der Deutschen Rundschau und ist in Diltheys gesammelten Schriften abgedruckt: Ulrich Herrmann (Hg.): Wilhelm Dilthey: Gesammelte Schriften. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1970 (= Band 15: Zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Portraits und biographische Skizzen. Quellenstudien und Literaturberichte zur Theologie und Philosophie im 19. Jahrhundert), S. 1–16.

¹⁹⁰ Vgl. Danielczyk: *Archive für Literatur*, S. 12.

¹⁹¹ Jochen Golz (Hg.): *Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996*. Beiträge aus dem ältesten deutschen Literaturarchiv. Weimar & Köln & Wien: Böhlau Verlag 1996; Karin Ellermann: *Weimar den Vorzug zu*

spezifische Informationen über die Goethe-Gesellschaft aufbereitet, deren Gründungsgeschichte und Gesellschaftstätigkeiten direkt mit dem Archiv verbunden sind. Grundlage dafür ist der wiederum von Golz und dem Historiker Justus H. Ulbricht herausgegebene Sammelband *Goethe in Gesellschaft* (2005).¹⁹²

1885 verstarb Walther von Goethe (1818–1885) als ältester Sohn von Ottilie und August von Goethe. Dieser hinterließ den gesamten schriftlichen Nachlass des Großvaters und seiner Familie der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach (1824–1897), womit die Goethe-Sammlungen keiner öffentlichen Institution übergeben wurden, sondern in privaten Strukturen verblieben. Die Aristokratin war sich jedoch über den wissenschaftlichen Wert des Nachlasses bewusst und setzte diverse Aktionen, um die wertvollen Bestände als Kulturgut zu bewahren. Parallel dazu gründete sich unter dem Protektorat ihres Mannes Carl Alexander (1818–1901) eine „Gesellschaft der Freunde des Dichters“, die schon bald danach als Goethe-Gesellschaft fungierte.¹⁹³ Diese Gruppierung bemühte sich um die Vereinigung von „Goethe-Archiv“ (schriftlicher Nachlass), „Goethe-Bibliothek“ (bibliothekarischer Nachlass) und „Goethe-Museum“ (Goethes Wohnhaus) und sollte sich für die Öffnung der Bestände gegenüber der philologischen Forschung und der interessierten Öffentlichkeit einsetzen. Erster Vorsitzender der Gesellschaft war der Jurist Eduard von Simson (1810–1899), erster Archivdirektor wurde der aus Jena stammende Literaturwissenschaftler Erich Schmidt (1853–1913), der zuvor an der Universität Wien tätig gewesen war. Schmidt verließ Weimar jedoch bereits Ende 1886 wieder, da ihm die Professur für deutsche Sprache und Literatur an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität angeboten wurde und er diese auch annahm.¹⁹⁴ Noch im Gründungsjahr 1885 erwarb das Archiv, dessen Bestände zunächst im Weimarer Stadtschloss untergebracht waren, den Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller von dem Verleger Carl von Cotta (1835–1888). Außerdem wurde die Sammlung stetig durch bedeutende Schenkungen erweitert, wie z.B. den Nachlass des Dramatikers Friedrich Hebbel (1813–1863), der dem Literaturarchiv von seiner Witwe Christine Hebbel (1817–1910) übergeben wurde. Zusätzlich zum bereits verwahrten Briefwechsel mit Goethe stifteten die Urenkel Schillers, Ludwig (1836–1901) und Alexander von Gleichen-Rußwurm (1865–1947), 1889 auch den gesamten Schiller-Nachlass an das Archiv.¹⁹⁵

sichern Aus der Geschichte des Goethe- und Schiller-Archivs von 1885 bis 1945. Erfurt: Sutton Verlag 2011.

¹⁹² J. Golz & J. H. Ulbricht (Hg.): *Goethe in Gesellschaft. Zur Geschichte einer literarischen Vereinigung vom Kaiserreich bis zum geteilten Deutschland*. Köln & Wien [u.a.]: Böhlau 2005.

¹⁹³ Golz: *Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996*, S. 17.

¹⁹⁴ Vgl. Ellermann: *Weimar den Vorzug zu sichern*, S. 13.

¹⁹⁵ Vgl. Golz: *Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996*, S. 13–22.

Seit dieser Zusammenführung wurde die Institution auch als „Goethe- und Schiller-Archiv“ bezeichnet und 1893 durch die Gründung eines Familien-Fideicommiß unter demselben Namen als solches definiert. Die Ziele dieser erbrechtlichen Einrichtung legte die Großherzogin Sophie folgendermaßen fest:

„Mit Annahme des Vermächtnisses Walther von Goethe's habe Ich zugleich für alle Zeiten die Verantwortung für eine würdige, pietätvolle Verwahrung und Erhaltung der Mir anvertrauten Schätze aus dem Nachlasse J. W. von Goethe's übernommen. Die gleiche Verantwortung trage ich gegenüber dem handschriftlichen Nachlaß und der Bibliothek Friedrich von Schiller's sowie in Bezug auf alle im Laufe der Jahre durch Schenkung oder Ankauf in Meinen Besitz übergegangenen Nachlässe anderer hervorragender deutscher Dichter und Schriftsteller. Zugleich ist es Mein Wille, für den Fall Meines Ablebens nicht allein für die Vollendung der Goethe-Ausgabe und der beabsichtigten Goethe-Biographie, sondern nach Möglichkeit auch dafür Sorge getragen zu haben, daß die in Meinem Besitz befindlichen Schätze der nationalen Literatur der gelehrten Forschung nutzbringend erschlossen und Weimar erhalten bleiben, damit dieses, seiner großen Vergangenheit entsprechend, auch ferner ein geistiger Mittelpunkt Deutschlands bleibe.“¹⁹⁶

Um diese Vorstellungen auch nach ihrem Ableben zu gewährleisten, verfügte die Großherzogin 1895 eine testamentarische Übertragung der Sammlungen des Archivs an ihren Enkel Wilhelm Ernst (1876–1923), wodurch die direkte Anbindung an das Fürstenhaus auch erbrechtlich bewahrt wurde. Aufgrund der unzureichenden Benutzungs- und Lagerungsbedingungen im Stadtschloss setzte sie sich gemeinsam mit Vertretern der Goethe-Gesellschaft für den Bau eines eigenständigen Archivgebäudes am Ilm-Ufer ein. Auch für die Finanzierung des Bauvorhabens stiftete die Gesellschaft eine Summe von 20.000 Mark, wobei der Großteil der tatsächlichen Baukosten von schätzungsweise 400.000 Mark aus dem Privatvermögen der Großherzogin stammte.¹⁹⁷ Das neue Archivgebäude wurde nach etwa drei Jahren Bauzeit fertiggestellt und konnte am 28. Juni 1896 feierlich eingeweiht werden.¹⁹⁸ Die architektonische Symbolbildung der Institution sollte auf wissenschaftlicher Ebene durch die Herausgabe der ersten Goethe-Gesamtausgabe erweitert werden, die als Weimarer oder Sophien-Ausgabe bezeichnet wird.¹⁹⁹ Dieser Aufgabe widmete sich nach Sophies Tod im Jahr 1897 der Literaturhistoriker und neue Archivdirektor Bernhard Suphan (1845–1911) mit nur wenigen Mitarbeitenden. Dazu zählte der Literaturwissenschaftler und spätere Archivar

¹⁹⁶ Brief Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach an den Präsidenten der Goethe-Gesellschaft Bernd Suphan vom 05.01.1893. Zitiert nach Golz: Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996, S. 25.

¹⁹⁷ Die von der Großherzogin bereitgestellte Summe entspricht heute ungefähr € 3.280.000, also knapp 3,3 Millionen Euro.

¹⁹⁸ Vgl. Golz: Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996, S. 24–26.

¹⁹⁹ Johann W. v. Goethe: Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen [=Sophien-Ausgabe]. Weimar: Böhlau 1887–1919.

Julius Wahle, der bereits 1886 mit Erich Schmidt als dessen „begabtester Schüler“ von Wien nach Weimar gekommen war und nun die Position des Generalkorrektors der Edition übernahm.²⁰⁰ Außerdem war der Literaturhistoriker Max Hecker (1870–1948) ab 1900 als freier Mitarbeiter für die Weimarer Ausgabe zuständig und ebenso wie Wahle bis zu seiner Pensionierung im Archiv tätig. Zu ihren Aufgaben zählten die Organisation und Koordination der zahlreichen Bandbearbeiter, der Vergleich von deren Arbeiten mit den originalen Handschriften und die Einrichtung aller Beiträge nach redaktionellen Grundsätzen. Als Sophien-Ausgabe erschienen von 1887 bis 1919 die Werke sowie Tagebücher und Briefe Goethes in vier Abteilungen und 143 Bänden (inklusive Nachtrags- und Registerbände). Die Konzentration auf die umfangreiche Edition hatte jedoch laut Golz zur Folge, „daß kaum Zeit für die archivarische Ordnung und Verzeichnung der übrigen Bestände blieb“.²⁰¹ Dadurch wurde die Grundlage für eine Vielzahl an strukturellen Problemen für das Personal geschaffen, die sich kontinuierlich verschärften.

Die schwierigen finanziellen Verhältnisse für die wenigen Archivmitarbeiter, die sich ihr Einkommen fortlaufend mit literarischen Beiträgen für andere Vereinigungen aufbessern mussten, wurde noch durch das Desinteresse von Wilhelm Ernst an den Tätigkeiten des Archivs verstärkt. Dies führte dazu, dass immer seltener Kapital für Ankäufe oder Lohnerhöhungen durch die fürstliche Schatullverwaltung genehmigt wurde. Außerdem scheint es wiederholt Zerwürfnisse mit einzelnen Mitarbeitern gegeben zu haben, wie beispielsweise mit dem Bibliothekar und Schriftsteller Carl Schüddekopf (1861–1917), der von 1896 bis 1912 als Assistent im Archiv tätig war. Golz berichtet, dass dieser „über Verbindungen verfügte und diese nicht aufgeben wollte“, weshalb es im Laufe seiner Anstellung zu „unerquicklichen, von Brotneid diktierten Auseinandersetzungen“ kam, die letztendlich Schüddekopfs Ausscheiden aus dem Archiv zur Folge hatten.²⁰²

Auch der tragische Suizid Suphans kurz nach Beendigung seines Dienstverhältnisses 1911 scheint mit den Arbeitsbedingungen im Archiv zusammenzuhängen, die ihn enorm belastet hatten.²⁰³ Sein Nachfolger wurde der Kunst- und Literaturhistoriker Wolfgang von Oettingen (1859–1943), der zu diesem Zeitpunkt auch Leiter des Goethe-Museums war. Diese von Golz als „wohlkalkulierte Sparmaßnahme“ bezeichnete Fusionierung von Leitungspositionen

²⁰⁰ Ellermann: Weimar den Vorzug zu sichern, S. 23.

²⁰¹ Vgl. Golz: Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996, S. 40.

²⁰² Golz: Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996, S. 43.

²⁰³ Golz beschreibt die belastende Situation Suphans folgendermaßen: „Ohnehin ein schwieriges Naturell und im persönlichen Leben vom Unglück verfolgt, fühlte sich Suphan, der ein riesiges Arbeitspensum absolvierte – zusätzlich lastete noch die Arbeit an der kritischen Herder-Ausgabe auf ihm –, immer stärker als Gefangener seines Tuns, den Aufgaben immer weniger gewachsen.“ In: Golz: Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996, S. 43.

wurde noch häufiger eingesetzt, um den Finanzierungsschwierigkeiten über die Besetzungspolitik entgegenzuwirken.²⁰⁴ Während die Arbeiten an der Goethe-Edition unter Oettingen fortgeführt wurden, stagnierten die materialbezogenen Strukturarbeiten im Archiv jedoch weitestgehend. Der nachfolgende Archivdirektor, der Jenenser Germanist Rudolf Schlösser (1867–1920), versuchte einen Plan für die archivgerechte Ordnung und Verzeichnung der mittlerweile etwa 35 Bestände zu entwickeln, das neue Ordnungssystem konnte aber vor seinem verfrühten Tod nicht mehr implementiert werden. Sein Nachfolger Wahle, der „in vieljährigem Archivdienst ergraut“ war, hatte weder die notwendigen Mittel noch ausreichend Energie, um das Programm fortzusetzen.²⁰⁵ Er ließ jedoch ein Zettelregister mit Angaben zu den Handschriften des Archivs anlegen, welches das von Hecker erarbeitete „Rote Buch“, ein biografisches Lexikon über Weimarer Personen, als zusätzliches internes Auskunftsmittel ergänzte. Da die Leitungsperiode des langjährigen Mitarbeiters Wahle direkt in die zentrale Phase der vorliegenden Untersuchung zwischen 1924 und 1928 führt, ist die Kontextualisierung seiner persönlichen Stellung im Archiv von besonderem Interesse.

Als Wahle die Direktorion des GSA im Jahr 1920 übernahm, war er bereits mehr als drei Jahrzehnte im Archiv beschäftigt gewesen. Ellermann beschreibt Wahle in *Ein stilles Leben für Goethes Werk* (2011) als „stille und konstante Größe im heranwachsenden Archiv“, internationale Gäste schätzten vor allem sein „freundliches und kollegiales Entgegenkommen“.²⁰⁶ Der kurze Abschnitt zu Wahle in Ellermanns Werk ist eine der wenigen Quellen zu seinem Leben und macht deutlich, wie stark seine Biografie mit der Geschichte des GSA verknüpft ist und in welchem Umfang er sein Leben an die Bedürfnisse der Institution angepasst hat.²⁰⁷ Wahle wurde am 15. Februar 1861 als ältester Sohn eines jüdischen Handelsagenten in Wien geboren und studierte Philosophie, Klassische und Deutsche Philologie, Literaturgeschichte und Anglistik an der Universität Wien. Nachdem der Goethe-Forscher 1886 als wissenschaftlicher Mitarbeiter Erich Schmidts nach Weimar gekommen war, nahm er anstelle der österreichischen die deutsche Staatsbürgerschaft an. Ab 1887 war er als Generalkorrektor der Sophien-Ausgabe tätig und wurde 1894 zum Assistenten der Archivleitung bestellt. Diese Funktion übte er bis zur Übernahme der interimistischen GSA-Leitung ab 1920 auch aus.

²⁰⁴ Golz: Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996, S. 43.

²⁰⁵ Golz: Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996, S. 45.

²⁰⁶ Ellermann: Weimar den Vorzug zu sichern, S. 75.

²⁰⁷ In dem Blog-Beitrag *Schenkung im Nationalsozialismus* (2022) berichten die Mitarbeiter:innen der Klassik Stiftung Weimar, Cora Chall und Sebastian Schlegel, von einer Bücher-Schenkung Wahles an das GSA aus dem Jahr 1936, welche von der dort tätigen Provenienzforschung untersucht wurde. Auch aus diesem Artikel geht hervor, dass der Archivar in Weimar zusehends in Vergessenheit geraten ist, obwohl er sein gesamtes Berufsleben am GSA verbracht hat. Siehe: <https://blog.klassik-stiftung.de/schenkung-julius-wahle/>.

Bereits 1896 hatte ihm die Großherzogin Sophie den Titel „Archivar“ verliehen, diesem folgte 1908 auch die Auszeichnung zum Professor durch ihren Sohn Wilhelm Ernst.²⁰⁸

Der erfahrene Mitarbeiter Wahle war während seiner Leitungsperiode mit verschiedenen institutionsinternen Problemen konfrontiert, welche die Überlastungen der verbliebenen Archivmitarbeiter weiter verschärften. Die weitreichenden politischen Veränderungen nach dem Ersten Weltkrieg und die Konstituierung der Weimarer Republik hatten auch großen Einfluss auf die Archivstrukturen. Nachdem die Deutsche Nationalversammlung 1919 die Weimarer Reichsverfassung ausgearbeitet hatte und damit der Übergang in eine parlamentarische Demokratie vollzogen war, dankte auch Großherzog Wilhelm Ernst ab und zog sich aus Weimar zurück. Ellermann weist in ihrer Darstellung der Weimarer Verhältnisse zwischen 1918 und 1924 darauf hin, dass es verschiedenen Persönlichkeiten nicht gelang, eine Gehaltserhöhung für die Archivare Wahle und Hecker beim Großherzog durchzusetzen. Trotz der gesteigerten Entwertung ihrer schon geringen Löhne durch die Inflation wurde eine Gehaltsanpassung 1920 nicht genehmigt und 1922 nur durch eine einmalige Beihilfe ersetzt. Die beiden waren mittlerweile die letzten Mitarbeiter des Archivs und bereits zuvor chronisch unterbezahlt gewesen. Der wiederholte Vorschlag des Großherzogs für die Lösung des Missstandes war, „einen Mitarbeiter zu entlassen, um dessen Gehalt für den verbliebenen Archivar verwenden zu können.“²⁰⁹

Sowohl die Goethe-Gesellschaft, die Weimarer Stadtverwaltung als auch die Gewerkschaft deutscher Schriftsteller insistierten für eine angemessene Entlohnung der beiden Gelehrten, doch die Situation verschlimmerte sich weiter.²¹⁰ Ausgehend von der kritischen Lage, in der sich das GSA befand, wurden nach dem Tod des Großherzogs 1923 Verhandlungen über eine Neustrukturierungen der Institution geführt. Diese sollten den Auswirkungen der massiven Geldentwertung entgegenwirken und mündeten 1924 in der Gründung einer dafür zuständigen Verwaltungsgemeinschaft. Ab dem 1. April 1924 erfolgte die Administration des Archivs über den aus Anteilen des Landes Thüringen, des Fürstenhauses Sachsen-Weimar-Eisenach und der Goethe-Gesellschaft bestehenden Verwaltungsausschuss:

„Nach langen und komplizierten Verhandlungen kam 1924 die Vereinbarung über eine Verwaltungsgemeinschaft zustande, der zufolge vom 1. April 1924 an das Land Thüringen 48 % der Kosten für das Archiv übernahm, 32 % der fürstlichen Schatullverwaltung zufielen und die restlichen 20 % von der Goethe-Gesellschaft getragen wurden. Entsprechend dieser Kostenaufteilung war auch der

²⁰⁸ Vgl. Ellermann: Weimar den Vorzug zu sichern, S. 75.

²⁰⁹ Ellermann: Weimar den Vorzug zu sichern, S. 84.

²¹⁰ Ellermann beschreibt die kritische Lage des Archivs folgendermaßen: „[D]as Archiv, das aus Geldmangel nicht beheizt wurde, drohte als Einrichtung großen Schaden zu nehmen. Involvierte Personen bangten um den literarischen Schatz der deutschen Dichtkunst.“ In: Ellermann: Weimar den Vorzug zu sichern, S. 86.

Verwaltungsausschuß zusammengesetzt, der in der Regel zweimal im Jahr alle anstehenden Probleme beriet. Auf diese Weise wurde das Archiv, ein historisches Kuriosum, bis in das Jahr 1947 hinein verwaltet. Parallel zur Konstituierung der Verwaltungsgemeinschaft kam am 22. April 1925 ein Familienschluss des Großherzoglichen Hauses über die Auflösung des Familienfideikommisses zustande, in dem das Archivgut zum ‚freien Vermögen‘ des Erbherzogs Wilhelm Ernst Carl August von Sachsen erklärt und sein Verbleib in Weimar bestätigt wurde.“²¹¹

Der neu geschaffene Verwaltungsausschuss stellte eine neue finanzielle Grundlage für das Archiv bereit, wodurch Weimar als Standort für die wertvollen Bestände abgesichert werden konnte.²¹² Durch diese Umstellung wurde dem Archiv eine Existenzbasis geschaffen, innerhalb derer die Arbeitsbedingungen der Mitarbeitenden verhältnismäßig verbessert werden konnten. Außerdem wurde ein neuerlicher Plan für die dringend notwendigen Erschließungsarbeiten und die Sicherung der Bestände gefasst.²¹³

Die Kontextualisierung der Gründungsgeschichte des GSA und die Positionierung der dazugehörigen Akteur:innen bietet die Grundlage für die nachfolgende Streitfall-Analyse. Zunächst werden jedoch auch die Standpunkte beleuchtet, die das Weimarer Archiv sowie führende Mitglieder der Goethe-Gesellschaft gegenüber Vertreter:innen der literaturwissenschaftlichen Forschungsgemeinschaft außerhalb Weimars einnahmen. Die Arbeitspraxis des Literaturarchivs wird dabei innerhalb editionsphilologischer Diskurse rund um 1900 reflektiert, um einige Spezifika der in Weimar vorherrschenden Haltungen benennen zu können.

3.1.2 Kontext Goethe-Forschung: Literaturhistorische Initiativen in Weimar und Berlin

Die ersten Projekte, auf denen die Editionsphilologie der neueren deutschen Literatur aufbaute, entstanden ab der Mitte des 19. Jahrhunderts als nationale Repräsentationsunternehmen zu einzelnen Schriftstellern. Editionen fungieren in diesem Zusammenhang bis heute als Bindeglied zwischen den bestandshaltenden Institutionen und der werkbezogenen Forschung. Umgekehrt wirken literaturwissenschaftliche Interessen aber immer auch auf die Erwerbs-

²¹¹ Golz: Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996, S. 44.

²¹² Diese außergewöhnliche Verwaltungsform blieb bis 1947 bestehen, danach wurde das Archiv in die 1953 gegründeten Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur (NFG) integriert. Das erste umfassende Erschließungsprogramm, das auf systematischer Ordnung und Verzeichnung beruhte, konnte erst in den 1950ern unter dem Archivdirektor Willy Flach (1903–1958) implementiert werden. Seit 1991 ist das Goethe- und Schiller-Archiv, neben allen anderen Einrichtungen der ehemaligen NFG, mit seinen mehr als 110 persönlichen und institutionellen Nachlässen Teil der Stiftung Weimarer Klassik, die heute als Klassik Stiftung Weimar tätig ist. Siehe: <https://www.klassik-stiftung.de/goethe-und-schiller-archiv/das-archiv/geschichte/>.

²¹³ Vgl. Ellermann: Weimar den Vorzug zu sichern, S. 86.

politik von Archiven und Bibliotheken ein. Die Weimarer-Goetheausgabe war eine der ersten historisch-kritischen Editionen zu einem deutschen Schriftsteller und machte eine reflektierte Auseinandersetzung mit den literaturhistorischen Quellen notwendig. Die damit einhergehenden Diskurse führten dazu, dass viele Angehörige der Forschungsgemeinschaft die Gründung von Institutionen forderte, in denen literarische Nachlässe gesammelt, erschlossen und der Literaturwissenschaft schnellstmöglich zugänglich gemacht werden sollten.²¹⁴

Die von Dilthey formulierte Programmatik war eine der frühesten Forderungen in diese Richtung und regte den Diskurs über die Modernisierung der geisteswissenschaftlichen Forschung an. Diese sollte die im 19. Jahrhundert etablierten historisch-hermeneutischen Disziplinen unter kritischer Reflexion ihrer positivistischen Aspekte mit einer theoretischen Grundlage ausstatten, wie aus dem aufschlussreichen Beitrag *Dilthey und einige Folgen* (2020) von Hans-Harald Müller und Mirko Nottscheid hervorgeht.²¹⁵ Als materielle Basis für diese geisteswissenschaftliche Theoriebildung empfahl Dilthey die in Literaturarchiven zugänglich gemachten Dokumente, er artikulierte jedoch keinen Entwurf für die organisatorische und praktische Umsetzung eines solchen Vorhabens. Was der Philosoph in seinen Forderungen aber betonte, war, dass der Umgang mit handschriftlichen literarischen Dokumenten in Literaturarchiven nicht an spezifische Forschungsziele gebunden sein sollte. Darin ist inkludiert, dass das dort verwahrte literaturhistorische Material der Forschung zur Verfügung stehen muss und so geordnet wie erschlossen sein soll, dass eine Bearbeitung unterschiedlicher Forschungsfragen gewährleistet ist. In Bezug auf das Material in Weimar kritisierte Dilthey bereits 1875, dass die „Unzugänglichkeit des Goethe-Nachlasses in einem weiteren Kontext als ernste Behinderung der Forschung“ anzusehen sei.²¹⁶ Außerdem führen Müller und Nottscheid aus, dass sich die Mitarbeiter des GSA während der Arbeit an der Sophien-Ausgabe nicht an archivalischen Grundsätzen festhielten, sondern die Bedürfnisse der Werk-Edition in den Vordergrund stellten. Dieser Umstand hatte katastrophale Konsequenzen für die Ordnung des Goethe-Nachlasses und hing direkt mit den bereits erwähnten vernachlässigten Erschließungsarbeiten im Archiv zusammen.²¹⁷ Dazu begrenzte der Mangel an bestandsübergreifenden Findsystemen auch die Möglichkeiten der Archivare, den Überblick über das laufend erweiterte Material zu behalten. Die Verwendung der Weimarer

²¹⁴ Vgl. Danielczyk: *Archive für Literatur*, S. 18–19.

²¹⁵ Vgl. Hans-Harald Müller & Mirko Nottscheid: *Dilthey und einige Folgen. Die Berliner Literaturarchiv-Gesellschaft und die Idee archivalischer Sammlungen im Ausgang des 19. Jahrhunderts*. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*. Jg. 45/Heft 2/2020. S. 370–385, hier S. 372.

²¹⁶ Müller und Nottscheid: *Dilthey und einige Folgen*, S. 378.

²¹⁷ Vgl. Müller und Nottscheid: *Dilthey und einige Folgen*, S. 371–380.

Bestände für anders ausgerichtete Forschungsfragen wurde damit um ein Vielfaches erschwert.

In Berlin setzte sich ein anderes Konzept eines literaturhistorischen Archivs durch. Diltheys Ausführungen in *Archive für Literatur* wurden dort enthusiastisch aufgenommen und 1891 mit der Gründung einer „Litteraturarchiv-Gesellschaft“ (künftig: LAG) in die Praxis umgesetzt. Diese teilte sich die meisten Mitglieder mit der Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur, in der Dilthey seine Forderungen vorgetragen hatte. Die LAG machte es sich parallel zu dem Vorhaben in Weimar zur Aufgabe, handschriftliche Nachlässe deutscher Schriftsteller:innen zu erwerben oder in Verwahrung zu nehmen, um diese zu sichern und eine forschungsrelevante Benützung der Bestände zu ermöglichen. Der Umgang der Gesellschaft mit dem Interesse der literarischen und wissenschaftlichen Öffentlichkeit war ein Balanceakt zwischen „exklusiver Sammeltätigkeit und verhaltener Popularisierung“, da man keine uneingeschränkte Benützung der gesammelten Objekte riskieren wollte.²¹⁸ Um die Gruppe der möglichen Benutzer:innen einzuschränken, wurde darauf geachtet, eine überschaubare Anzahl an Mitgliedern nicht zu überschreiten. Dies sollte verhindern, dass einzelne Elemente aus dem Material in separaten Artikeln veröffentlicht werden, um sie für größere wissenschaftliche Arbeiten zurückzuhalten. Allerhand Textabdrucke erschienen jedoch im vereinsinternen Publikationsorgan *Mitteilungen aus dem Litteraturarchiv*, die als inhaltsreiche Materialsammlungen für weiterführende Arbeiten dienen sollten. Auf textkritische oder kommentierende Anmerkungen sowie ausführliche Einleitungen wurde bei diesen Beiträgen weitestgehend verzichtet.²¹⁹

Die Strukturen der Berliner Unternehmung ähnelten dem GSA also auf verschiedenen Ebenen, zum Teil wurden sie auch als konkurrierende Institutionen wahrgenommen. Der Schriftsteller und Kunsthistoriker Herman Grimm (1828–1901) veröffentlichte 1892 einen kritischen Artikel zur Gründung der LAG in der Berliner *National-Zeitung* und äußerte Bedenken in Bezug zu den Aktivitäten in Weimar.²²⁰ Als Sohn des Literatur- und Sprachwissenschaftlers Jacob Grimm (1785–1863) unterstützte er die institutionelle Verwahrung wertvoller Gelehrten-Nachlässe.²²¹ Er beurteilte es jedoch kritisch, dass mit der LAG „eine

²¹⁸ Die Autoren beziehen sich an dieser Stelle auf die Erinnerungen des Literaturhistorikers Heinrich Meisner (1849–1929), zum damaligen Zeitpunkt Schriftführer der LAG. In: Müller und Nottscheid: *Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat*, S. 59–60.

²¹⁹ Vgl. Müller und Nottscheid: *Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat*, S. 60.

²²⁰ Herman Grimm: Das Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar. In: *Nationalzeitung*. Jg. 45/Nr. 155. 06.03.1892, S. 2–3.

²²¹ Ein großer Teil des handschriftlichen Nachlasses der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm (1786–1859) wurde 1867 von ihren Erben im sogenannten „Grimm-Schrank“ an die Königliche Bibliothek übergeben und ist heute in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin untergebracht. In: <https://kalliope-verbund.info/DE-611-BF-12634>.

Sammelstelle für die deutsche Litteratur in ihrem weitesten Umfange eröffnet werden“ sollte, was deutlich mit den Weimarer Interessen konkurrieren würde. Grimm äußerte in diesem Zusammenhang folgende Wünsche:

„Erstens, die Berliner Litteraturarchiv-Gesellschaft möge eine nachträgliche authentische Erklärung geben, wodurch der Bereich ihrer Interessensphäre genau angegeben wird. Sie möge dies auch nicht nur negativ thun, sondern ihr Verhältniß zu Weimar positiv präzisiren. Weimar existiert. Drittens aber, die nicht nur über Deutschland, sondern über alle Länder sich erstreckende Goethe-Gesellschaft möge in die durch das Vorgehen der Berliner Gesellschaft angeregte Frage aktiv eintreten: wie die Zukunft des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar zu garantiren sei.“²²²

Grimm griff in diesem Artikel verschiedene interessante Aspekte auf, die für die vorliegende Untersuchung von Relevanz sind: Einerseits verweisen seine Bedenken bezüglich möglicher Konkurrenzen zwischen den Berliner und Weimarer Einrichtungen auf Debatten, welche laufend zwischen den Literaturwissenschaftler:innen dieser beiden Standorte geführt wurden. Andererseits spricht er mit dem dritten Punkt seiner Ausführung öffentlich den problematischen Aspekt an, dass es sich beim GSA um eine Privatinstitution handelte, deren Finanzierung direkt von den Interessen des Weimarer Fürstenhauses abhängig war. Grimm erwähnte die bereitgestellten Fonds und die Großzügigkeit der Großherzogin in Bezug auf die in ihrem „Spezialdienste“ stehenden Beamten, wobei er auch betonte, dass „dieser Zustand doch nur so lange als von bestand angesehen werden [darf], als die Gesetze irdischer Zeitlichkeit dazu berechtigen.“²²³ Auf diese Thematik ging der Philologe Karl Weinhold (1823–1901) in seiner Erwiderung, die er anonym im Namen des Vorstands der LAG ebenso in der *National-Zeitung* veröffentlichen ließ, interessanterweise nicht ein. Vielmehr sprach er sich dafür aus, dass das Sammeln von Schriftsteller:innen-Nachlässen nicht auf das Weimarer Archiv beschränkt werden sollte und andere Institutionen sich diesen ebenso annehmen müssten:

„Aber sie kann der Weimarschen Archiv-Verwaltung kein Monopol auf das Sammeln für die deutsche Literaturgeschichte zuerkennen, und fordert das Recht, auch in der Hauptstadt des Deutschen Reiches, in Berlin, in gleicher Richtung thätig zu sein, d. h. von den schriftlichen Urkunden zu der deutschen Literatur, der schönen wie der wissenschaftlichen, zu retten und zu hegen, was für sie erreichbar ist. Daraus ergibt sich, daß eine Abgrenzung zwischen Weimar und Berlin nicht angegeben werden kann.“²²⁴

²²² Grimm: Das Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar, S. 2.

²²³ Grimm: Das Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar, S. 2.

²²⁴ [Karl Weinhold:] Erklärung. In: *Nationalzeitung*, Jg. 45/Nr. 169, 12.03.1892. Zitiert nach Müller und Nottscheid: *Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat*, S. 62.

Obwohl die LAG sich über diese Äußerungen klar zu ihren Sammlungsinteressen positionierte und die Überschneidungen mit denen des GSA anerkannte, scheint die darauf folgende Kommunikation zwischen den beiden Institutionen dennoch immer positiv gewesen zu sein.²²⁵ Diese öffentlichen Stellungnahmen verweisen jedoch auf Auseinandersetzungen zwischen Forscher:innen aus Weimar und Berlin, in denen insbesondere die unterschiedlichen Ausrichtungen der Goethe-Forschung diskutiert wurden. Ein weiteres wichtiges Motiv dieser Debatten war der in Weimar vorherrschende „Goethe-Kult“, der wiederholt auch innerhalb der Goethe-Gesellschaft zu Diskussionen führte. Im selben Jahr als Grimms Artikel erschien, veröffentlichte der Tübinger Pädagoge Friedrich Braitmaier (1832–1903) die Streitschrift *Göthekult und Göthephilologie* (1892), in welcher er die voreingenommene Herangehensweise einiger Goethe-Forscher:innen kritisierte:

„Die Taktik der alten Gemeinde wie der neuen Schule ist der Natur der Sache nach die allgemein konvertikelartige. Göthe wird zu einem nie dagewesenen Ideal menschlicher und dichterischer Grösse erhoben, Schiller und Lessing heruntergedrückt; alle Personen, mit denen Göthe verkehrte, alle Verhältnisse, in denen er lebte, nicht nach ihrer objektiven Wahrheit, sondern einzig und allein in der Beleuchtung seiner Sonne, nach den freundlichen oder feindlichen Beziehungen zu ihm beurteilt; und so hat sich unter den Händen der Schule bereits eine echte und gerechte Göthemythologie gebildet.“²²⁶

Als aktive Vertreter dieser „Göthephilologie“ nannte er wiederholt auch Herman Grimm, Erich Schmidt oder den Germanisten Wilhelm Scherer (1841–1886). Die Goethe-Gesellschaft sei laut Braitmaier grundsätzlich von dieser Schule zu trennen, er betonte aber auch die Problematik, dass ebendiese „Göthephilologen“ dort führende Mitglieder waren und im *Goethe-Jahrbuch* „ein bereites Organ für ihr extremes Treiben gefunden [haben].“²²⁷ Der in dieser Streitschrift genannte Grimm wiederum hatte einige Jahre zuvor auch gegen die Gründung einer eigenständigen Berliner Ortsgruppe der Goethe-Gesellschaft interveniert. Diese Ablehnung resultierte u.a. aus der Befürchtung heraus, dass Weimar dadurch als Zentrum der Goethe-Forschung an Bedeutung verlieren könnte. Müller und Nottscheid berichten dazu in einer Anmerkung, der Plan für den Berliner Goetheverein sei von Erich Schmidt ausgesprochen worden. Nachdem Grimm persönlich bei ihm dagegen protestiert hatte, verfolgte er das Vorhaben aus Respekt gegenüber seinem Kollegen jedoch nicht weiter.²²⁸ Die Berliner Ortsgruppe wurde letztendlich erst 1919 eingerichtet, also fast dreißig

²²⁵ Vgl. Müller und Nottscheid: Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat, S. 62.

²²⁶ Friedrich Braitmaier: *Göthekult und Göthephilologie*. Eine Streitschrift. Tübingen: Gustav Fock 1892, S. 5–6.

²²⁷ Braitmaier: *Göthekult und Göthephilologie*, S. 5.

²²⁸ Vgl. Müller und Nottscheid: Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat, S. 26.

Jahre später. Daran wird ersichtlich, welchen nachhaltigen Einfluss die Akteur:innen in Weimar auf die Goethe-Forschung nehmen konnten.

Anhand dieser exemplarischen Darstellungen lassen sich einige Fragen für die folgende Untersuchung formulieren: Welchen Stellenwert hatten diese Debatten für die Mitarbeiter des Goethe- und Schiller-Archivs? Welche wissenschaftspolitischen Haltungen wurden in den Weimarer und Berliner Gruppierungen reproduziert und inwiefern beeinflussten diese Anschauungen die Habitus-Dispositionen der Protagonisten Wahle und Houben?

3.1.3 J. Wahle und H. H. Houben als Vertreter literaturhistorischer Debatten zwischen Weimar und Berlin in den 1920er Jahren

Die Zusammenhänge innerhalb der oben skizzierten Auseinandersetzungen ergeben ein komplexes Gefüge an Diskursen, welche die Goethe-Forschung und die in diesem Feld agierenden Wissenschaftler:innen in Berlin und Weimar stark beeinflussten. Mit der Gründung der Berliner Ortsgruppe der Goethe-Gesellschaft 1919 setzt die vorliegende Darstellung zeitlich wieder kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs ein. Golz beschreibt, dass die Aktivitäten des Archivs in den 1920er Jahren immer weniger wahrgenommen wurden, was u.a. auch an widersprüchlichen Entwicklungen in der Goethe-Gesellschaft lag. Die bereits seit dem auslaufenden 19. Jahrhundert geführten Diskurse vertieften sich in der neuen politischen und gesellschaftlichen Realität weiter, die konservative Goethe-Heroisierung wurde von immer mehr Literaturwissenschaftler:innen in Frage gestellt. Die inhaltliche Ausrichtung des GSA, welches von den Entscheidungen der Gesellschaft abhängig war, wurde mit diesem Goethe-Bild gleichgesetzt. Die Wahrnehmung der praktischen Arbeit der Weimarer Archivare war also immer direkt mit den in der Goethe-Gesellschaft vorherrschenden Denkmustern verknüpft.²²⁹

Dass Wahle die Leitungsfunktion des Archivs 1920 nur interimistisch übernahm, kam deshalb zustande, da der Direktionsposten bis auf weiteres nicht besetzt werden sollte. Dies hing mit der bereits dargestellten finanziellen Notlage der Institution zusammen, die erst durch die Bildung des Verwaltungsausschusses 1924 verbessert werden konnte. Die spezifische Position, in der sich Wahle als Vertreter des GSA zu diesem Zeitpunkt befand, wurde in den vorangehenden Darstellungen bereits skizziert. Im folgenden Abschnitt werden parallel dazu die Bezüge Houbens zum Weimarer Archiv und der Goethe-Gesellschaft untersucht. Auch sein professioneller Werdegang wird für den Untersuchungszeitraum in den 1920er Jahren

²²⁹ Vgl. Golz: Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996, S. 45–47.

kontextualisiert, um spezifische Daten für die nachfolgende Analyse seiner Konfrontation mit dem Archiv zu generieren.

Houben hatte sich bis zum Ende der 1910er Jahre mit seinen bibliografischen und biografischen Werken als Literaturhistoriker etabliert und war bereits für seine detaillierten Registerarbeiten bekannt geworden. Seit *Hier Zensur – wer dort?* (1918) und den nachfolgenden Projekten wurde er auch vermehrt als Zensurforscher wahrgenommen und publizierte parallel zu all seinen Forschungsgebieten. Seine Stelle als literarischer Leiter des Brockhaus Verlags hatte er 1919 aufgegeben und übersiedelte 1921 mit seiner Familie von Leipzig nach Berlin, wo sie bereits rund um die Jahrhundertwende gelebt hatten. Nach der nur temporären Tätigkeit als literarischer Leiter des Deutschen Verlags und der kurz darauffolgenden Auflösung des Unternehmens, publizierte Houben nun durchgehend als freier Schriftsteller und intensivierte seine vielfältigen literaturhistorischen Forschungen.

Houbens frühere Arbeiten zu Eckermann lagen bereits einige Jahre zurück, die von ihm bearbeitete Version der *Gespräche mit Goethe* war 1909 beim Brockhaus Verlag herausgekommen und erschien seither laufend in neuen Auflagen. Im Laufe der 1920er Jahre vertiefte er seine Auseinandersetzung mit dem Mitarbeiter Goethes jedoch wieder und ergänzte sie um die Forschungen zu Adele und Johanna Schopenhauer, Ottilie von Goethe und Sibylle Mertens-Schaaffhausen. Den Publikationen zu diesen Persönlichkeiten konnte Houben wiederholt sowohl ungedrucktes als auch im *Goethe-Jahrbuch* veröffentlichtes Material aus dem GSA zugrunde legen. Je nach Umfang und Informationswert der Archivmaterialien thematisierte er diese Tatsache auch unterschiedlich in seinen Werken. Die Untersuchung der Rahmentexte seiner Publikationen, wie Einleitungen oder Nachwörter, ist ein wichtiger Teil der vorliegenden Studie. Dies hängt damit zusammen, dass Houben seinen Habitus in diesen Textformaten aktiv zum Ausdruck brachte und sie als Kommunikationsform mit der Öffentlichkeit nutzte. Da der schriftliche Nachlass des Privatgelehrten nur in vereinzelten Korrespondenzen in anderen Nachlässen überliefert ist, gehören diese Rahmentexte zu den wenigen Quellen, aus denen Anhaltspunkte für die persönlichen Haltungen Houbens eruiert werden können. Im Vorwort von Adele Schopenhauers *Tagebuch einer Einsamen* (1921) kommt es in diesem Zusammenhang zu einer klaren Benennung und Dankbarkeitsbekundung für die Benutzung der GSA-Bestände:

„Die in das Register verarbeiteten Anmerkungen bieten mancherlei neue Aufschlüsse, die ich aus den vielen hundert ungedruckten Briefen Adelens an Ottilie gewann; ich bin der Verwalterin des Nachlasses, der Direktion des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar, Herrn Prof. Dr. J. Wahle, für Mitteilung der Sammlung zu Dank verpflichtet. Die beiden bisher gedruckten Bände aus Ottiliens Nachlaß (‚Schriften der Goethe-Gesellschaft‘, Band 27 und 28) nahmen von den Briefen Adelens nur ganz wenig vorweg; so viel

auch diese Veröffentlichung zu wünschen übrig läßt, sei doch der erläuternden Tätigkeit des Herausgebers mit Dank gedacht. Unentbehrlich erwiesen sich bei meiner Arbeit wieder die vortrefflichen Register zur großen Weimarer Goetheausgabe; ihre Bearbeiter vor allem werden es zu schätzen wissen, wenn ich manche ihrer Angaben noch wesentlich ergänzen konnte.“²³⁰

Houben legte hier eine ausführliche und honorierende Darlegung zum Material ab, positionierte sich aber gleichzeitig auch als produktiver Goethe-Forscher, der so manche Register-Angabe noch um Wesentliches ergänzen konnte. Nichtsdestotrotz legte er damit eine klare Anbindung an die Weimarer Institution offen und dankte auch dem Archivar Wahle namentlich. Zu Beginn seiner Einleitung von *Erlebnisse und Geständnisse* (1923) verwies er lediglich auf die beiden Bände zu Ottilie von Goethe aus den *Schriften der Goethe-Gesellschaft* und gab folgende Auskunft dazu ab: „Ihre Weimarer Mädchenjahre, ihre Ehe mit August, ihr Leben im Schatten des Titanen – diese ihre Goethepoche liegt aufgeschlossen vor uns in einer Fülle von Briefen und Tagebuchblättern [...]“.²³¹ Ein mehrseitiger Abschnitt dieser Einleitung enthält Informationen zu Mertens-Schaaffhausen, deren Biografie Houben als nachfolgende Publikation herausgeben wollte. Daher bezog er sich am Ende der Einführung auf ihre Korrespondenz mit Ottilie von Goethe und bedankte sich knapp beim GSA für das Material:

„Von den Briefen Sibyllens sind nur so viele abgedruckt, als zur Erklärung der Ottilienbriefe und zur Verknüpfung des biographischen Zusammenhangs nötig erschienen. Die gesamte Korrespondenz bewahrt der Nachlaß Ottiliens im Goethearchiv zu Weimar, dessen Verwaltung für die uneingeschränkte Erlaubnis der Benutzung dieser Papiere mein Dank gebührt.“²³²

Ähnlich verhält es sich mit den Angaben in seiner Publikation zu Johanna Schopenhauer, *Damals in Weimar* (1924), die im darauffolgenden Jahr erschien: „Ihre geringfügige Korrespondenz mit Goethe bewahrt das Weimarer Goethe-Archiv, ebenso einige Blätter aus Ottilie von Goethes Papieren.“²³³ Das Archiv selbst wird darin nicht näher thematisiert, Houben spricht auch keinen Dank an dasselbe im Vorwort aus, wie beispielsweise in den vorherigen beiden Fällen. Kurz vor der hier zitierten Stelle findet sich jedoch eine abschätzige

²³⁰ Heinrich Hubert Houben (Hg.): Adele Schopenhauer: Tagebuch einer Einsamen. Herausgegeben und eingeleitet von H. H. Houben. Mit Scherenschnitten der Autorin und einem Anhang von Rahel E. Feilchenfeldt-Steiner. München: Verlag Matthes & Seitz 1985, S. LXXVI [Die einleitenden Vorbemerkungen dieser Ausgabe sind im römischen Zahlensystem nummeriert; Alle folgenden Zitate und Verweise aus diesem Werk beziehen sich ebenso auf diese Ausgabe].

²³¹ Houben (Hg.): *Erlebnisse und Geständnisse*, S. V.

²³² Houben (Hg.): *Erlebnisse und Geständnisse*, S. XVII.

²³³ Heinrich Hubert Houben (Hg.): *Damals in Weimar. Erinnerungen und Briefe von und an Johanna Schopenhauer*. Berlin: Rembrandt 1929 [2. erweiterte Auflage], S. 7. [Alle folgenden Zitate und Verweise aus diesem Werk beziehen sich ebenso auf diese Auflage.]

Anmerkung zur Stadt Weimar, welche laut dem Privatgelehrten seit dem Ableben Goethes 1832 wieder das Schicksal einer „unbedeutenden Hof- und Residenzstadt“ fristete.²³⁴

Houben setzte sich also laufend mit den Beständen des GSA auseinander, war ab den frühen 1920er Jahren regelmäßig in Kontakt mit den Mitarbeitern des Archivs und konnte für verschiedene Publikationen auf das in Weimar gelagerte Material zugreifen. Die einführenden Texte in den dazugehörigen Werken versah er mit Hinweisen auf die Weimarer Provenienz der Archivalien, sein Ausdruck an Danksagungen für die Benützung derselben variierte jedoch stark. Jedenfalls war der Literaturhistoriker aber durchgehend über die Goethe-Gesellschaft mit Weimar verbunden. Laut der für den Untersuchungszeitraum relevanten Verzeichnisse im *Goethe-Jahrbuch* war Houben seit 1907 Mitglied der Goethe-Gesellschaft und wird dort bis inklusive 1913 mit seinem früheren Standort in Leipzig angeführt.²³⁵ Die Publikation erschien ab 1914 als *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft* und Houben ist im ersten Jahrgang weiterhin als Leipziger Mitglied eingetragen.²³⁶ Ab 1915 beinhalten die Jahrbücher nur ein Verzeichnis über neu eingetretene Mitglieder (1915–1916 und 1918–1922) oder weisen überhaupt kein Mitgliederverzeichnis auf. Der Band aus dem Jahr 1917 enthält eine Mitgliederliste, der Name Houben ist darauf jedoch nicht vertreten. Erst in der 1926 im Anhang abgedruckten Liste ist er wieder als Mitglied in Berlin unter dem Stadtteil Neukölln verzeichnet.²³⁷ Die folgenden Bände beinhalten bis zu Houbens Tod im Jahr 1935 keine Mitgliederlisten mehr. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass der Literaturhistoriker seit 1907 bis in die 1920er Jahre mit mindestens einer Unterbrechung Mitglied der Gesellschaft war.

Aus den *Jahresberichten der Goethe-Gesellschaft* geht hervor, dass die schwierige finanzielle Lage des Archivs und die Vorgänge zur Sicherung des Kulturguts in Weimar wiederholt auf den Hauptversammlungen diskutiert wurden.²³⁸ Nach der kritischen Situation, in der sich das Archiv nach Ende des Ersten Weltkrieges befunden hatte, wurde es seit 1.

²³⁴ Der genaue Wortlaut von Houbens Kommentar war folgendermaßen: „Und auch als der alternde Olympier sich mehr und mehr in das Museum seines Hauses zurückzog und die Abenddämmerung sich über sein Leben breitete, waren Johanna und nun auch ihre Tochter Adele Zeuginnen dieses erhabenen Schauspiels, dessen Vorhang mit dem Tode Goethes 1832 fiel und über Weimar, so lange die leuchtende Gralsburg deutschen Geistes, wieder das Dunkel einer unbedeutenden Hof- und Residenzstadt bereitete.“ In: Houben (Hg.): *Damals in Weimar*, S. 6–7.

²³⁵ Ludwig Geiger (Hg.): *Goethe-Jahrbuch*. Bd. 28–34/1907–1913. Frankfurt a.M.: Literarische Anstalt Rütten & Loening.

²³⁶ Hans G. Gräf (Hg.): *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft*. Bd. 1/1914. Weimar: Verlag der Goethe-Gesellschaft.

²³⁷ Max Hecker (Hg.): *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft*. Bd. 12/1926. Weimar: Verlag der Goethe-Gesellschaft.

²³⁸ Die erst kürzlich agierende Berliner Ortsgruppe stellte beispielsweise 1921 den Antrag an den Vorstand, „Mittel und Wege zu finden, um den Bestand, die wissenschaftliche Verwaltung und allgemeine Zugänglichkeit“ der Goethe-Institutionen in Weimar und Frankfurt a.M. „in einer ihrer nationalen Bedeutung entsprechenden Weise sicherzustellen.“ Darauf folgte ein gemeinsamer Aufruf an die Öffentlichkeit und eine Spendensammlung, welche die Institutionen unterstützen sollte. In: Hans G. Gräf (Hg.): *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft*. Bd. 8/1921. Weimar: Verlag der Goethe-Gesellschaft, S. 200–201.

April 1924 durch den neu gegründeten Verwaltungsausschuss organisiert. Auch über diese Neustrukturierung wurden die Mitglieder der Gesellschaft im selben Jahr über den Jahresbericht informiert.²³⁹ In dem dazugehörigen Archivbericht betonte Wahle einerseits seine schwierige Lage in leitender Funktion und legte andererseits dar, dass der zukünftige Arbeitsfokus der Institution „im wesentlichen archivalischer Art sein werde“.²⁴⁰ Anhand dieser Quellen drängt sich die Frage auf, ob Forscher:innen außerhalb der engsten Kreise in Weimar über das Ausmaß der prekären Stellung der beiden Archivmitarbeiter Wahle und Hecker informiert waren. Es ist aber anzunehmen, dass Houben als Mitglied der Berliner Ortsgruppe der Gesellschaft zumindest Einblick in die Vorgänge hatte.

Der Begriff des Prekariats bildet die kontextualisierende Linie zwischen den Lebensrealitäten von Wahle und Houben zum Zeitpunkt ihrer Auseinandersetzung. In diesem Zusammenhang muss berücksichtigt werden, dass nicht nur das GSA und seine Mitarbeiter, sondern die Gesamtbevölkerung des Deutschen Reichs von der Hyperinflation, die im Krisenjahr 1923 ihren Höhepunkt erreicht hatte, betroffen war. Die persönlichen und finanziellen Schwierigkeiten Houbens sind daher ein ebenso bedeutender Teil der vorliegenden Untersuchung. Die nachfolgende Analyse reflektiert diese sensiblen Umstände, da sie wesentliche Auswirkungen auf die Entscheidungen der Protagonisten hatten.

3.2 Die kulturwissenschaftliche Analyse einer amtlichen Beschwerde (1924–1928)

Während 1923 als Folge der massiven Geldentwertung die Rentenmark zur Stabilisierung des deutschen Finanzwesens in der Weimarer Republik eingeführt wurde, arbeitete Houben an seinem neuen eigenständigen Eckermann-Werk. Die Publikation *Sein Leben für Goethe* sollte in zwei Bänden erscheinen und die wichtigsten Dokumente zum Leben des engsten Mitarbeiters Goethes darin vereinen. Neben den unterschiedlichen Materialien, die der Literaturhistoriker für dieses Buch verwendete, waren auch mehrere Briefe Eckermanns an Goethe, welche bis heute im GSA verwahrt werden. Diese wollte Houben im Frühjahr 1924 in Weimar sichten. Der Sichtungstermin des Privatgelehrten fand nur wenige Tage nach dem Abschluss der Verhandlungen über die Gründung der neuen Verwaltungsgemeinschaft statt. Ihm wurde gestattet, die Eckermann-Dokumente durchzusehen und zu verwenden, die Erlaubnis zur Veröffentlichung derselben beinhaltete jedoch Einschränkungen. Dazu kamen

²³⁹ Vgl. Max Hecker (Hg.): Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 10/1924. Weimar: Verlag der Goethe-Gesellschaft, S. 259.

²⁴⁰ Hecker (Hg.): Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 10/1924, S. 265.

verschiedene Kommunikationsprobleme zwischen den Protagonisten Wahle und Houben, die sich maßgeblich auf ihr zuvor positives Verhältnis auswirken sollten.

Ausgehend von diesen Umständen entwickelte sich ein Disput, der aufgrund einer konfrontativen Anmerkung im Vorwort des ersten Teils von Houbens *Sein Leben für Goethe* (1925) eskalierte. Darauf folgte eine öffentliche Auseinandersetzung mit der Thematik, die zur Folge hatte, dass Houben eine offizielle Beschwerde über die Archivleitung beim Verwaltungsausschuss in Weimar einbrachte. Diese wiederum hatte weitere Antworten und Entgegnungen beider Parteien zur Konsequenz. Der gesamte Streitfall sollte bis 1928 andauern und wurde letztendlich auch zivilgerichtlich verhandelt. Die Untersuchung der persönlichen Haltungen und daraus resultierenden Reaktionen von Wahle und Houben folgt den bereits vorgestellten sozialwissenschaftlichen Methoden Bourdieus, deren Grundbegriffe im folgenden Abschnitt nochmals wiederholt werden.

Die Basis für die vorliegende Analyse ist Bourdieus Modell einer Philosophie des Handelns, welche die Handlungsmotivationen verschiedener Individuen von den Relationen zwischen den objektiven Strukturen des kulturellen Feldes und den inkorporierten Strukturen des Habitus abhängig macht.²⁴¹ Bourdieu betont, dass die soziale Lage vorrangig durch ihre Distinktionen bestimmt ist. Die eigene soziale Identität bestätigt sich demnach vor allem in den Differenzen zu Individuen, deren soziale Position wir als eine andere oder gegensätzliche wahrnehmen.²⁴² Alle beteiligten Akteur:innen müssen jedoch mit den entsprechenden „Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata zum Erkennen, Interpretieren und Bewerten der relevanten Merkmale“ ausgestattet sein, um die Unterschiede innerhalb ihrer Existenzbedingungen als differenzielle Lebensstile wahrzunehmen.²⁴³ Diese Kernannahmen treten in der zu untersuchenden Auseinandersetzung deutlich hervor. Der Fokus der Analyse ist auf die Habitus-(Dis-)Positionen der Protagonisten Wahle und Houben gerichtet. Ersterer vertrat die Haltungen des Archivs, die eng mit den in der Goethe-Gesellschaft vorherrschenden Meinungsbildern und Machtstrukturen verbunden waren. Zweiterer positionierte sich aktiv als Außenseiter im wissenschaftlichen Feld, dessen Position als Privatgelehrter sich distinktiv zu jener des Beamten Wahle verhielt. Obwohl die beiden Literaturwissenschaftler vergleichbare Bildungshistorien aufweisen, nahm Houben den Lebensstil des Beamten als absolute Differenz zu seiner Realität als nicht-angestellter Kulturproduzent wahr. Demnach richtete sich der Habitus des Privatgelehrten auch offensiv gegen die von ihm als Distinktion gesetzten Strukturen des Institutionalisierten.

²⁴¹ Vgl. Bourdieu: Praktische Vernunft, S. 7.

²⁴² Vgl. Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 279.

²⁴³ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 278–279.

Wie bereits im methodischen Abschnitt der vorliegenden Studie erläutert, erweist sich das Feld der Macht auch als „Raum der Machtverhältnisse zwischen verschiedenen Kapitalsorten“, weshalb diejenigen Akteur:innen das entsprechende Feld beherrschen, „die in ausreichendem Maße mit einer der verschiedenen Kapitalsorten versehen sind“.²⁴⁴ In diesem Zusammenhang ist es jedoch unerheblich, welche Art von Kapital zum Einsatz kommt, da die spezifische Logik eines Feldes festlegt, „was auf diesem Markt *Kurs hat*, was im betreffenden Spiel relevant und *effizient* ist, was *in Beziehung auf dieses Feld* als spezifisches Kapital und daher als Erklärungsfaktor der Formen von Praxis fungiert“.²⁴⁵ In dem hier fokussierten Fall handelt es sich vor allem um Kulturkapital in inkorporierter Form, das aus der wissenschaftlichen Produktion der beteiligten Protagonisten bzw. dem GSA als Institution akkumuliert wurde. Es kommt also symbolisches Kapital als spezifische Wertschaffungsform des wissenschaftlichen Feldes zum Einsatz, um auf die Machtverhältnisse darin einzuwirken. Die Untersuchung dieser Konfrontation im wissenschaftlichen Feld ist von der These geleitet, dass Houben das über seine wissenschaftliche Arbeit generierte symbolische Kapital als Machtausgleich zum Erreichen höherer Positionen zu nutzen versuchte, die ihm innerhalb der sozialen Klasse des exzentrischen Privatgelehrten vermeintlich verwehrt wurden. Parallel dazu handelte er in der Interaktion mit Vertreter:innen institutionalisierter Strukturen laufend aus dem inkorporierten Habitus des Privatgelehrten heraus, den er sich im Rahmen seiner Existenzbedingungen als differenziellen Lebensstil zu dem dieser Akteur:innen angeeignet hat.

Der folgende Analyse-Abschnitt basiert auf Dokumenten aus drei verschiedenen Konvoluten aus den Archivbeständen des GSA. Bei den Archivaliengruppen handelt sich um Korrespondenzen (Typoskripte, Manuskripte, z.T. mit handschriftlichen Kommentaren) und eine Handakte (Typoskripte).²⁴⁶ Die Analyse der Informationen aus diesen Dokumenten folgt einer chronologischen Ordnung. Diese deckt sich jedoch nicht zwangsläufig mit der zeitlichen Abfolge innerhalb der Archivalien, da es wiederholt zu Bezügen auf in der Vergangenheit stattgefundenere Ereignisse gibt. Diese Rückgriffe werden daher jeweils in die Chronologie des gesamten Berichts integriert. Die nachfolgende Zusammenstellung relevanter Ereignisse stellt eine erleichterte Übersicht zu diesem Fall dar.

²⁴⁴ Bourdieu: *Praktische Vernunft*, S. 51.

²⁴⁵ Bourdieu: *Die feinen Unterschiede*, S. 194 [Hervorhebungen im Original].

²⁴⁶ Brief von Houben an Buchwald vom 11.04.1924, GSA 9/21; Handakte von Anton Kippenberg über seine Tätigkeit im Verwaltungsausschuß des GSA (1924–1942), GSA 150/A 12; Briefwechsel mit Heinrich Hubert Houben über die Benutzung des Eckermann-Nachlasses (1924–1928), GSA 150/A 612.

Datierung	Ereignis
1908	Houben gibt Eckermanns <i>Gespräche mit Goethe</i> beim Brockhaus-Verlag heraus.
1916	Castle gibt Eckermanns <i>Gespräche mit Goethe</i> beim Bong-Verlag heraus.
1923	Houben gibt O. v. Goethes <i>Erlebnisse und Geständnisse</i> bei Klinkhardt & Biermann heraus.
1. April 1924	Inkrafttreten der Vereinbarung über Verwaltungsgemeinschaft.
8. April 1924	Houbens Sichtungstermin zu Eckermann-Materialien im GSA.
Sommer 1924	▪ Mitteilung von Petersen zu Publikationsrechten der Eckermann-Goethe-Briefe. ▪ Verzögerte Antworten auf Materialanfragen Houbens.
Dezember 1924	▪ Streitfall zu Urheberrechtsverletzungen durch den Propyläen-Verlag ▪ Houben verfasst das Vorwort zum 1. Band von <i>Sein Leben für Goethe</i>. ▪ Wahle wirft Houben die „Verletzung des literarischen Anstandes“ vor.
Frühjahr 1925	▪ Anfrage auf Publikationsgenehmigung von Bildmaterialien Houbens durch den Brockhaus-Verlag. ▪ Materialanfrage Houbens an Hecker und ablehnende Antwort darauf.
17. März 1925	Einreichung von Houbens „Beschwerde gegen die Direktion des Goethe-Archivs zu Weimar“
18. Mai 1925	Einreichung Wahles „Antwort auf die Beschwerde des Herrn Prof. Dr. H. H. Houben über die Direktion des Goethe- und Schiller-Archivs“
8. Juli 1925	Einreichung Houbens „Entgegnung auf die Antwort des Herrn Prof. Wahle“
3. Okt. 1925	Einreichung Wahles „Entgegnung auf die Entgegnung des Herrn Prof. Houben vom 8. Juli 1925“
Dezember 1925	▪ Der Verwaltungsausschuss beschließt, kein Disziplinarverfahren gegen Wahle einzuleiten und informiert Houben über die Entscheidung. ▪ Weitere Rückfragen Houbens werden abgelehnt, da die Causa als abgeschlossen gilt.
Oktober 1927	Houben verfasst das Vorwort zum 2. Band von <i>Sein Leben für Goethe</i> .
15. Dez. 1927	Stellungnahme zu den Anschuldigungen durch den Verwaltungsausschuss in der <i>Allgemeinen Thüringischen Landeszeitung Deutschland</i>
Mai 1928	Houben verklagt Wahle wegen Beleidigung in einer Zeitungsnotiz beim Amtsgericht Leipzig
Juli 1928	Das Amtsgericht Leipzig entscheidet zugunsten Wahles und verurteilt Houben in die Verfahrenskosten.

Abb. 2) Übersichtstabelle zum Fall Houben vs. GSA.

Die Ereignisse im Zentrum der vorliegenden Analyse setzen mit der Gründung der neuen Verwaltungsgemeinschaft ein, welche die Administration des GSA mit 1. April 1924 übernahm. Im dazugehörigen Ausschuss vertraten u.a. der ehemalige Staatsminister Johannes Hunnius (1852–1943) das Fürstenhaus Sachsen-Weimar-Eisenach, Ministerialdirektor Ernst Wuttig (1876–1935) und Regierungsrat Reinhard Buchwald das Land Thüringen sowie Anton Kippenberg die Goethe-Gesellschaft. Houben hatte sich im Frühjahr für die Sichtung von Eckermann-Briefen angekündigt und kam am 8. April in das Archiv, um diese durchzusehen. Am 11. April 1924 schrieb Houben an seinen Bekannten Buchwald, den er bei seinem literarischen Aufenthalt zum Mittagessen getroffen hatte, und reflektierte: „Weimar liegt mir etwas im Magen, und ich hätte jedenfalls darauf eine Wut, wenn mich nicht die Erinnerung an unser vergnügtes Zusammensein ein wenig besänftigte.“²⁴⁷ Das kurze Dokument ist die erste vorliegende Reflexion des Privatgelehrten über eben jene Weimar-Reise, auf der seine später gegen das Archiv vorgebrachte Kritik basierte. Da er darin eine Vielzahl der anschließend verhandelten Thematiken ansprach, kann der Brief als exemplarische Einleitung in die Materie betrachtet werden.

Bereits in dieser Reflexion ging Houben auf den für ihn unerfreulichen Umstand ein, dass ihm in Weimar nicht alle dort verfügbaren Eckermann-Materialien bereitgestellt wurden. Die Kritik des Privatgelehrten an den Archivstrukturen verfestigte sich damals schon, seine Antipathie war jedoch noch nicht auf die Institution im Ganzen gerichtet. Im weiteren Verlauf des Briefes kam er auch auf die etwaige Zukunft des Archivs zu sprechen und erklärte gegenüber Buchwald, die Leitung des GSA würde ihn trotz seiner „Abneigung gegen alle beamtliche Fessel“ reizen.²⁴⁸ Die Möglichkeit zur Neugestaltung des Archivs war für den Privatgelehrten aber mit der Bedingung verknüpft, dass es zu einem allgemeinen Literaturarchiv weiterentwickelt würde:

„Es dann weiter zu einem wahren Forschungsinstitut auszubauen, wäre eine schöne Aufgabe, und diese Perspektive reizt auch mich, so dass ich sagen darf: wenn es in der Welt eine Stelle gibt, zu der ich – nachdem der ganze höfische Rummel abgetan ist – nach meinen bisherigen eigenen Arbeiten geeignet mich fühle, dann ist es diese.“²⁴⁹

Houben behandelte in diesem kurzen Brief diverse Themenkreise, die für den Fortgang der sich anbahnenden Konfrontation von Relevanz sind: der in Weimar praktizierte Umgang mit dem literaturhistorischen Material und die von ihm wahrgenommene Notwendigkeit, das

²⁴⁷ GSA 9/21, S. 1r.

²⁴⁸ GSA 9/21, S. 1r.

²⁴⁹ GSA 9/21, S. 1v.

GSA zu einer universellen Forschungseinrichtung auszubauen. Diese knappen Ausführungen reihen sich deutlich an die Forderungen an, die auch von anderen Wissenschaftler:innen aus Berliner Kreisen geäußert und im vorherigen Abschnitt dieses Kapitel skizziert wurden. Außerdem wird in seinem Ansuchen um die Leitungsposition deutlich, dass der Literaturhistoriker seine professionellen Kompetenzen immer offen kommunizierte. In diesem Zusammenhang äußerte sich Houben jedoch kritisch bezüglich der Finanzierung des GSA – in einer Institution dieser Größenordnung könnte nur dann produktiv gearbeitet werden, wenn ausreichend Personal angestellt würde. Die prekären Arbeitsbedingungen im GSA waren ihm also durchaus bekannt, er begründete diese Situation jedoch mit der fehlenden Motivation der Archivmitarbeiter und stellte fest: „Dass man heute im Archiv noch nicht einmal eine Schreibmaschine hat, beweist nur, dass die Arbeit völlig stillliegt und dass keiner ein Interesse daran hat, sie durch irgendeine Initiative zu vermehren.“²⁵⁰

Diese erstaunliche technische Rückständigkeit in einer renommierten Sammlungsinstitution stellte einen markanten Kontrast zum privaten Arbeitsplatz des freien Schriftstellers dar und spiegelt sich auch in den anderen Dokumenten wider: Während es sich bei Houbens Briefen bereits seit etwa 1900 durchgehend um Schreibmaschinen-Typoskripte handelt, liegen Wahles Beiträge zur Korrespondenz jeweils in Manuskripten vor. Interessant ist, dass der Privatgelehrte diese fehlende Ausstattung auf Entscheidungen des Archivpersonals zurückführte, anstatt sie als Ausprägung des unzureichenden Etats der Institution wahrzunehmen. Houben unterstützte gewerkschaftliche Anliegen und setzte sich für die Rechte von Arbeitnehmer:innen ein, schien aber die Position der Beamten gegenüber anderen Angestellten nicht als gleichwertig anzuerkennen. Eben diese persönliche Grundhaltung gegenüber verbeamteten Strukturen, zu denen er sich über seinen Habitus als Privatgelehrter in eine distinktive Relation versetzte, bestimmt die gesamte folgende Auseinandersetzung. Die dazugehörigen Ausführungen werden zeigen, in welchen Diskursen dieser Habitus verankert war und welche widersprüchlichen Argumentationen sich daraus für Houben und Wahle ergaben.

3.2.1 Das folgenreiche Zusammentreffen der Protagonisten am 8. April 1924

Houben berichtete, dass er am Abend seiner Ankunft in Weimar eine Nachricht von Wahle vorfand, in der ihm dieser mitteilte, es sei zu kalt für längere Arbeiten in den Archivräumen und er werde nur kurz am Morgen dort sein, da er danach eine dienstliche Verpflichtung

²⁵⁰ GSA 9/21, S. 1v.

habe.²⁵¹ Daraufhin begab sich Houben früh am nächsten Tag ins GSA, um dort von Wahle darüber informiert zu werden, dass die Einsichtnahme in die Eckermann-Goethebriefe im Grunde keinen Zweck hätte – ihre Veröffentlichung sei für das damals von Max Hecker herausgegebene *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft* bestimmt.²⁵² Auf diese überraschende Mitteilung reagierte Houben verärgert, da man ihn „zwecklos nach Weimar reisen“ ließ, anstatt ihm diese Information schriftlich mitzuteilen.²⁵³ Hierbei betonte er mit Bezug auf seinen Lebensstil, dass er als Privatgelehrter auf eigene Kosten reise und „zu solche[r] Verschwendung von Zeit und Geld weit weniger in der Lage“ sei, „als ein festbesoldeter Beamter.“²⁵⁴ Auf Wahles entschuldigende Antwort, er habe Houben auf Reisen vermutet, verdeutlichte dieser, dass ein freiberuflich tätiger Gelehrter, „der in zahlreichen literarischen Geschäften steckt, weil er von seiner Arbeit leben muss“, auch auf seinen Recherchereisen jederzeit erreichbar sein müsse.²⁵⁵ Bereits in der Reflexion dieser frühen Konfrontation bediente sich Houben also einer markanten Kontrastierung zwischen seiner individuellen Position als Privatgelehrter und jener des Archivbeamten, wobei er die Distinktion vor allem an finanziellen Aspekten festmachte.

Trotz dieses Spannungsverhältnisses bestand der Privatgelehrte auf die Material-Sichtung und deutete gegenüber Wahle an, dass er sich mit seinem Bekannten, dem Regierungsbeamten Reinhard Buchwald, zum Mittagessen treffen werde. Jener war zum damaligen Zeitpunkt – zumindest laut Houbens Informationsstand – als Referent mit der etwaigen Neugestaltung des Archivs betraut. Diese Annahme verstärkte auch Houbens Wahrnehmung, die Nennung des Namens Buchwald hätte den Archivbeamten sogleich umgestimmt: „Daraufhin wurde Herr Wahle anderer Meinung: das Gewünschte fand sich in wenigen Minuten, auch war jetzt dafür die Zeit vorhanden.“²⁵⁶ Houben erhielt die geforderten Korrespondenzen zur Durchsicht und konnte im Archiv weiterarbeiten, während die Archivare Wahle und Hecker sich zu einer Gedenkfeier in die Fürstengruft am Historischen Friedhof in Weimar begaben. Wie bereits im vorherigen Abschnitt angedeutet, unterhielten sich Houben und Buchwald bei ihrem Zusammentreffen über die vorgefallenen Ereignisse im Archiv. Der Privatgelehrte scheint der Position des Regierungsbeamten einigen Einfluss zugeschrieben zu haben und kam immer wieder auf ihn zu sprechen. U. a. referenzierte er auf dessen Einverständnis damit, dass eine

²⁵¹ Die Einrichtung war zu diesem Zeitpunkt unbeheizt, da es an Kapital für das nötige Heizmaterial fehlte.

²⁵² Vgl. Heinrich Hubert Houben: Beschwerde gegen die Direktion des Gothe-Archivs zu Weimar vom 17.03.1925, GSA 150/A 612/6, S. 2r.

²⁵³ GSA 150/A 612/6, S. 2r. [Die Unterstreichungen und Anmerkungen in den Typoskripten Houbens stammen mit hoher Wahrscheinlichkeit alle von Wahle].

²⁵⁴ GSA 150/A 612/6, S. 2r.

²⁵⁵ GSA 150/A 612/6, S. 2r.

²⁵⁶ GSA 150/A 612/6, S. 2r.

derartige Behandlung eines Wissenschaftlers, den man „eigens dazu nach Weimar kommen lässt“, nicht im Sinne der Institution sein könne.²⁵⁷ Für Houben war diese Referenzierung eine machtpolitische Möglichkeit, um sich im Kreise einflussreicher Persönlichkeiten zu inszenieren. Er dürfte die Autorität Buchwalds in dieser Sache jedoch maßgeblich überschätzt haben, wie aus dem energischen Dementi Wahles hervorgeht:

„[H]at es vorher etwa an der Zeit von vielleicht drei Minuten gefehlt, die Papiere aus dem Schrank herauszunehmen? Nein, durchaus nicht! Wohl aber an der Zeit, mit Houben im Archiv zu bleiben. Die Behauptung, daß nur die Ankündigung, die Sache mit Herrn Buchwald grundsätzlich zu erörtern, mich gefügig gemacht habe, muß ich aufs allerentschiedenste als den Tatsachen widersprechend zurückweisen. Ich brauchte vor Herrn Dr. Buchwald weder in der Gegenwart noch in der Zukunft irgendwelche Angst zu haben“.²⁵⁸

Houbens Positionierung im Einflussbereich des Regierungsbeamten ist ein charakteristischer Aspekt seiner Strategie, seine persönliche, vermeintlich unterlegene Lage, über äußere Faktoren zu überwinden. Er muss jedoch selbst erkannt haben, dass er sich in diesem Fall geirrt hatte, da er seine Darstellung der Ereignisse rund um die Namensnennung später um die Annahme relativierte, Wahle sei zum Zeitpunkt des Gesprächs womöglich „innerlich bereits entschlossen [gewesen], meinen Wünschen entgegenzukommen“.²⁵⁹ Die strategische Erwähnung repräsentativer Persönlichkeiten, zu denen sich der Privatgelehrte in Beziehung setzen konnte, baute er dennoch häufiger in seine Beschwerdeschriften ein.

Trotz dieser komplexen Ausgangslage gab Wahle die entsprechenden Archivalien also heraus und ließ Houben im Archiv arbeiten, während er und sein Kollege Hecker das Archiv verließen. Nachdem ausgeweitete Arbeiten in den ungeheizten Archivräumen jedoch für alle Beteiligten ungünstig waren, erteilte der Archivleiter die Erlaubnis dazu, die entsprechenden Materialien an die Preußische Staatsbibliothek nach Berlin zu senden. Houben nahm diese Form der Erledigung offensichtlich nicht als „besondere Gefälligkeit“ wahr, sondern erklärte die Versendung von Archivalien als selbstverständliche Praxis jedes Archivs, sofern die wissenschaftliche Arbeit nicht in den eigenen Räumlichkeiten durchgeführt werden könnte.²⁶⁰ Houben wurden demnach die entsprechenden Eckermann-Materialien nach Berlin gesandt und er blieb weiterhin in Kontakt mit dem Archiv. Bereits in seinem Brief an Buchwald vom

²⁵⁷ GSA 150/A 612/6, S. 2r–2v.

²⁵⁸ Julius Wahle: Antwort auf die Beschwerde des Herrn Prof. Dr. H. H. Houben über die Direktion des Goethe- und Schiller-Archivs vom 18.08.1925, GSA 150/A 612/8, S. 2v–3r.

²⁵⁹ Heinrich Hubert Houben: Entgegnung auf die Antwort des Herrn Prof. Wahle vom 08.07.1925, GSA 150/A 612/11, S. 4v.

²⁶⁰ GSA 150/A 612/6, S. 2v.

8. April, also drei Tage nach seinem Zusammentreffen mit Wahle, berichtete er aber von den vielfältigen Unstimmigkeiten. Obwohl die Material-Anfrage des Privatgelehrten also positiv bearbeitet wurde, schien während der Situation im Archiv die Grundlage für seine Differenz mit der Institution gelegt worden zu sein.

Was Houben in seiner Reflexion der Ereignisse des 8. Aprils keineswegs berücksichtigte, war die Tatsache, dass die Umstände rund um seinen Sichtungstermin aus Wahles Perspektive als außerordentlich ungünstig beschrieben werden können. Einerseits die ungeheizten Räumlichkeiten aufgrund der finanziellen Schwierigkeiten der Institution, die gerade zeitgleich zu den Umgestaltungen der Archivstrukturen in der neuen Verwaltungsgemeinschaft gelöst werden sollten. Andererseits die Obliegenheit des Archivars, der Gedenkfeier in der Fürstengruft beizuwohnen, welche dem langjährigen Mitarbeiter sowohl amtliche Pflicht als auch ein starkes innerliches Bedürfnis gewesen sein muss.

Demgegenüber stehen die Forderungen Houbens, deren Erfüllung aus der Haltung eines freiberuflich tätigen Forschers hervorgehen, der mit hoher Wahrscheinlichkeit eine verlagsrechtliche Abgabefrist einzuhalten hatte und die daher eine ebenso große Dringlichkeit gehabt haben dürften. Sein Habitus als Privatgelehrter tritt in diesem Zusammenhang deutlich aus den Berichten zu seinem Weimar-Besuch hervor. Besonders betonte er die aufzuwendenden Kosten für derartige Rechercheisen und die damit verbundene Notwendigkeit, dass sich diese unbedingt auch lohnen müssten. Sein Erstaunen darüber, dass Wahle ihm die Eckermann-Materialien zunächst nicht ausgeben wollte, ist ein klarer Hinweis für diesen Umstand. Houben fühlte sich also aufgrund seiner als unterlegen wahrgenommenen Position im wissenschaftlichen Feld diskriminiert, was seine bereits zuvor bestehende distinktive Haltung zum Lebensstil des Beamten in der darauffolgenden Auseinandersetzung nur verstärkte.

Gerade diese Unsicherheit in Bezug auf seine wissenschaftspolitische Position griff Wahle in seiner Antwort auf Houbens Beschwerde gesondert auf und konfrontierte ihn mit folgender Frage: „Nebenbei: Wenn Herr Houben sagt, daß diese Behandlung eines Forschers, ‚den man eigens dazu nach Weimar kommen läßt‘, sehr absonderlich sei, so erlaube ich mir zu fragen; wer ist der ‚man‘, der ihn ‚eigens‘ nach Weimar kommen ließ?“²⁶¹ Durch diese Frage sichtlich provoziert, formulierte der Privatgelehrte folgende Erwiderung:

„Eine philologische Berichtigung für den Herrn Goethephilologen: das deutsche Wort ‚lassen‘ hat den Doppelsinn des französischen ‚laisser‘ und ‚faire‘. Im Sinne des ‚faire‘ hat Herr Wahle natürlich recht, ich wüsste auch nicht, wie er dazu käme, mich nach Weimar zu beordern. Aber ‚zugelassen‘ hat er allerdings,

²⁶¹ GSA 150/A 612/8, S. 3r.

dass ich eigens nach Weimar fuhr, in der Hoffnung dort arbeiten zu können, und [er] hat sich nicht veranlasst gefühlt, mir mitzuteilen, dass meine Reise unter den derzeitigen Umständen vergeblich sein müsse.“²⁶²

Houben wählte in dieser Entgegnung die Betonung seines Bildungsstandards als weitere strategische Reaktion auf die durch Wahle ausgelöste Verunsicherung. Das Hervorheben seiner wissenschaftlichen, philologischen und literaturhistorischen Kompetenzen wird auch im weiteren Verlauf dieses Disputs den sprachlichen Ausdruck seiner Habitus-Positionen auszeichnen.

Im Laufe des darauffolgenden Sommers kam es zu weiteren Unstimmigkeiten rund um die Benützung und Veröffentlichungsrechte der Eckermann-Briefe und anderer aus dem GSA stammenden Archivalien. Diese beruhten zum Teil auf Kommunikationsschwierigkeiten der beteiligten Protagonisten, aber auch Konflikten mit weiteren Parteien. Houben nahm seine Erfahrungen mit der Archivleitung zunehmend als Diskriminierung aufgrund seiner exzentrischen Position als Privatgelehrter wahr. Der darauf basierende Affront veranlasste ihn dazu, diese Umstände im November 1924 zu dokumentieren und sie im Vorwort seines Eckermann-Werks *Sein Leben für Goethe* (1925) genauer zu thematisieren.

Der unten abgebildete Ausschnitt aus Houbens Vorwort ist essenziell für die vorliegende Untersuchung, da er neben den materialbezogenen Seitenhieben auch Aufschluss über seinen persönlichen Zugang zu Materialrecherchen gibt. Auf diesen basierte vor allem die in seinem Habitus verfestigte positionsbezogene Haltung als Literaturhistoriker. Die wiederholte Betonung der wissenschaftlichen Relevanz der von ihm aufgefundenen Dokumente findet sich in fast allen seinen Publikationen. Seine Äußerungen gehen aber über die allgemeine wissenschaftliche Praxis, innerhalb derer die Bedeutung der verhandelten Quellen betont wird, deutlich hinaus. Houben positionierte sich über die Signifikanz des verwendeten Quellenmaterials im wissenschaftlichen Feld und generierte darüber symbolische Kapitalwerte, deren Bedeutung in diesem Fall nur von Expert:innen innerhalb der Goethe-Forschung wahrgenommen werden konnte. Diese Aufwertung nahm er über den stilistischen Einsatz von Superlativen vor, wie beispielsweise „erstes, selbstständiges Werk über Eckermann“ oder „zum erstenmal der Goetheforschung dargeboten“. Obwohl Houben als Literaturhistoriker anerkannt war, scheint sich aufgrund seiner exzentrischen Position innerhalb des wissenschaftlichen Feldes eine Form von Geltungsbedürfnis in seinen Habitus eingeschrieben zu haben. Diese Grundhaltung vermengte sich mit persönlichen Erfahrungen, in denen er sich aufgrund seiner freiberuflichen Position benachteiligt fühlte.

²⁶² GSA 150/A 612/11, S. 4v.

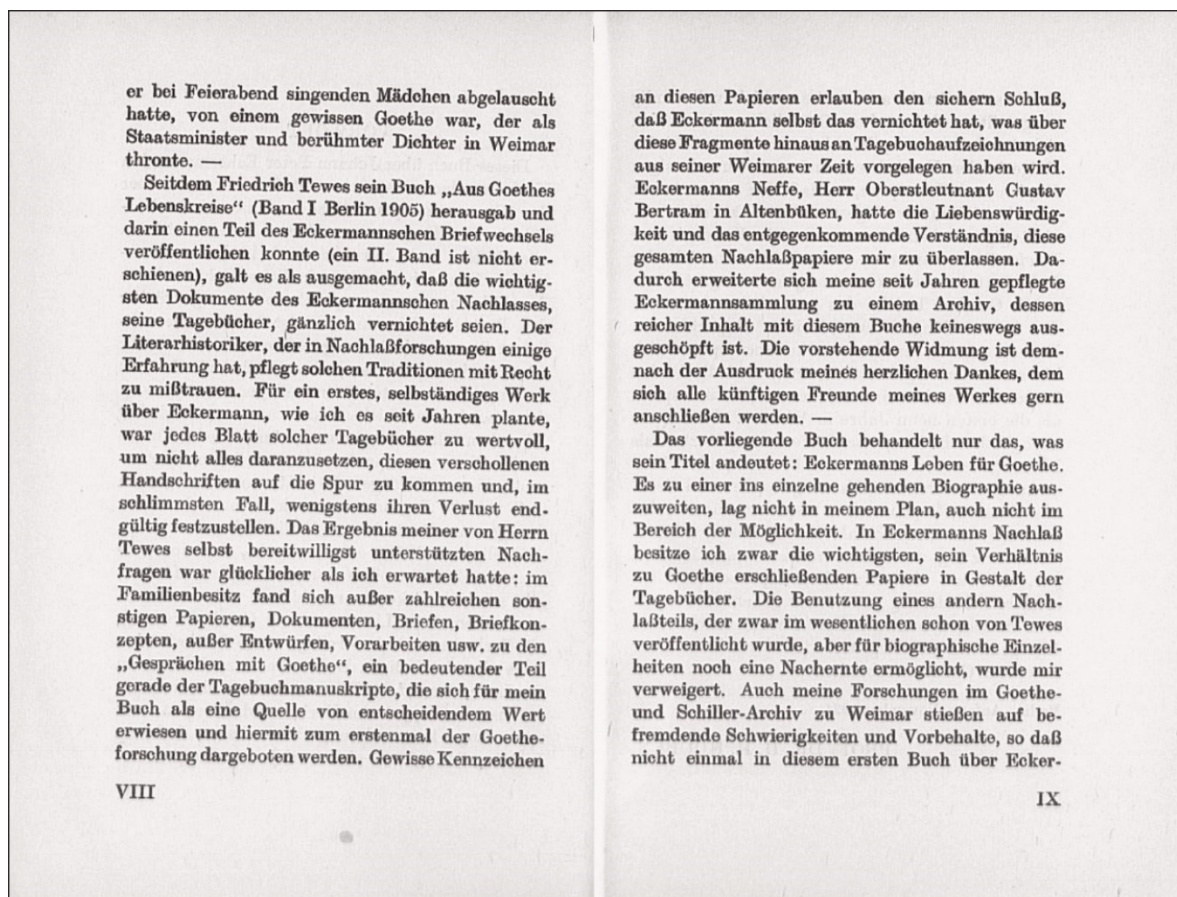


Abb. 3) Ausschnitt a. d. Vorwort von Houbens *Sein Leben für Goethe* (1925)

Die mit Weimar zusammenhängende Diskriminierungswahrnehmung veranlasste Houben dazu, seine Erlebnisse mit der Öffentlichkeit zu teilen. Seine Vorwürfe gegen das Weimarer Archiv kommunizierte er über das 1925 publizierte Vorwort und machte auf „befremdende Schwierigkeiten und Vorbehalte“ im GSA aufmerksam. Dass „nicht einmal in diesem ersten Buch über Eckermann seine Briefe an Goethe endlich vollständig mitgeteilt werden durften“, konnte der Privatgelehrte mithilfe des Materials in seinem privaten Archiv überwinden.²⁶³ Seinen einleitenden Bericht beschloss er mit einer ironischen Aufwertung dieser Dokumente: „Glücklicherweise fanden sich in Eckermanns Nachlaß von jenen Briefen einige in den Urschriften, andere in zuverlässigen Kopien und Konzepten, so daß sich meine Arbeit von den Weimarer Zugeständnissen ziemlich unabhängig machen konnte.“²⁶⁴

Diese Anschuldigungen regten eine öffentliche Diskussion der Sachlage an und veranlassten den Archivleiter Wahle, Houben als Reaktion darauf Ende 1924 die „Verletzung des literarischen Anstands“ vorzuwerfen.²⁶⁵ Der betreffende Brief des Archivbeamten liegt

²⁶³ Houben (Hg.): *Sein Leben für Goethe* (Bd. 1), S. IX–X [Die einleitenden Vorbemerkungen dieser Ausgabe sind im römischen Zahlensystem nummeriert].

²⁶⁴ Houben (Hg.): *Sein Leben für Goethe* (Bd. 1), S. X.

²⁶⁵ Brief Houben an die Direktion des GSA vom 19.12.1924, GSA 150/A 612/2, S. 1r.

bedauerlicherweise nicht in der Materialsammlung zu dem Fall im GSA vor, es befindet sich aber Houbens Antwort vom 12. Dezember 1924 in den Unterlagen. Der Privatgelehrte erwiderte darin, seine Bemerkung sei nur eine „zarte Andeutung“ dessen gewesen, was er ursprünglich bezüglich seiner Erfahrungen mit der Archivverwaltung veröffentlichen wollte.²⁶⁶ Auch in diesem Dokument positionierte sich Houben über seine Forschungstätigkeit und erklärte, dass mit dem Verhalten ihm gegenüber nicht seiner Person, sondern „einer Sache“ geschadet würde, „für die der Laie immerhin einiges Interesse im Goethe-Archiv voraussetzen zu dürfen glaubt.“²⁶⁷ Er hatte gehofft, die Qualität seiner Publikation würde zur Etablierung seiner Stellung als Eckermann-Experte beitragen und sich positiv auf die zukünftige Zusammenarbeit mit dem GSA auswirken. Daran wird deutlich, mit welcher Überzeugung Houben den symbolischen Kapitalwert seiner Werke berechnete und wiederholt versuchte, seine Benachteiligungen darüber zu überwinden. Daraufhin mit dem Vorwurf der Verletzung des literarischen Anstands konfrontiert zu sein, provozierte das in seinem Habitus verankerte Ungerechtigkeitsgefühl besonders. Mit Bezug auf den Ausspruch „Du schimpfst, mein Freund – Du hast Unrecht!“ kündigte er eine sachliche Darstellung der Vorgänge gegenüber höherstehenden Instanzen an, welche zur Beurteilung des Sachverhalts befähigt waren.

Houben wandte sich im Jänner 1925 mit der Angelegenheit an den ehemaligen Staatsminister Hunnius, da er bereits am zweiten Band seines Eckermann-Werkes arbeitete und sich dafür erneut Unterstützung aus Weimar erhoffte. Sollte ihm diese ein weiteres Mal versagt werden, drohte er damit, eine weitere öffentliche Erklärung dazu abzugeben: „Um aber nicht zum Appell an die Oeffentlichkeit gezwungen zu sein, halt ich für richtig, die Angelegenheit zunächst auf dem angemessenen amtlichen Wege zu verfolgen“.²⁶⁸ Hunnius wandte sich damit als Mitglied der Verwaltungsgemeinschaft an die Großherzogin Feodora von Sachsen-Meiningen (1890–1972) und kommentierte die Unannehmlichkeit folgendermaßen:

„Literarische Streitigkeiten sind immer unangenehmer Natur. Man geht ihnen aus dem Wege soweit man kann. Andererseits kann man eine Anklage gegen den director[!] des Goethe- und Schiller-Archivs nicht ohne Weiteres unbeachtet lassen. Vielleicht ist eine Einigung der Streitteile möglich. Mindestens ist die versteckte Drohung mit weiterer Veröffentlichung in dem vorstehenden Schreiben wenig angebracht.“²⁶⁹

²⁶⁶ GSA 150/A 612/2, S. 1r.

²⁶⁷ GSA 150/A 612/2, S. 1r.

²⁶⁸ Brief Houben an Hunnius vom 22.01.1925, GSA 150/A 612/3, S. 1v.

²⁶⁹ Brief Hunnius an Feodora von Sachsen-Meiningen vom 25.01.1925, GSA 150/A 612/3, S. 1r.

Hunnius wurde amtlich mit der Klärung des Streitfalls beauftragt und leitete die entsprechende Korrespondenz ein – der Disput wurde zu einem der ersten durch den Verwaltungsausschuss behandelten Sachverhalte.²⁷⁰ Houben überreichte seine offizielle Beschwerde im März 1925 und fügte dieser nachstehende Anmerkung bei, mit der er sein Vorgehen nochmals begründete:

„Ew. Excellenz deuten in Ihrem Schreiben vom 1. Februar an, dass die in Aussichtstellung weiterer Erklärungen meinerseits nicht eben glücklich oder klug sei. Sie wollen dabei jedoch berücksichtigen, dass ich als Privatgelehrter und freier Schriftsteller nur mit einer Instanz zu tun habe, mit der Öffentlichkeit, der ich Rechenschaft schuldig bin über das, was ich selbst als einen Mangel meiner ihr vorgelegten Arbeit erkenne.“²⁷¹

Houben empfand also ein starkes Bedürfnis, sich trotz bzw. gerade aufgrund seiner exzentrischen Position im wissenschaftlichen Feld gegenüber der einflussreichen Institution in Weimar zu behaupten. Außerdem war die Möglichkeit zur Benützung und Veröffentlichung der Archivalien im GSA grundlegend dafür, das größtmögliche symbolische Kapital für seine Publikationen abzusichern. Die auf diesen Aspekten aufbauende Beschwerde beinhaltete eine Vielzahl an Vorwürfen gegen die Archivverwaltung. Die verschiedenen Anschuldigungspunkte werden in den folgenden Abschnitten separat beleuchtet und bilden die Kernthemen von Houbens Beschwerde. Diese lassen sich unter drei zentralen Themenfeldern zusammenfassen:

- Die unrechtmäßige Behandlung seiner Forscherperson hinsichtlich der Benützung und Veröffentlichungsrechte von Eckermann-Material.
- Die Verletzung von Urheber- und Verlagsrechten, vorrangig in Bezug auf seine Otilie von Goethe-Publikation *Erlebnisse und Geständnisse* (1923).
- Allgemeine Vorwürfe gegen das GSA als Institution und Wahle als Repräsentanten der in Weimar vorherrschenden Verwaltungs- und Archivpraktiken.

3.2.2 Der Disput um die Benützung und Veröffentlichungsrechte von Eckermann-Material

Die vorgestellte Kontroverse hatte für Houben bereits eine länger zurückreichende Vorgeschichte, die in engem Zusammenhang mit seiner sozioökonomischen Stellung als

²⁷⁰ Die Sitzung, in welcher die Beschwerde Houbens gegen Wahle erstmals behandelt wurde, war erst der dritte Termin, an dem der Verwaltungsausschuss überhaupt zusammentraf. Vgl. Handakte Anton Kippenberg, GSA 150/A 12, Pag. 53–54.

²⁷¹ Brief Houben an Hunnius vom 18.03.1925, GSA 150/A 612/5, S. 1r.

Privatgelehrter und dem damit verbundenen symbolischen Kapital steht. Diese Kapitalform wird im wissenschaftlichen Feld von Literaturhistorikern wie Houben über den Neuigkeitswert an Informationen in ihren Publikationen generiert. Das bedeutet, quellenbasierte wissenschaftliche Werke haben einen umso höheren Wert, je produktiver die darin verarbeiteten Daten für die Grundlagenforschung sind und von anderen Forscher:innen weiterverarbeitet werden können. Dazu können bisher unveröffentlichte Dokumente, detaillierte Register oder gänzlich unbekanntes Material zählen. Demnach besitzen gerade diese produktiven Daten den größten Gehalt für einen freiberuflich publizierenden Wissenschaftler wie Houben, da er finanziell von den Verkaufszahlen seiner Werke abhängig war.

Die 1925 eingebrachten Vorwürfe reichten für den Privatgelehrten bis in das Jahr 1908 zurück, in dem er als literarischer Leiter des Brockhaus-Verlages die erste auch illustrierte Ausgabe der *Gespräche mit Goethe* herausgab. Den besonderen Erfolg dieser bereits behandelten Edition, in der zahlreiche wertvolle und zum damaligen Zeitpunkt neue Daten verarbeitet sind, betonte auch der Beschwerdeführer:

„Diese Ausgabe wird noch jetzt in wissenschaftlichen Arbeiten als die grundlegende zitiert, da sie, abgesehen von dem erläuternden Bilderapparat, einen auf Grund des Originalmanuskript zum dritten Teil philologisch gesäuberten und berichtigten Text bietet, eine erste zusammenfassende Untersuchung über Eckermanns Verhältnis zu Goethe und ein Schlagwortregister enthält, das, völlig neu in seiner ganzen Anlage, die Nachprüfung jeder Einzelheit wesentlich erleichtert.“²⁷²

Zur Vorbereitung für diese Ausgabe war Houben im Frühjahr 1908 in Weimar gewesen, die Einsicht in die Briefe Eckermanns an Goethe wurde ihm damals jedoch nicht gestattet. Dies begründete auch der damalige Archivdirektor Suphan damit, dass deren Veröffentlichung den eigenen Publikationen vorbehalten sei. Die Korrespondenz hätte demnach entweder im von Ludwig Geiger herausgegebenen *Goethe-Jahrbuch* oder in den *Schriften der Goethe-Gesellschaft* unter wechselnder Herausgeberschaft publiziert werden sollen. Dagegen hatte der Privatgelehrte nichts einzuwenden, da er damals zwar als Literaturhistoriker anerkannt war, „aber auf dem Spezialgebiet der Goethe-Forschung als Neuling gelten konnte“.²⁷³ Die Mitteilung Suphans ließ ihn außerdem davon ausgehen, dass die Publikation der Briefe durch die Archivbeamten oder Gesellschaftsmitglieder in absehbarer Zeit erfolgen würde.

In den darauffolgenden Jahren erschienen einige weitere illustrierte Eckermann-Editionen, unter denen Houben die von Eduard Castle (1875–1959) herausgegebenen *Gespräche* (1916)

²⁷² GSA 150/A 612/6, S. 1r.

²⁷³ GSA 150/A 612/6, S. 1r.

als die „bemerkenswerteste“ bezeichnete.²⁷⁴ Der österreichische Literaturwissenschaftler Castle war damals Professor für neuere deutsche Sprache und Literatur an der Universität Wien und konnte die Briefe Eckermanns an Goethe im Anmerkungsband seiner Ausgabe zwar nicht vollständig, aber ihrem wesentlichen Inhalt nach abdrucken. Der damalige Archivdirektor Oettingen hatte Castle ursprünglich nur die Erlaubnis zum Abdruck von Briefstellen genehmigt, der Wiener Ordinarius dürfte diese bedingte Genehmigung jedoch erheblich ausgereizt haben. Diese Praxis der Erteilung von Veröffentlichungsrechten bezeichnete Houben als Gefahr für Dubletten, da bei Castles Ausgabe lediglich Elemente wie die Anrede zu Beginn oder die Höflichkeitsfloskeln am Schluss gefehlt hätten. Dies sei auf wissenschaftlicher Ebene zu vermeiden, zumal diese Form der Verteilung von Publikationsrechten sich auf den möglichen Ertrag weiterer Editionen auswirke. Houben sprach sich daher dagegen aus, da die Arbeiten freiberuflich tätiger Gelehrter enger mit wirtschaftlichen Fragestellungen in Verbindung stünden, als diejenigen von angestellten Forscher:innen.²⁷⁵

Nachdem die entsprechende Korrespondenz also seit 1916 ihrem wesentlichen Inhalt nach gedruckt und darüber hinaus keine Veröffentlichung durch das Archiv erfolgt war, ging Houben 1924 davon aus, eine Genehmigung für den vollständigen Abdruck erteilt zu bekommen. Seinen Antrag auf möglichst ausgiebige Benutzung des Materials begründete er damit, dass neben seinem Werk wohl kein zweites so ausführliches Buch über Eckermann erscheinen würde. Auch Julius Petersen, Professor für Neuere Deutsche Literaturgeschichte an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, hatte ihm zunächst versichert, „einen derartigen Plan mit Rücksicht auf mein Vorhaben“ aufgegeben zu haben.²⁷⁶ Im Laufe des Sommers 1924 berichtete Petersen gegenüber Houben jedoch, das GSA habe ihm das vollständige Publikationsrecht für die Briefe Eckermanns an Goethe erteilt. Die Dokumente wollte der Literaturhistoriker für eine Untersuchung der Glaubwürdigkeit von historischen Daten in Eckermanns *Gesprächen* verwenden, die bereits im biografie-historischen Teil dieser Arbeit angesprochen wurde. Diese Mitteilung empfand Houben aus mehrerlei Hinsicht als problematisch: Einerseits konnte Petersens Publikation nicht rechtzeitig genug erscheinen, als dass er sie für sein Eckermann-Buch hätte verwenden können.²⁷⁷ Andererseits fühlte er sich von der Entscheidung übervorteilt, da nun bereits ein zweites Mal einem Universitäts-

²⁷⁴ GSA 150/A 612/6, S. 1r; Eduard Castle (Hg.): Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823–1832. Kommentierte Ausgabe in zwei Bänden. Berlin [u.a.]: Deutsches Verlagshaus Bong 1916.

²⁷⁵ Vgl. GSA 150/A 612/6, S. 1v.

²⁷⁶ GSA 150/A 612/6, S. 1v.

²⁷⁷ Vgl. GSA 150/A 612/6, S. 2v–3r.

professor eine Druckerlaubnis für jene Briefe genehmigt worden war, die man ihm als Privatgelehrten untersagt hatte: „Ich muss daraus den Schluss ziehen: die jetzige Verwaltung des Goethearchivs verteilt ohne Rücksicht auf die Sache, sondern nach ihrem Ansehen der Person reservierte Plätze.“²⁷⁸

Diese Wahrnehmung untermauerte Houben abermals mit der Argumentation, derartige Entscheidungen seien unwirtschaftlich, da es sich in seinem Fall um eine abgeschlossene Publikation in zwei Bänden handelte, wogegen Petersens Untersuchung bloß eine einzelne Briefpublikation war: „Andere Archive pflegen durchaus umgekehrt zu handeln: sie räumen einer grösser angelegten Arbeit den Vorzug ein und vermeiden es, mit Rücksicht auf sie das Material durch vereinzelte Briefpublikationen zu zersplittern.“²⁷⁹ Eine Fragmentierung der Eckermann-Materialien lag ja grundsätzlich bereits vor und Houben argumentierte, eine philologisch akkurate Drucklegung der Briefe sei nur mit dem Abgleich von Daten aus den Originalen im Nachlass Eckermanns möglich, die damals nur ihm zugänglich waren. Neben dem Vorwurf der Privilegierung von Universitätsprofessoren unterstellte er dem GSA, dadurch das literaturwissenschaftlich weniger wertvolle Projekt unterstützt zu haben. Gleichzeitig delegitierte er die Befähigung der Archivbeamten, den symbolischen Kapitalwert der verschiedenen Publikationen im wissenschaftlichen Feld beurteilen zu können:

„Wenn die Bevorzugung Prof. Petersens nicht ein Akt persönlicher Gefälligkeit ist, so kann es für die Archivverwaltung nur einen andern Grund geben: man traut meinem Kollegen eine zuverlässigere wissenschaftliche Behandlung des Materials zu als mir. Das Urteil darüber muss ich natürlich denen überlassen, die gerade in Bezug auf Eckermann imstande sind, das Ergebnis meines kürzlich erschienenen Buches zu würdigen und es zu den Ergebnissen der Untersuchung Petersens in das richtige Verhältnis zu setzen. Darüber aber möchte ich hier keinen Zweifel lassen, dass ich den Herren des Goethearchivs darüber kein Urteil zusprechen kann, nicht aus persönlichen, sondern aus wissenschaftlichen Gründen.“²⁸⁰

Auf diesen schwerwiegenden Affront aus Houbens Ausführung ging Wahle in seiner Erwiderung nicht im Besonderen ein. Er bezog jedoch Stellung zu einer Vielzahl der anderen Angelegenheiten, „durch welche in die bis dahin freundlichen Beziehungen zwischen Herrn

²⁷⁸ GSA 150/A 612/6, S. 3r.

²⁷⁹ GSA 150/A 612/6, S. 3r; Besonders interessant an dieser Aussage Houbens ist, dass er damit eine der Kernüberlegungen der Berliner LAG formulierte, welche laut Müller und Nottscheid eine Zersplitterung ihrer Materialien über einzelne Artikel verhindern wollten, um sie für größere wissenschaftliche Arbeiten zurückzuhalten. Es wäre möglich, dass es in diesem Fall unterschiedliche Herangehensweisen in Berlin und Weimar gegeben hat, die über das Verhalten der beiden Hauptprotagonisten reproduziert wurden. Es bleibt jedoch fraglich, ob eine andere Institution Houbens Publikationen gegenüber der Petersens als größer angelegtes Forschungsprojekt wahrgenommen hätte. Zur Taktik der LAG siehe: Müller und Nottscheid: Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat, S. 60.

²⁸⁰ GSA 150/A 612/6, S. 3v.

Houben und die jetzige Archivleitung ein Misklang gekommen ist“.²⁸¹ In Bezug auf die Verteilung von Berechtigungen zur Veröffentlichung des betreffenden Briefwechsels gab der Archivbeamte an, dass Archivdirektor Suphan 1908 gemäß der Geschäftsordnung für das Goethe- und Schiller-Archiv dazu berechtigt war, Houben die Einsichtnahme zu verweigern, da in §2 Absatz 2 verzeichnet ist: „Die Verwertung (der Archivmaterialien) soll nach dem Wunsche der hohen Begründerin tunlichst durch die Archivverwaltung erfolgen.“²⁸² Obwohl Castle also 1916 die Abbildung einzelner Briefstellen durch Suphans Nachfolger Oettingen genehmigt worden war, sollte der vollständige Abdruck der Briefe weiterhin den Archivpublikationen vorbehalten bleiben. Die Bedeutung der ordnungsmäßigen Einhaltung dieser Vorschrift betonte Wahle in diesem Zusammenhang besonders, seine Position als Beamter des Archivs tritt deutlich aus seiner Erwiderung hervor. Dennoch war es ihm wichtig darauf hinzuweisen, dass dieser Geschäftsordnungspunkt nur dann zur Anwendung kam, wenn es sich um für die Allgemeinheit wertvolle Dokumente aus dem Bestand des engeren Goethe-Archivs handelte, die sich für die Veröffentlichung in den Institutions-Publikationen eigneten:

„Da nun das Material nach so vieljähriger Ausnützung naturgemäß immer geringer wird, so ist es geradezu Pflicht der Archivleitung, die Gewährung von Gesuchen um die Erlaubnis zum Abdruck noch ungedruckter Materialien aus dem engeren Goethe-Archiv im Interesse den der Anstalt noch zustehenden Aufgaben einzuschränken. Dagegen ist in Fällen, wo nur ein spezielles, begrenzt wissenschaftliches Interesse vorliegt, die Druckerlaubnis früher und auch von der jetzigen Leitung anstandslos erteilt worden.“²⁸³

Aus Wahles Sicht lag bei der Anfrage Houbens kein Anlass vor, von diesen Grundsätzen abzuweichen, weshalb das Archiv für sich beanspruchte, die Interessen der Institution über diejenigen der Benutzer:innen zu stellen. Diese Abwägung geschah zu keinem Zeitpunkt „im Hinblick auf persönliche Vorteile“, sondern wurde „im Sinne ausschließlich wissenschaftlicher Zwecke und Ziele“ bewertet.²⁸⁴

Neben diesen Erklärungen ging der Archivbeamte jedoch nicht auf die Tatsache ein, dass bei Petersen sehr wohl Gebrauch von dieser Ausnahme gemacht wurde. Der Berliner Professor hatte eine einflussreiche machtpolitische Position in Bezug auf das Weimarer Archiv und übernahm 1926 auch die Präsidenschaft der Goethe-Gesellschaft. Möglicherweise wollte Wahle diese Umstände gegenüber Houben nicht im Detail thematisieren. Auch der Privatgelehrte griff diesen Aspekt nicht erneut auf. Er führte lediglich ein weiteres Argument in seiner Antwort an, welches seinem Unverständnis rund um die Veröffentlichung der Briefe

²⁸¹ GSA 150/A 612/8, S. 1r.

²⁸² GSA 150/A 612/8, S. 1v.

²⁸³ GSA 150/A 612/8, S. 1v.

²⁸⁴ GSA 150/A 612/8, S. 2r.

Ausdruck verleihen sollte: „Wenn seit 1908, trotz Mangel an Material, die Eckermannbriefe von der Archivleitung nicht publiziert wurden, so ist wol die Auffassung nicht unberechtigt, dass diese Veröffentlichung eben nicht ‚tunlich‘ war.“²⁸⁵ Nachdem Houben das Eckermann-Material dennoch ausgehändigt, aber nicht zum vollständigen Druck freigegeben wurde, werden im folgenden Abschnitt jene Archivalien behandelt, die ihm angeblich verwehrt worden sind.

3.2.3 Die Problematik um verlegte Manuskripte und verwehrt Korrespondenzen

Der Privatgelehrte führte in Bezug auf seinen Weimar-Besuch im April 1924 aus, man hätte ihm einzelne im GSA befindliche Korrespondenzen verschwiegen, obwohl für jeden „nur halbwegs wissenschaftlich denkenden Beamten“ klar gewesen sein müsste, dass sein Interesse sich über alle „Eckermanniana“ erstreckte.²⁸⁶ Dazu zählten der Familiennachlass des Verlegers und Schriftstellers Friedrich Justin Bertuch (1747–1822), ein Brief an die Theaterschauspielerin Auguste Kladzig (1790–1875) sowie die Briefe Eckermanns an den Staatskanzler Friedrich von Müller (1779–1849). Als Houben an anderer Stelle von den Briefen an den Kanzler erfuhr und im Archiv danach fragte, wurde ihm schließlich deren Benutzung und der Abdruck einzelner Dokumente aus dem Briefwechsel gestattet. Der Universitätsprofessor Petersen erhielt im Gegenzug die vollständige Druckerlaubnis für die Briefe Eckermanns an Goethe und die Schreiben an den Kanzler von Müller.²⁸⁷ In diesem Fall kritisierte Houben jedoch nicht seine Benachteiligung, sondern den Umstand, dass ein Gutteil der Korrespondenz nicht in versendungsfähigem Zustand war. Die Archivverwaltung vernachlässige demnach ihre grundlegende Aufgabe, „Akten in benutzungsfähigem Zustande zu erhalten.“²⁸⁸ In diesem Zusammenhang wiederholte Houben auch den Vorwurf der Vorsätzlichkeit gegen die Archivleitung:

„Man hat aber nicht nur sorgsam vermieden, mich auf irgendetwas aufmerksam zu machen, was mir für meine Arbeit, die jetzt bereits von sachverständiger Seite als eines der wichtigsten neueren Goethebücher anerkannt ist, von Bedeutung sein musste; man hat mich sogar mit Auskünften abgefertigt, die sachlich falsch waren und offenbar mit Absicht so gegeben wurden, um einen unbequemen Frager abzuwehren.“²⁸⁹

²⁸⁵ GSA 150/A 612/11, S. 4r.

²⁸⁶ GSA 150/A 612/6, S. 4r.

²⁸⁷ Vgl. GSA 150/A 612/6, S. 2v.

²⁸⁸ GSA 150/A 612/6, S. 4v.

²⁸⁹ GSA 150/A 612/6, S. 4r–4v.

An dieser Stelle wird erneut deutlich, dass der Privatgelehrte die Vergehen gegen ihn als freiberuflich tätigen Forscher mit der Verringerung des über die Publikation zu generierenden symbolischen Kapitals gleichsetzte. Parallel dazu setzte er auch hier die Aufwertung seiner Untersuchung, „die jetzt bereits von sachverständiger Seite als eines der wichtigsten neueren Goethebücher anerkannt ist“, über außenstehende Stellen strategisch ein. Ähnlich verhält es sich mit der folgenden Materialanfrage, an der Houben den Vorwurf der Benachteiligung festmachte und ihm aus seiner Sicht falsche Auskünfte gegeben wurden.

Das fragliche Material stammte aus Eckermanns Nachlass und enthielt Auszüge aus Goethes Tagebüchern, die dem Archiv zu einem früheren Zeitpunkt übergeben worden waren. Jene Dokumente konnte der Bibliothekar und Goethe-Forscher Friedrich Tewes (1859–1931) für seine auch in Houbens Vorwort genannte Publikation *Aus Goethes Lebenskreise* (1905) verwenden, wofür er dem damaligen Archivdirektor Suphan auch in seinem Vorwort dankte.²⁹⁰ Ausgehend von dieser Information erkundigte sich Houben zwischen 11. August und 4. September 1924 zweimal bei Wahle nach dem Manuskript und erhielt die Auskunft, es befinde sich nicht im Archiv. Daraufhin wiederholte er seine Anfrage mit der Anmerkung, „das Manuskript müsse unbedingt im Archiv sein, denn in der eben erschienenen Untersuchung von Petersen [*Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit*] sei es S. 47 als Bestand des Archivs aufgeführt.“²⁹¹ Wahle beantwortete die neuerliche Anfrage am 29. September und teilte Houben mit, Petersen habe eine Abschrift dieser Notizen. Diese wurden ihm zu einem früheren Zeitpunkt durch Suphan oder Oettingen vorgelegt, das betreffende Heft selbst sei jedoch nicht mehr aufzufinden. Die Antwort des Archivbeamten erhielt außerdem zwei Aspekte, die der Privatgelehrte als unachtsame Praxis ihm gegenüber wahrnahm: Einerseits wäre Wahle angeblich in der Lage gewesen, ihm die entsprechende Auskunft früher zu erteilen, wenn Houben ihm den bei Petersen genau verzeichneten Titel genannt hätte. Andererseits betonte er, viele Stunden erfolglos nach dem Manuskript gesucht zu haben, nachdem Petersen vor der Drucklegung seiner Untersuchung danach gefragt hatte. Aus diesen Rechtfertigungen ergab sich wiederum für Houben ein Beweis dafür, wie unterschiedlich die Archivverwaltung mit Anfragen verschiedener Forscher:innen umgehen würde:

²⁹⁰ In Tewes Vorwort ist verzeichnet: „Zum Schluss verfehle ich nicht, allen denen, die mich bei der Herausgabe unterstützten, auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank auszusprechen, so besonders Herrn Geheimen Hofrat Dr. Suphan für die zugestandene Benutzung einiger Quellen des Goethe-Schiller-Archivs [...]“. In: Friedrich Tewes (Hg.): *Aus Goethes Lebenskreise*. J. P. Eckermanns Nachlaß. Berlin: Reimer 1905, S. 6.

²⁹¹ GSA 150/A 612/6, S. 4v.

„Ich konnte nicht schon am 11. August den ‚genauen Titel‘ aus Petersens Arbeit angeben, da diese Untersuchung erst im September erschien. Aber ich hatte auf das Buch von Tewes unter der Angabe der Seite verwiesen, und – dort steht genau dieser selbe Titel! Herr Wahle hat sich demnach nicht die Mühe genommen, das Buch von Tewes nachzusehen, und obgleich er, knapp zwei Monate vorher, Petersen zu Liebe ‚viele Stunden‘ nach diesem selben Manuskript gesucht hat, bedarf es dreier Anfragen von meiner Seite, um sein Gedächtnis endlich aufzufrischen und mir die Auskunft zu bringen, die anscheinend richtig ist. Dazu bedurfte es eines Zeitraums von sechs vollen Wochen!“²⁹²

Für den Privatgelehrten blieb der Verdacht auf Benachteiligung weiterhin bestehen. Wahle wies in seiner Entgegnung lediglich den Vorwurf zurück, er habe Houben etwas sorgsam oder „mit bewußter hinterhältiger Absicht“ verschwiegen.²⁹³ Dass die Originalniederschrift der Auszüge Eckermanns aus Goethes Tagebüchern nicht mehr aufzufinden war, bezeichnete der Archivar als bedauerlich. Er betonte aber auch, dass die aktuelle Archivleitung nicht dafür verantwortlich gemacht werden sollte und sich derartige Vorkommnisse auch in anderen Archiven oder Bibliotheken ereignen würden.²⁹⁴ Die defizitäre Ordnung im GSA gestand Wahle später als „Hauptmangel“ der Institution ein und machte in seiner Entgegnung vom 8. Juli 1925 folgende unerwartete Erklärung zur behandelten Sachlage:

„Die Tatsache, daß einige Eckermann-Materialien auf diese Weise nicht zur Kenntnis Herrn Houbens gelangt sind, bedaure ich sehr und ganz aufrichtig, ohne ironische Beimischung. Zu den Herr Houben damals nicht zugänglichen Papieren gehörten auch Eckermanns Auszüge aus Goethes Tagebüchern, die nicht auffindbar waren und von mir als ‚verlegt‘ bezeichnet wurden.“²⁹⁵ Diese Papiere haben sich vor kurzem gefunden und stehen Herrn Houben jetzt zur Verfügung.“²⁹⁶

Ausgehend von diesen Einzelfällen, die aus Houbens Sicht absichtlich gegen ihn verübt wurden, formulierte er die Beobachtung, „dass man im Goethearchiv die Beantwortung von Fragen als eine persönliche Gefälligkeit betrachtet, nicht als eine mit dem Amte verbundene Pflicht.“²⁹⁷ Abseits der soeben behandelten Erklärungen rund um Eckermanns Auszüge aus Goethes Tagebüchern äußerte sich Wahle nicht im Besonderen zu Houbens Vorwürfen in diesem Abschnitt, sondern deklarierte: „Das ist vom ersten bis zum letzten Wort eine grobe Unwahrheit.“²⁹⁸ Er betonte wiederholt die hohe Anzahl an Gelehrten, Studierenden und anderen Persönlichkeiten, die aufgrund ihrer Behandlung bezeugen könnten, dass er „nicht

²⁹² GSA 150/A 612/6, S. 5r.

²⁹³ GSA 150/A 612/8, S. 5r.

²⁹⁴ Vgl. GSA 150/A 612/8, S. 5r.

²⁹⁵ Kommentar am linken Seitenrand des Blatts: „?“ [Kommentator:in nicht zuordenbar].

²⁹⁶ Julius Wahle: Entgegnung auf die Entgegnung des Herrn Prof. Houben vom 08.07.1925, GSA 150/A 612/13, S. 5v.

²⁹⁷ GSA 150/A 612/6, S. 3r.

²⁹⁸ GSA 150/A 612/8, S. 3v.

aus persönlicher Gefälligkeit“ Auskünfte erteile und ebenso „nicht nach Gunst ,reservierte Plätze““ vergebe.²⁹⁹ Im Gegenteil hätte der Beamte die Schätze des Archivs „ohne Ansehen der Person“ jederzeit allen Fragenden und Forschenden, gemäß den geltenden Bestimmungen, zugänglich gemacht und fügte den Ausführungen bei: „Ja ich führe meinen Ankläger selbst als Zeugen für die Wahrheit meiner Behauptung an.“³⁰⁰

Aus der sprachlichen Rahmung des Archivbeamten ist abzulesen, dass die Unterstellung einer amtlichen Pflichtverletzung starke Emotionen in ihm ausgelöst haben muss. In seinen Verteidigungen positionierte er sich durchgehend als Repräsentant der Weimarer Institution, seine Formulierungen sind ausdrucksstark und affektiv aufgeladen. Der direkte Angriff auf seine Integrität als Beamter scheint eine ähnlich defensive Haltung hervorgerufen zu haben, wie sein persiflierender Umgang mit Houbens Positionierung als Privatgelehrter. Daran wird erkennbar, dass die differenziellen Persönlichkeitsstrukturen der beiden Protagonisten diese Auseinandersetzung maßgeblich beeinflussten. Womöglich wurde die Kontroverse auch deshalb in einem größeren öffentlichen Rahmen diskutiert, weil die Affektionen dahinter immer weiter eskalierten und somit lebhaftes Interesse und starke Meinungen zu dem Streitfall evozierten.

Die bisher vorgebrachten Anschuldigungen Houbens bezogen sich entweder auf die Vergabe von Veröffentlichungsrechten, welche auf individuellen Entscheidungen basierten, oder auf inkorrekte Auskünfte Wahles, die keiner spezifischen Rechtslage unterlagen. Der im nächsten Abschnitt behandelte Vorwurf an die Archivverwaltung bildet einen Gegensatz dazu, da er mit der Urheberrechtsverletzung einer bereits veröffentlichten Publikation in Zusammenhang steht. Diese von Houben als Zuwiderhandlung wahrgenommene Situation hatte ebenso direkte Auswirkungen auf die symbolischen Kapitalwerte, die der Literaturhistoriker über das Werk generieren konnte. Ausgehend von diesem Fall leitete der Privatgelehrte aber auch andere Vorwürfe im Sinne des Urheber:innenschutzes ab.

3.2.4 Die Verletzung von Urheberrechten Houbens durch den Propyläen-Verlag

Zu Beginn seiner Antwort auf den ersten Beschwerdebrief Houbens kritisierte Wahle den Umstand, dass jener in seiner Zusammenfassung nur von Situationen mit der Verwaltung des GSA berichtete, welche „ihm unerfreulich waren“ oder „die seine Misbilligung erregt haben, weil sie seinen Interessen zuwider liefen“.³⁰¹ Im Gegensatz dazu hätte der Privatgelehrte all

²⁹⁹ GSA 150/A 612/8, S. 4v.

³⁰⁰ GSA 150/A 612/8, S. 4v.

³⁰¹ GSA 150/A 612/8, S. 1r.

die positiven Erlebnisse, „wenn nämlich seine Interessen von der Archivleitung gefördert worden sind“, gänzlich verschwiegen oder nur nebenbei erwähnt, „so daß auf die gegenwärtige Archivleitung auch nicht ein Strahl günstigen Lichts fällt.“³⁰² Auf diese Unterstellung antwortete Houben mit folgender Gegendarstellung:

„Voraussetzung einer Beschwerde ist eben eine schlechte Erfahrung! [...] ‚All die guten Erfahrungen‘, die ich mit dem Archiv gemacht haben soll, belaufen sich, wenn ich von gelegentlichen Anfragen absehe, deren Erledigung meiner Meinung nach Amtspflicht ist, auf den einzigen Fall ‚Otilie v. Goethe‘, und Herr Wahle hat durch sein oben geschildertes Verhalten im Fall des Propyläenverlags dafür gesorgt[,] dass auch hier ein übles Nachspiel nicht ausblieb.“³⁰³

Damit benannte der Privatgelehrte den zweiten großen Vorwurf gegen Wahles Verhalten, welches ihn, neben der Problematik rund um die Nutzung der Eckermann-Briefe, zu seiner Äußerung im Vorwort von *Sein Leben für Goethe* (1925) bewogen hatte. Da dieser Fall eine interessante verlagsrechtliche Komponente behandelt, die direkt von den Entscheidungen Wahles beeinflusst wurde, werden die Gegebenheiten rund um die vorgebliche Rechtsverletzung so detailliert wie möglich dargestellt.

Im bereits behandelten Werk *Erlebnisse und Geständnisse* (1923) gab Houben den Briefwechsel zwischen Otilie von Goethe und ihrer Freundin Sibylle Mertens-Schaaffhausen heraus, welcher den Beständen des GSA angehört. Der Literaturhistoriker war bereits seit den 1910er Jahren mit Mertens-Schaaffhausens Enkel Hermann Dernen (1851–1915) in Kontakt und von diesem zur Veröffentlichung von Nachlass-Materialien berechtigt. Im Namen dieser Erben war Houben bezüglich der Otilie von Goethe-Briefe an das GSA herangetreten, die dazugehörige Publikation hätte als vorbereitendes Werk für seine zweibändig geplante Biografie Mertens-Schaaffhausens dienen sollen. Während die damalige Archivleitung Oettingen ihm nur die Benutzung des Briefwechsels erlaubt hatte, sprach Wahle ihm später auch das alleinige Veröffentlichungsrecht dafür zu. In Bezug darauf wies Houben jedoch auf den Umstand hin, dass das GSA diese Briefe rechtlich gesehen nur dann selbst hätte herausgeben dürfen, wenn oben genannter Erbe mit einer solchen Publikation einverstanden gewesen wäre. Die Bearbeitung der umfassenden Korrespondenz hatte ihn fast zwei Jahre beansprucht, da diese laut Geschäftsordnung des Archivs nicht nach auswärts versendet werden durften.³⁰⁴ Wahle ging später liberaler mit diesem Verbot um und ließ Houben die

³⁰² GSA 150/A 612/8, S. 1r.

³⁰³ GSA 150/A 612/11, S. 3v.

³⁰⁴ Vgl. GSA 150/A 612/11, S. 5v.

entsprechenden Archivalien für die Kollationierung des Drucktextes nach Leipzig senden, was er in seiner Entgegnung auch als deutliches Entgegenkommen hervorhob.³⁰⁵

Aufgrund dieser Befugnisse stand Houben das auf zehn Jahre geschützte Urheberrecht auf die Publikation *Erlebnisse und Geständnisse* (1923) zu, inklusive etwaiger Verlagsrechte. Im darauffolgenden Jahr erschien jedoch die Publikation *Ottile von Goethe – ein Porträt* (1924) im Propyläen-Verlag (Imprint des Berliner Ullstein-Verlages), in der die Verlagsmitarbeiterin Ilse Linden (o. A.)³⁰⁶ verschiedene Dokumente über die Salonière zusammengestellt hatte.³⁰⁷ Diese Veröffentlichung hätte laut Houben ohne sein Buch nie zustande kommen können und war größtenteils daraus entnommen.³⁰⁸ Als er aufgrund der Urheberrechtsverletzung juristisch gegen den Verlag vorgehen wollte, wandte er sich auch an Wahle, der ihm zunächst vollste Unterstützung in der Sache zusagte. Kurze Zeit später vertrat der Archivleiter jedoch gegenüber dem Propyläen-Verlag eine völlig gegensätzliche Haltung, zu der Houbens Rechtsvertretung darlegte: „[E]s sei ganz ausgeschlossen, dass derselbe Mann diese verschiedenartigen, sich widersprechenden Briefe habe schreiben können.“³⁰⁹ Die detailreiche chronologische Darstellung im folgenden Abschnitt stammt aus der Entgegnung Houbens, in der er aus den entsprechenden Briefen Wahles zitierte, die jener an ihn selbst und den Propyläen-Verlag verfasst hat.³¹⁰

Houben hatte Wahle am 19. November 1924 neben der Mitteilung zum anstehenden Verfahren die Abschrift eines Briefs an den Propyläen-Verlag übermittelt, in dem er explizit auf die Rechtslage zum Urheberrechtsschutz auf zehn Jahre eingegangen war. Darauf antwortete ihm der Archivar am 25. November zustimmend und gab folgende Einschätzung der Sachlage ab:

„Es geht nicht an, dass wissenschaftliche Arbeit, auch wenn es nur Herausgeber-Arbeit ist, vogelfrei einer ausbeuterischen Buchmacherei preisgegeben ist, die skrupellos die mühsame Arbeit ernster Forscher mit leichter Mühe ausschachtet. Es wäre sehr zu wünschen, dass einmal ein schwer wiegendes Exempel statuiert würde.“³¹¹

³⁰⁵ Wahle gab an dieser Stelle auch den §12 laut Geschäftsordnung wieder: „[D]ie Bestände des Goethe-Archivs dürfen nur zu Zwecken der Goethe-Ausgabe, und auch dieses nur unter ganz bestimmten Bedingungen außerhalb des Archivs entliehen werden.“ In: GSA 150/A 612/8, S. 4v.

³⁰⁶ Wirkungsdaten gemäß [GND](#): 1885–1920.

³⁰⁷ Ilse Linden: *Ottile von Goethe. Ein Porträt*. Aus Dokumenten ausgewählt und eingeleitet von Ilse Linden. Berlin: Propyläen-Verlag 1924.

³⁰⁸ Vgl. GSA 150/A 612/6, S. 7r.

³⁰⁹ GSA 150/A 612/6, S. 7v.

³¹⁰ Es ist anzunehmen, dass Houben Transkripte der Briefe Wahles an den Verlag deshalb besaß, weil sie den Beteiligten der staatsanwaltschaftlichen Untersuchung in diesem Fall vorgelegt wurden.

³¹¹ Brief Wahle an Houben vom 19.11.1924. Zitiert nach Houben in: GSA 150/A 612/11, S. 1v.

Am linken Seitenrand des Typoskripts, auf dem Houben diese Äußerung festgehalten hat, kommentierte Wahle bezüglich dieser Aussage, er „habe damals das harmlose Büchlein noch nicht eingesehen“ gehabt.³¹² Davon ist abzuleiten, dass er seine Haltung bezüglich der Sachlage nach Einsicht in das von Linden zusammengestellte Werk geändert hatte. Dieser Eindruck wird auch durch seinen Brief an den Propyläen-Verlag vom 9. Dezember verstärkt, in dem er eine oppositionelle Position zu seiner vorher geäußerten Meinung einnahm:

„Dadurch, dass das Archiv Prof. Houben die Erlaubnis zur Veröffentlichung dieser Briefe erteilt hat, sind auf ihn als Herausgeber keinerlei Rechte an sie übergegangen worden. Das Archiv ist ausschliesslicher Inhaber aller Rechte, die sich an diesen Besitz knüpfen. Es ist Herrn Houben niemals zugesagt worden, dass er das alleinige Recht zur Herausgabe der Briefe habe; jedem andern, der dasselbe Material zu wissenschaftlicher Benützung erbeten hätte, würde die Genehmigung dazu in gleicher Weise erteilt worden sein, was natürlich auch für etwaige zukünftige Fälle gilt.“³¹³

Houben erkannte in diesem Stimmungswechsel eine Gefälligkeit Wahles gegenüber dem Verlag und vermutete, jener habe „nicht den Mut [gehabt], bei seiner ersten Meinung zu bleiben.“³¹⁴ Vor allem dessen Bemerkung, alle Benützer:innen hätten die Genehmigung zur Verwendung des Materials für wissenschaftliche Zwecke erhalten, war besonders irreführend für den Privatgelehrten. Weder der Verlag noch die Herausgeberin Linden hatten die Originaldokumente zur eigenen Bearbeitung erbeten, sondern seine aus langwieriger Arbeit entstandene Publikation als Grundlage verwendet. Zu diesem unprofessionellen Vorgang hatte ihnen Wahle nun „nachträglich Absolution“ erteilt.³¹⁵ Aus dieser Situation heraus verfestigte sich für Houben ein widersprüchliches Charakterbild des Archivbeamten, zu dem er schlussfolgerte: „Als ehrlicher Mensch hätte sich Herr Wahle doch mindestens bewusst sein müssen, dass diese Erklärung das Gegenteil dessen bedeutete, was er mir geschrieben hatte und dass er mir dadurch die wichtigste Waffe gegen den Verlag aus der Hand schlug!“³¹⁶ Wahle gestand in seiner Antwort, dass diese Vorhaltung den Tatsachen entspreche und er in diesem einzelnen Fall „ein rückhaltloses *pater peccavi*“³¹⁷ bekennen müsse.³¹⁸ Houben führte das Verhalten des Archivleiters auf seine Haltung ihm gegenüber zurück und bezeichnete es „bar jedes amtlichen Verantwortlichkeitsgefühls“ und als „bewusste Böswilligkeit“, die in einer „persönlichen Animosität“ begründet sein musste.³¹⁹ In der Erwiderung auf diese

³¹² GSA 150/A 612/11, S. 1v.

³¹³ Brief Wahle an den Propyläen-Verlag vom 09.12.1924. Zitiert nach Houben in: GSA 150/A 612/11, S. 1v.

³¹⁴ GSA 150/A 612/6, S. 7v.

³¹⁵ GSA 150/A 612/11, S. 2r.

³¹⁶ GSA 150/A 612/11, S. 1v–2r.

³¹⁷ Vater, ich habe gesündigt! (=Bibelvers: Lukas 15, 18).

³¹⁸ GSA 150/A 612/8, S. 6v.

³¹⁹ GSA 150/A 612/11, 2r.

Interpretation drückte Wahle sein Befremden darüber aus und erklärte, er hätte in seinem Brief an den Propyläen-Verlag lediglich vergessen, dass er Houben das alleinige Veröffentlichungsrecht für die Korrespondenz bereits am 19. Oktober 1922 zugesprochen hatte. Seine zustimmenden Äußerungen gegenüber Houben vom 25. November 1924 kommentierte er überhaupt nicht, drückte jedoch sein Bedauern über den gesamten Vorfall aus:

„Ich erkläre hiermit, daß ich dies Versehen aufrichtig bedaure. Hätte Herr Houben, als er dieserhalb an mich schrieb, mich an den Inhalt des vor zwei Jahren geschriebenen Briefes erinnert, so wäre ihm und mir diese Unannehmlichkeit erspart geblieben. Ich gebe rückhaltlos zu, daß ich in diesem Fall ganz unjuristisch gehandelt habe, und ich werde ehestens den Propyläen-Verlag von diesem Sachverhalt in Kenntnis setzen.“³²⁰

Auf die darin vorgebrachte Unterstellung, es wäre nicht zu dieser Situation gekommen, wenn Houben ihn auf den Brief aus dem Jahr 1922 hingewiesen hätte, erwiderte der Privatgelehrte, es sei „selbstverständliche Pflicht in jedem amtlichen und privatwirtschaftlichen Betrieb“, sich bei juristischen Fragen über die vorherigen Zusammenhänge zu informieren.³²¹ Des Weiteren ging er darauf an, dass der Fall mit dieser Erklärung keinesfalls erledigt sei, da ihm durch Wahles „ganz unjuristisches“ Verhalten ein Schaden von über 2.000 Mark entstanden war, für den das GSA bzw. dessen Leitung zu haften hätten.³²² Auf diese Drohung reagierte Wahle mit der Frage, wer Houben eigentlich diesen Schaden zugefügt habe, da das Buch zum Zeitpunkt seiner Aussage ja bereits gedruckt war: „Ich möchte daher einen leisen Zweifel hegen, daß erst mein, – wie ich immer mit Bedauern vollauf zugebe – gänzlich unjuristisches, auf einem Versagen des Gedächtnisses beruhendes Verhalten diesen schon vollführten Schaden verursacht hat.“³²³

Wie anhand der oben zitierten Passagen abzulesen ist, drückten sich in diesem Fall beide Protagonisten sehr erregt aus. Die Vorwürfe gegen den Archivleiter waren schwerwiegend, sein Verhalten in dieser Situation für Houben nur schwer nachvollziehbar. Die dazu folgenden Bemerkungen dürften auf beiden Seiten ein diffamiertes Gefühl zurückgelassen haben, der von Houben erwähnte finanzielle Schaden erscheint jedoch realistisch: Divergierende Aussagen zu Veröffentlichungsrechten, wie in diesem Fall von Wahle getätigt, hatten seit den frühen 1920er Jahren erhebliche Auswirkungen auf Prozesse des geistigen Eigentums

³²⁰ Dazu ist ein mit Stern gekennzeichneteter Kommentar unter dem ursprünglichen Text eingefügt: „Ist am 24. April geschehen.“ In: GSA 150/A 612/8, S. 6v.

³²¹ GSA 150/A 612/11, 1r.

³²² GSA 150/A 612/11, 1r.

³²³ GSA 150/A 612/13, 1r–1v.

betreffend. Seit Inkrafttreten der sogenannten „Lex Emminger“ war die Verfolgung von Nachdrucken oder geistigen Diebstahls nur mehr in zivilgerichtlichen Verfahren möglich und Bewertungen solcher Vorfälle durch bestands- und rechtshaltende Institutionen umso relevanter geworden.³²⁴ Die Leidtragenden dieser Gesetzesänderung waren für Houben vorrangig freie Schriftsteller:innen, da bei diesen ideelle und materielle Gesichtspunkte untrennbar miteinander verbunden waren.³²⁵ Die Bewertung Wahles hatte also erheblichen Einfluss auf mögliche darauffolgende Verhandlungen in einem urheberrechtlichen Prozess. Zu den Auswirkungen dieser geänderten Rechtslage äußerte sich Houben wenige Jahre später auch in seinem Aufsatz *Nicht 30 sondern 50 Jahre Urheberschutz* (1927):

„Damit hat man von Staatswegen dem Plagiat geradezu einen Freibrief erteilt und eine Hochkonjunktur des geistigen Diebstahls hervorgerufen, wie wir sie noch nie erlebt haben. Und wer bezahlt diese Entlastung der Gerichte? Immer nur der wirtschaftlich schwächste Teil unseres gesamten Künstlertums, dem man durch Aufoktroyierung meist end- und aussichtsloser Prozesse seine kümmerlichen Reserven raubt und seine Arbeitsstimmung vernichtet.“³²⁶

Gerade die schwächsten Produzent:innen im kulturellen Feld wurden dadurch laut Houben mit dem Risiko hoher Prozesskosten belastet, wenn sie derartige Verletzungen beeinspruchen wollten. Der vorgelegte Fall stand also nicht nur in Zusammenhang mit finanziellen Einbußen des Privatgelehrten, sondern auch mit einer grundsätzlichen Rechtslage, die er aus seiner sozioökonomischen Position heraus als diskriminierend empfand.

Bereits in seinem ersten Beschwerdebrief erwähnte Houben einen weiteren Punkt des Urheberrecht betreffend, in dem er die Veröffentlichungsrechte nachlasshaltender Institutionen als solche in Frage stellte. Diese Rechtsform sei nicht an den Besitz der Originaldokumente gebunden, sondern könne nur von den Erb:innen vergeben werden. Im

³²⁴ Die „Lex Emminger“ bezeichnet die am 04.01.1924 von Justizminister Erich Emminger (1880–1951) erlassene *Verordnung über Gerichtsverfassung und Strafrechtspflege*, in der unter anderem Geschworenengerichte abgeschafft und andere Elemente der Strafgesetzzordnung geändert wurden. Für weiterführende Informationen siehe u.a.: Thomas Vormbaum: Die Lex Emminger vom 4. Januar 1924. Vorgeschichte, Inhalt und Auswirkungen. Ein Beitrag zur deutschen Strafrechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts. In: Schriften zur Rechtsgeschichte. Jg. 1988/Nr. 43.

³²⁵ Als Vertreter dieser Gruppe kritisierte der Privatgelehrte die neue Strafgesetzzordnung und forderte eine Erhöhung der dreißigjährigen Schutzfrist auf Werke der Literatur und Kunst. Dies hätte laut Houben auch den Komplex literarhistorischer und wissenschaftlicher Publikationen geschützt, die in Form von text- und stilkritischen Untersuchungen, Briefeditionen oder biografischen und kulturgeschichtlichen Darstellungen das Urheberrecht betreffend eng mit Klassikerausgaben verbunden waren. In diesem Zusammenhang sprach er sich auch gegen die diesbezügliche Bewertung der Berliner „Akademie der Wissenschaften“ aus, die eine fachgerechte und kostendeckende Umsetzung solcher Publikationsvorhaben nur über Institutionen für realisierbar hielten, die ausreichend finanziert waren. Vgl. Houben: *Nicht 30 sondern 50 Jahre Urheberschutz*, S. 22.

³²⁶ Houben: *Nicht 30 sondern 50 Jahre Urheberschutz*, S. 29–30.

Falle des Eckermann-Nachlasses wurde dieses Recht im eigentlichen Sinne nur dem Privatgelehrten übertragen:

„Alleiniger Erbe ist sein Neffe, Herr Oberstleutnant Gustav Bertram in Altenbüken bei Hoya an der Weser. Herr Bertram nun hat durch förmlichen Vertrag das alleinige Recht zur Veröffentlichung von Briefen Eckermanns mir übertragen, was auf eine etwaige Anfrage von ihm gern wird bestätigt werden. Niemand kann natürlich das Archiv zwingen, mir seinen Bestand an Eckermannbriefen zugänglich zu machen.³²⁷ Ich aber bin durch jenen Vertrag berechtigt, dem Archiv jede Veröffentlichung von Eckermannbriefen zu verbieten, und tue das hiermit in aller Form.“³²⁸

Diese Untersagung war für Houben an die Hoffnung geknüpft, dass ihm dadurch alle Briefe Eckermanns zur Verfügung gestellt würden. Ebenso wie im Falle seiner Bemerkung im Vorwort von *Sein Leben für Goethe* (1925) hatte sein Verhalten jedoch den gegenteiligen Effekt – Wahle antwortete in seiner Entgegnung darauf nüchtern: „Was das Verbot betrifft, durch das Herr Houben dem Archiv in aller Form die Veröffentlichung seiner Eckermannbriefe untersagt (S. 13), so ist das eine rein juristische Angelegenheit, die von fachkundiger Seite ihre Erledigung finden wird.“³²⁹

Dieselbe Taktik verfolgte der Privatgelehrte bezüglich des Briefwechsels zwischen Ottilie von Goethe und dem Literaturkritiker Gustav Kühne (1806–1888), dessen Benutzung ihm ebenso verwehrt worden war. Bezüglich dieser Thematik berichtete er, dass „seitens der Erben ein Einspruch zu erwarten steht, da auch hier das Urheberrecht nicht dem Besitzer der Originale gehört.“³³⁰ Überdies stellte Houben auch in diesem Zusammenhang eine klare Distinktion innerhalb der literaturhistorischen Kompetenzen für diese Korrespondenz her. Da es sich bei dem Briefwechsel um ein Gebiet gehandelt habe, „für dessen Bearbeitung den Beamten des Archivs naturgemäss alle Vorkenntnisse fehlen“, wären sie für die Herausgabe des Materials überhaupt nicht geeignet gewesen.³³¹

3.2.5 Der Vorwurf unwissenschaftlicher Praxis und mangelhafter Archivstrukturen

Wie aus der oben zitierten Äußerung deutlich hervorgeht, stellte Houben die wissenschaftlichen Fähigkeiten der Archivmitarbeiter wiederholt in Frage. Diese als

³²⁷ Kommentar mit Bleistift am linken Seitenrand: „Verbiete! bedarf einer Antwort“ [mit hoher Wahrscheinlichkeit von Wahle].

³²⁸ GSA 150/A 612/6, S. 6v–7r.

³²⁹ GSA 150/A 612/8, 6r.–6v.

³³⁰ GSA 150/A 612/11, S. 6r.

³³¹ GSA 150/A 612/11, S. 6r.

Distinktionen gegenüber den Beamten vorgebrachten Abwertungen sollten gleichzeitig seine literaturwissenschaftlichen Kompetenzen hervorheben und die Position des exzentrisch zum wissenschaftlichen Feld positionierten Privatgelehrten stärken. Bourdieu beschreibt, dass in dieser Form der Verhältnissetzung zur „legitimen Kultur“ keine neutrale Aussage der Akteur:innen möglich ist, da jene Begriffe, mit denen sie gegensätzliche Standpunkte oder Dispositionen bezeichnen, nur durch Abwertung oder Lob definiert werden können.³³² Die Herabsetzung der wissenschaftlichen Praxis der Archivbeamten resultierte also daraus, dass Houben die hier behandelte Diskriminierungswahrnehmung auf seine exzentrische Position zurückführte.

Ein Beispiel dafür war die bereits erwähnte Klage vonseiten des Archivs, dass es immer schwieriger würde, die Publikationen der Goethe-Gesellschaft mit interessanten Inhalten zu füllen. Bereits in seinem Brief an Buchwald vom 11. April 1924 berichtete Houben, dass Wahle und Hecker ihm gegenüber versichert hätten, „die Goethequelle versiege“.³³³ Diese Aussage löste Unverständnis in ihm aus und er stellte kurz danach fest, dies sei nur dann ein Problem, „wenn man keine Ideen hat, das dort liegende Material zu verwerten“.³³⁴ Diese Thematik griff er auch in seiner später vorgebrachten Beschwerde auf und erklärte in Bezug auf sein professionelles Umfeld: „Im Gegenteil erwartet man vom Archiv oder doch mit Unterstützung des Archivs noch die Lösung einer Unmenge wissenschaftlicher Fragen der Goetheforschung und begreift nicht, warum sie nicht in Angriff genommen werden.“³³⁵ Einerseits formulierte Houben also den Vorwurf, die Archivbeamten würden zu wenig wissenschaftliche Bearbeitungen des Materials aus den GSA-Beständen veröffentlichen. Andererseits sprach er aber der wichtigsten Publikation des Archivs – der Sophien-Ausgabe von Goethes Werken – jegliche zuverlässige Wissenschaftlichkeit ab und führte diesen Umstand auf die fehlende Sorgfalt der beteiligten Mitarbeiter zurück:

„Wo man diese Ausgabe im Einzelnen benutzt und nachprüft, zeigen sich Fehler, Unklarheiten und Lücken; noch jüngst wurde im hiesigen theatergeschichtlichen Seminar eine derartige Feststellung gemacht, und seitdem sich die zahllosen Berichtigungen, allein zum Register der Tagebücher Goethes, durch mehrere Hefte der Zeitschrift ‚Euphorien‘ von Prof. Sauer bogenweise hinzogen, hat sich leider die Wissenschaft auch mit der Tatsache abfinden müssen, dass nicht einmal eine derartige, vorwiegend mechanische Arbeit die Zuverlässigkeit besitzt, die jeder Bezieher der Ausgabe zu fordern berechtigt ist. Vor sachlichen

³³² Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 126.

³³³ GSA 9/21, S. 1v.

³³⁴ GSA 9/21, S. 1v.

³³⁵ GSA 150/A 612/6, S. 3r.

Irrtümern ist niemand sicher, aber drei Dinge darf jeder Wissenschaftler vor allem von den Beamten eines eigens dazu eingerichteten Forschungsinstituts verlangen: Aufmerksamkeit, Genauigkeit und Fleiss.“³³⁶

Diese gravierenden Vorwürfe gegen die wissenschaftliche Praxis im Archiv bezeichnete Houben als „offenes Geheimnis“, welches nur deshalb nicht öffentlich ausgesprochen wurde, weil sich die Mehrzahl seiner wissenschaftlichen Kolleg:innen „nicht gern die persönlichen Gefälligkeiten der Archivverwaltung verscherzen wollte.“³³⁷

Die schwierigen Bedingungen, unter denen die Werkausgabe entstanden ist, wurden bereits thematisiert. Die Arbeit der Archivmitarbeiter war in Bezug auf die exponierte Stellung der kanonbildenden Institution prädestiniert, um als Angriffsfläche zu dienen. Wahle reflektierte diese besonderen Umstände in seiner Beantwortung jedoch nicht, sondern behandelte die vorgebrachten Unterstellungen nur auf persönlicher Ebene: „Ich habe ein sehr lebhaftes menschlich-persönliches und dienstliches Interesse daran, all diese anonymen Anklagen und Verdächtigungen kennen zu lernen und bis auf den Grund untersuchen zu lassen.“³³⁸ Der weitere Verlauf der Geschehnisse wird zeigen, dass auch der Ausschuss diese Kritik lediglich als Ausdruck der Unstimmigkeit zwischen den beiden Protagonisten erachtete und sie nicht zum Anlass dazu nahm, die Situation im Archiv grundlegend zu reflektieren. Dies ist umso erstaunlicher, da Houben in seiner Beschwerde auf eine Reihe von Defiziten innerhalb der Archivstrukturen hinweist, die offenbar alle in der literaturwissenschaftlichen Forschungsgemeinschaft bekannt waren.

Der prominenteste unter diesen Kritikpunkten bezog sich auf die fehlende archivgerechte Katalogisierung der gesamten Archivbestände, die bereits unter verschiedenen Aspekten in dieser Untersuchung hervorgetreten ist. Auch Müller und Nottscheid stellen in ihrer wissenschaftsgeschichtlichen Studie *Dilthey und einige Folgen* (2020) fest, dass die Ordnung des Goethe-Nachlasses während der Arbeiten an der Sophien-Ausgabe besonders in Mitleidenschaft gezogen wurde.³³⁹ Diesen Kritikpunkt griff Houben ebenso als „eine der vielen Unbegreiflichkeiten“ auf, die „die gesamte wissenschaftliche Forschung bedauert.“³⁴⁰ Als Konsequenz dieses Defizits nannte er die Tatsache, „dass im Archiv Manuskripte verloren gehen“ und bezog sich dabei auf die vorübergehend verlegten Auszüge Eckermanns aus Goethes Tagebüchern, die bereits im Rahmen „verheimlichter“ Eckermann-Materialien behandelt wurden:

³³⁶ GSA 150/A 612/6, S. 3v–4r.

³³⁷ GSA 150/A 612/6, S. 3v–4r.

³³⁸ GSA 150/A 612/8, S. 5v.

³³⁹ Vgl. Müller und Nottscheid: *Dilthey und einige Folgen*, S. 371–380.

³⁴⁰ GSA 150/A 612/6, S. 4r.

„Zahllose Male habe ich von Kollegen die Klage gehört, man wisse im Archiv selbst nie, was vorhanden sei. Das ist ein Zustand, der eines Goethe-Archivs kaum würdig sein dürfte. Er ist zweifellos z. T. begründet in wirtschaftlichen Schwierigkeiten, aber er ist durchaus nicht neuesten Datums. Wenn Arbeitskräfte fehlen und ebenso die Mittel, jene zu gewinnen, so dürfte es wol im Interesse des Archivs selbst ratsam sein, eine moderne Organisation einzuführen, die die nötigen Mittel zur Arbeit aus sich heraus schafft.“³⁴¹

Houben brachte den Archivleiter als Repräsentanten der Institution in eine komplexe Lage, da der Rahmen seiner Beschwerde durchgehend zwischen persönlichen Erfahrungsberichten und allgemeinen Kritikpunkten wechselte. Die Pluralisierung dieser isolierten Einzelfälle führte laut Wahle zu einer maßlosen Übertreibung der Sachverhalte, über welche die Archivare eigentlich lachen müssten, „wenn sie nicht so empörend wäre.“³⁴² Gleichzeitig musste er jedoch den Wahrheitsgehalt vieler dieser „Einzelfälle“ bekennen, wodurch sich Houben in seiner Kritik an den Zuständen im GSA bestätigt fühlte.

Zu diesen Einzelfällen zählte auch eine Erfahrung des Privatgelehrten im Archiv, in der „neu angekommene Ballen mit Briefschaften mit Füßen gestossen und in alle Welt verwünscht“ wurden.³⁴³ Als Forscher und Sammler, der selbst ein großes Archiv besaß, hinterließ dieser Umgang den Eindruck von Überforderung der Archivbeamten und einer Missachtung der Dokumente. Daraus folgte Houben, das Archiv sollte womöglich öffentlich erklären, „man möge ihm fürder keinerlei Papiere mehr zuweisen, da es nicht in der Lage sei, sie würdig aufzubewahren, angemessen zu verwalten und im Sinne der Stifter dem beabsichtigten Zwecke zuzuführen.“³⁴⁴ Wahle brachte eine Klarstellung dieses Ereignisses vor und berichtete, es habe sich dabei um zehn Pakete gehandelt, die als Nachtrag zum „Rodenberg-Nachlass“ ins Archiv gekommen waren – bereits zuvor einer der quantitativ reichhaltigsten Bestände des GSA.³⁴⁵ Nachdem sein Kollege Hecker diesen in „langwieriger, mühevoller Arbeit [...] mustergültig geordnet und katalogisiert“ hatte, war bei Ankunft der neuen Pakete kein Schrank zur Unterbringung dafür frei gewesen.³⁴⁶ Außerdem hätte es sich dabei um Familienpapiere mit begrenztem wissenschaftlichem Wert gehandelt, weshalb „in Ansehung der darauf zu verwendenden Zeit und Mühe ein Scherzwort gefallen sein [mag], das diesem Gefühl, auf zum Teil Minderwertiges so viel Arbeit und Zeit zu verwenden, einen heiteren Ausdruck gab.“³⁴⁷ Diese harmlose Situation hätte Houben wiederum „nach seiner Methode

³⁴¹ GSA 150/A 612/6, S. 5v.

³⁴² GSA 150/A 612/8, S. 5r–5v.

³⁴³ GSA 150/A 612/6, S. 6r.

³⁴⁴ GSA 150/A 612/6, S. 6v.

³⁴⁵ Der Bestand umfasst laut Archivdatenbank des GSA über 3000 Verzeichnungseinheiten und fast 50.000 Blatt: https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=401:70:::p_bnr,p70_region:81,5.

³⁴⁶ GSA 150/A 612/8, S. 5v–6r.

³⁴⁷ GSA 150/A 612/8, S. 6r.

verallgemeinert“ und eine weitere Gelegenheit genutzt, um „die Archivbeamten herabzuwürdigen.“³⁴⁸

Auf diese Darstellung des Vorfalles reagierte Houben mit einer sarkastischen Erwiderung, da ihm die Handhabung der Beamten keineswegs so harmlos erschienen war und er sie als respektlos gegenüber dem Material wahrgenommen hatte: „Ich gönne ihnen dies Vergnügen in ihrer durch keinen zudringlichen Besucher gestörten Amtszeit von Herzen. Auf diese Weise gehen die unbequemen Bürostunden noch einmal so schnell vorüber.“³⁴⁹ Aus diesen Äußerungen tritt deutlich hervor, dass Houben das Verhalten der Archivmitarbeiter in vielen Situationen verurteilte und teilweise als unangemessen empfand. Den spezifischen Vorwurf des Dienstvergehens gegen Wahle verlautbarte der Privatgelehrte in seinen Beschwerdeschreiben jedoch nicht. Viele der vorgebrachten Darstellungen deuteten aber in diese Richtung oder weiteten sich im Laufe der Korrespondenz zu ähnlich schwerwiegenden Unterstellungen aus, wie vor allem die folgenden Fälle aufzeigen.

3.2.6 Passive Resistenz oder dienstliche Pflichtverletzung

Basierend auf dem unermesslichen Besitz des Weimarer Archivs, welcher ein „bedeutendes Stück des geistigen Nationaleigentums Deutschlands“ darstellte, betonte Houben die Pflicht des GSA der Öffentlichkeit gegenüber, seine Bestände der gesamten literaturhistorischen Forschung verfügbar zu machen.³⁵⁰ Im Gegensatz hierzu würde die Archivverwaltung die wertvollen Dokumente der Forschung mit allen Mitteln entziehen, die der „passiven Resistenz eines Beamten zur Verfügung stehen, ohne dass sich ihm klar auf der Hand ein Amtsvergehen nachweisen liesse.“³⁵¹

Als eine der gängigsten Möglichkeiten für diese „passive Resistenz“ bezeichnete Houben die „Verzögerung der Antwort“, die er vorrangig anhand der Kommunikation rund um die Auszüge Eckermanns aus Goethes Tagebüchern skizzierte.³⁵² Durch diese Taktik sei der Privatgelehrte regelmäßig gezwungen gewesen, unbeantwortete Themen aufzuschieben und von weiteren Rückfragen abzusehen, „so wichtig mir manche Auskunft gewesen wäre, die eben nur vom Archiv erteilt werden kann.“³⁵³ Houben kennzeichnete in diesem

³⁴⁸ GSA 150/A 612/8, S. 6r.

³⁴⁹ GSA 150/A 612/11, S. 6v–7r.

³⁵⁰ Vgl. GSA 150/A 612/6, S. 6r; Zu dieser Textstelle befindet sich ein Kommentar mit Bleistift am linken Seitenrand: „Ja, aber begrenzt!“ [mit hoher Wahrscheinlichkeit von Wahle].

³⁵¹ GSA 150/A 612/6, S. 5v–6r.

³⁵² GSA 150/A 612/6, S. 5v–6r.

³⁵³ GSA 150/A 612/6, S. 5r–5v.

Zusammenhang abermals den Faktor Zeit als wichtigen Aspekt im Produktionsprozess eines freiberuflich tätigen Forschers, da sich auch verspätet beantwortete Anfragen negativ auf den symbolischen Kapitalwert seiner Publikationen auswirkten. Der Privatgelehrte achtete besonders auf die Qualität der produktiven Daten, die in seinen Werken verarbeitet waren – fehlende Informationen zu essenziellen Quellen schmälerten demnach den wissenschaftlichen Gehalt seiner veröffentlichten Ausführungen. Houben kam mehrfach auf den Verdacht zu sprechen, seine Anfragen an das GSA würden nicht fachgerecht behandelt, da seine Anfragen dort als belanglos erachtet wurden. Die bisher behandelten Fälle lagen zeitlich alle noch vor der Veröffentlichung von Houbens Anschuldigungen in *Sein Leben für Goethe* (1925). Demgegenüber machte er die folgenden beiden Erlebnisse nach Erscheinen dieser Publikation und empfand sie ebenso als bezeichnend für das problematische Verhalten der Archivverwaltung gegen seine Persönlichkeit.

Erstere Erfahrung stand in Verbindung mit der Neuauflage der von ihm bearbeiteten und bei Brockhaus herausgegebenen *Gespräche mit Goethe*, für welche Houben im Frühjahr 1925 nicht nur das Register, sondern auch das Bildmaterial bedeutend erweitern wollte. Da mehrere der Originale von den zu verwendenden Faksimiles dem GSA gehörten und der Privatgelehrte dort „unter den augenblicklichen Verhältnissen“ um keine Gefälligkeiten anfragen wollte, ließ er die Schriftstücke durch den Verlag einfordern:

„Obgleich man im Archiv wissen musste, dass sie für eine von mir besorgte Ausgabe bestimmt waren, wickelte sich alles glatt ab. Dem mächtigen Verlag Brockhaus wollte man keinen Korb geben. Wäre ich selbst gekommen, so war eine Ablehnung gewiss.“³⁵⁴

Dieses Ersuchen verlief für Houben also erfreulich, da ihm über die Verlagskommunikation alle erforderlichen Auskünfte und Veröffentlichungsrechte erteilt wurden. Die zweite Rückfrage, die er in diesem Zeitraum an das GSA stellen musste, ergab sich im Rahmen seiner Vorbereitungen für eine öffentliche Diskussion mit dem Universitätsprofessor Petersen, bei der Aspekte der Eckermann-Forschung in der Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur behandelt wurden.³⁵⁵ An den Archivleiter Wahle wollte sich Houben diesbezüglich nicht wenden, solange nicht geklärt war, „ob die Beantwortung von Fragen dieser Art amtliche Pflicht oder persönliche Gefälligkeit“ darstellte.³⁵⁶ Er wandte sich daher mit seiner Anfrage an den Archivar Hecker, den er seit seiner Studienzeit kannte und der ihm zuvor immer

³⁵⁴ GSA 150/A 612/6, S. 7v.

³⁵⁵ Die Diskussion hat in der Gesellschaftssitzung am 22. April 1925 stattgefunden, in der Houben auch den Vortrag „Kritische Betrachtungen von Goethes Gesprächen unter besonderer Bezugnahme auf Eckermann“ hielt. In: Müller und Nottscheid: *Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat*, S. 380.

³⁵⁶ GSA 150/A 612/6, S. 8r.

„bereitwillig“ solche Auskünfte erteilt hatte.³⁵⁷ Dieser antwortete ihm mit folgendem ablehnenden Schreiben:

„Ich lehne es nicht allein darum ab, Deine Fragen zu beantworten, weil ich der Anstalt angehöre, mit der Du Dich auf Kriegsfuss gesetzt hast, sondern um unzweideutig darzutun, wie sehr ich aus allgemeinen, rein menschlichen Betrachtungen heraus das Verfahren verurteile, mit dem Du ein Institut, das Dir jahrelang mit vollen Händen gegeben hat, in der Öffentlichkeit herabzusetzen gesucht hast, weil es aus wohlervogenen Gründen Deine Wünsche nicht alle erfüllen konnte. Und wenn Du nunmehr versuchst, hintenherum, aus Seiten- und Schleichwegen, das Archiv Deinen Zwecken dienstbar zu machen, indem Du dritte Personen oder Instanzen vorschiebst, [...] so will ich nicht verschweigen, dass ich diese Methode im höchsten Grade unfair[!] finde.“³⁵⁸

Eben diese Antwort bestätigte für den Privatgelehrten die bereits zuvor gehegte Annahme, dass die Archivleitung es nicht als ihre Pflicht betrachte, ernsthafte Forscherarbeit zu unterstützen, „sondern wenn sie mit ‚vollen Händen‘ spendet, so betrachtet sie das als eine Gunst, die sie demjenigen kurzweg entzieht, der über Archivverwaltung anderer Meinung zu sein sich erkühnt und obendrein den Mut hat, das frei herauszusagen, was ihm unrichtig erscheint.“³⁵⁹

Wahle erwiderte darauf, dass Hecker „durchaus pflichtmäßig gehandelt [habe], indem er die Erteilung einer Auskunft hinter dem Rücken der Direktion ablehnte“, da die Geschäftsordnung laut §5 Absatz 2 deutlich vorschreibe, „daß es zu jeder Veröffentlichung oder sonstigen Mitteilung aus den Beständen des Archivs der Genehmigung des Direktors bedürfe.“³⁶⁰ Zu den weiteren Vorwürfen der Pflichtverletzung formulierte der Archivbeamte die Rechtfertigung, die prekäre Lage nach dem Ende des Krieges habe zu gewissen Defiziten geführt, „die sich auch dienstlich störend auswirkten“.³⁶¹ Dazu zählte auch die gelegentlich komplizierte Beantwortung von Anfragen, die durch den Mangel an bestandsübergreifenden Findsystemen bedingt war. Houbens auf Einzelfällen basierende Darstellung würde jedoch den Anschein erwecken, dass im GSA „unwürdige, chaotische Zustände herrschen“ und dort „nichts gearbeitet, nichts geleistet wird“ und gegen diese Unterstellungen, die dem Archiv alle „guten Eigenschaften wissenschaftlicher Tätigkeit“ absprechen würden, protestierte der Archivleiter vehement.³⁶² Der folgende und letzte Abschnitt des vorliegenden Analyse-

³⁵⁷ GSA 150/A 612/6, S. 8r.

³⁵⁸ Brief von Hecker an Houben [o. A., Datierung zwischen dem 6. und 16. März 1925]. Zitiert nach Houben in: GSA 150/A 612/6, S. 8r–8v.

³⁵⁹ GSA 150/A 612/6, S. 8v.

³⁶⁰ GSA 150/A 612/8, S. 6v.

³⁶¹ GSA 150/A 612/8, S. 3r–3v.

³⁶² GSA 150/A 612/8, S. 3r–3v.

kapitels wird jedoch aufzeigen, dass Houben in seiner Beschwerde nicht nur Berichte vorbrachte, die auf seinen persönlichen Erfahrungen basierten, sondern auch Einzelfälle thematisierte, die ihm von anderer Seite zugetragen wurden.

3.2.7 Houben als Anwalt fremder Klagen

Obwohl der Privatgelehrte zunächst erklärte, er würde sich nur dann auch „zum Anwalt fremder Klagen“ machen, wenn die vorgebrachte Einzelbeanstandung in seinem Sinne unzureichend behandelt würde, nutzte er vor allem seine zweite Beschwerdeschrift zur Darstellung von Sachverhalten, die ihm nur aus zweiter Hand bekannt waren.³⁶³ Diese leitete er Wahle gegenüber mit der Vermutung ein, dass dem langjährigen Archivmitarbeiter „doch kaum unbekannt sein [könnte], dass Schlimmeres dort vorging, als mir passierte.“³⁶⁴

Der erste Fremdbericht, den Houben in diesem Zusammenhang vorbrachte, basierte auf einer Auseinandersetzung zwischen dem Universitätsprofessor Erich Schmidt und dem früheren Archivdirektor Bernhard Suphan. Beide Literaturwissenschaftler waren 1925 bereits seit einigen Jahren verstorben, der dazugehörige Vorfall stammte aus dem Jahr 1893: Schmidt gab damals Goethe und Schillers *Xenien* (1793) in den *Schriften der Goethe-Gesellschaft* heraus und Suphan hatte angeblich darauf bestanden, als Mitherausgeber des Bandes genannt zu werden, obwohl er selbst nicht an der editionsphilologischen Arbeit beteiligt gewesen war.³⁶⁵ Als Schmidt dagegen protestierte, soll der Archivdirektor damit gedroht haben, ihm die Weiterbenützung des GSA zu verbieten, sollte er dieser Forderung nicht zustimmen. Schmidt gab Suphan gegenüber nach, pflegte den Vorfall laut Houben aber „jedem zu erzählen, der es hören wollte, und es leben noch Zeugen genug, die das bestätigen können.“³⁶⁶ Es dürfte sich dabei um eine sehr repräsentative Situation für Houben gehandelt haben, die zwar lange zurücklag, durch die Beteiligung der beiden prominenten Literaturwissenschaftler aber offenbar immer noch außerhalb Weimars diskutiert wurde.

Wahle hinterfragte dennoch aus gutem Grund, was dieser zweiunddreißig Jahre zurückliegende Fall mit der gegenwärtigen Archivleitung zu tun habe, ging aber mit umso „stärkerer innerer Beteiligung“ auf die Sachlage ein, da er sie beinahe miterlebt hatte und Houbens

³⁶³ GSA 150/A 612/11, S. 3r.

³⁶⁴ GSA 150/A 612/11, S. 3r.

³⁶⁵ Erich Schmidt (Hg.): Johann W. v. Goethe & Friedrich Schiller: *Xenien* 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs. Weimar: Goethe-Gesellschaft in Weimar 1893 (=Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 8).

³⁶⁶ GSA 150/A 612/11, S. 3r–3v.

Argumentation dadurch berichtigen könnte.³⁶⁷ Schmidt hatte dem Archivbeamten unmittelbar nach dem Disput mit Suphan davon berichtet, aber ihm gegenüber nie erwähnt, dass deshalb Benützungsrechte im GSA in Frage gestanden wären. Die Absurdität dieser Aussage begründete Wahle mit dem hohen Ansehen des Forschers, der ja auch der erste Direktor der Institution und einer der Lieblinge der großherzoglichen Familie gewesen war. Die Benützung des Archivs wäre Schmidt daher niemals untersagt worden: „Dieses Moment – und grade dieses ist ja für Herrn Houben hinsichtlich des Archivs das entscheidende – ist ganz offenbar eine in Berlin zuge dichtete Legende, deren innere Unwahrheit jedem nur halbwegs auf Psychologie sich verstehenden Betrachter sofort einleuchten muß.“³⁶⁸

Der nächste Bericht, anhand dessen Houben den Vorwurf problematischer Praktiken im GSA ableitete, stammte von Max Birnbaum,³⁶⁹ der ebenso ein Kollege aus den Berliner Goethe-Forschungskreisen war. Wahle soll jenem gegenüber bei einer Goethetagung im Juni 1925 geäußert haben, „dass in diesem ganzen Sommer ein einziger deutscher Forscher das Archiv benutzt habe und im ganzen vergangenen Winter ein Ausländer, niemand sonst!“³⁷⁰ Für Houben bestätigte die Aussage Birnbaums seine Annahme, „dass man allgemein die Benutzung des Archivs erschwert und sie nicht nur mir, sondern auch andern verleidet hat“ und man auf diese Weise „hübsch unter sich bleiben“ und jegliche Kontrolle von außerhalb Weimars vermeiden könnte.³⁷¹ Auch in diesem Fall konnte Wahle jedoch eine Gegendarstellung des Sachverhalts vorbringen: Einerseits waren zum Zeitpunkt des Gesprächs gerade zwei auswärtige Gelehrte im Arbeitszimmer tätig und andererseits hätte der Archivbeamte gegenüber Birnbaum nie ein so „vertrauliches Bekenntnis“ gemacht, da die beiden nur oberflächlich miteinander bekannt waren und er „keinerlei Beziehungen zu ihm“ hatte.³⁷² Demgegenüber argumentierte Wahle mit einem Auszug aus dem Benutzerbuch des Archivs, in dem zwischen August 1924 und Juni 1925 siebenundzwanzig auswärtige Benutzer:innen eingetragen waren und erklärte dazu:

³⁶⁷ GSA 150/A 612/13, S. 2v.

³⁶⁸ GSA 150/A 612/13, S. 3r.

³⁶⁹ Vermutlich handelt es sich dabei um den jüdischen Arzt und Goethe-Forscher Max Birnbaum (1862–1958). Dieser stammte aus Königsberg, schloss sein Studium in Berlin ab und war dort als Mediziner tätig, bevor er in den 1930er Jahren aufgrund der Verfolgung durch die NS-Regierung nach New York emigrierte. Siehe: Jürgen Dinkel: Alles bleibt in der Familie. Erbe und Eigentum in Deutschland, Russland und den USA seit dem 19. Jahrhundert. Wien & Köln: Böhlau Verlag 2023 (=Ulrike von Hirschhausen & Frank Bösch & Andreas Eckert (Hg.): Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 104): https://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com/media/pdf/5c/3e/7e/9783412528942_sample.pdf; <https://d-nb.info/gnd/1321750374>.

³⁷⁰ GSA 150/A 612/11, S. 5r–5v.

³⁷¹ GSA 150/A 612/11, S. 5v.

³⁷² GSA 150/A 612/13, S. 3v.

„Dies also sind die Tatsachen, aus denen Herr Houben so unerhörte Anschuldigungen gegen das Archiv und seine Leitung folgert, an denen er Schlüsse zieht, die der Wahrheit ins Gesicht schlagen. Das Benutzerbuch, das Herr Houben so gerne studieren möchte, um darin die Bestätigung für die Wahrheit dieser ihm so gekommenen Erzählung zu finden, steht ihm jederzeit zur Verfügung, ebenso die Einsicht in andere Urkunden und Belege, aus deren Studium er gewiß mit Befriedigung ersehen wird, daß seine Sorge, das Archiv erfülle nicht mehr seinen Zweck, hinfällig ist.“³⁷³

Houben hätte laut Wahle also auch an dieser Stelle Schlussfolgerungen aus einem Bericht gezogen, dessen Wahrheitsgehalt er nie überprüft hatte. Dieser Umstand bestätigte sich auch bei dem letzten Fall, der im Rahmen dieses Abschnitts behandelt wird, und den der Privatgelehrte, im Gegensatz zu den oben genannten Beispielen, ohne jegliche Quellen oder Belege vorbrachte.

In Bezug auf die fehlenden bestandsübergreifenden Verzeichnisse im GSA, die von Wahle bereits als „bedauerliche Mängel“ bezeichnet wurden, erwiderte Houben pauschalisierend: „Wen dafür die Schuld trifft, kann dem Benutzer gleichgültig sein.“³⁷⁴ Außerdem kritisierte er, dass die Literaturwissenschaft schon lange auf die Katalogisierung der Goethe-Bibliothek warten müsste, welche laut seiner Information auch im GSA ausgeführt werden sollte, obgleich diese Eigentum des Goethe-Nationalmuseums war.³⁷⁵ Wahle erwiderte darauf, dass das GSA nichts mit den Arbeiten zu tun hatte bzw. nie mit der Erschließung dieser Bibliothek beauftragt worden wäre – die Institution habe demnach keine Schuld daran, dass der Katalog noch nicht erscheinen konnte. Vielmehr stellte der Archivleiter fest, dass Houben über diese Fälle „ganz schlecht versirt“ war und dessen nicht überprüften Berichte einen Beweis dafür darstellten, „wie leichtfertig Herr Houben verfährt, um das Archiv und seine Leitung herabzusetzen und das Ansehen der Anstalt in den Staub zu ziehen.“³⁷⁶

Im Vergleich zu den anderen Vorwürfen aus den vorliegenden Beschwerdeschriften Houbens, wirken diese drei Berichte durchaus etwas willkürlich. Sie geben jedoch Auskunft über die unterschiedlichen Meinungsbilder, die zwischen den Gelehrten in Weimar und Berlin ausgetauscht wurden. Das GSA stand schließlich als prägende Institution im Mittelpunkt der damaligen Verhandlungen über verschiedene Ausrichtungen innerhalb der Goethe-Forschung. Außerdem können Houbens Berichte als weiterer Versuch des Literaturwissenschaftlers wahrgenommen werden, seine Erfahrungen mit denjenigen bekannter Persönlichkeiten in Relation zu setzen. Gerade der Bezug auf den *Xenien*-Vorfall ist ein

³⁷³ GSA 150/A 612/13, S. 4v.

³⁷⁴ GSA 150/A 612/11, S. 4; Kommentar mit Bleistift am linken Seitenrand auf den gesamten Absatz bezogen: „unwahr!“ [mit hoher Wahrscheinlichkeit von Wahle].

³⁷⁵ Vgl. GSA 150/A 612/11, S. 4v.

³⁷⁶ GSA 150/A 612/13, S. 5r.

signifikantes Beispiel dafür und metaphorisiert eine wirkungsvolle Erzählung – wenn sich nicht einmal der prominente Erich Schmidt gegen das unrechtmäßige Verhalten des mächtigen Archivs zu wehren wusste, wie sollte dann ein im wissenschaftlichen Feld exzentrisch positionierter Privatgelehrter wie Houben dagegen bestehen.

Bevor die wichtigsten Aspekte der vorgenommenen Analyse in einer Auswertung neuerlich aufgegriffen werden, wird zunächst von den Ereignissen berichtet, welche diese Dokumente zur Folge hatten. Bereits an dieser Stelle kann jedoch darauf hingewiesen werden, dass die amtskonforme Erledigung von Houbens Beschwerde den Fall für ihn keineswegs aufklärte, sondern ihn zu einer neuerlichen Eskalation des Konflikts veranlasste.

3.3 Auswertung der Beschwerdeschriften und Nachwirkungen der Konfrontation

Am Schluss von Houbens Entgegnung auf die Antwort des Archivleiters Wahle vom 8. Juli 1925 stellte der Privatgelehrte zusammenfassend folgende Frage zum Sachverhalt: „[W]ar meine Aeusserung im Vorwort zu Eckermann in dieser Form berechtigt und war Herr Wahle berechtigt, darauf mit einer Beleidigung zu antworten?“³⁷⁷ Auf diese Frage antwortete der Archivbeamte am 3. Oktober 1925 mit folgendem Kommentar:

„Herrn Houben zu beleidigen lag mir durchaus fern, und ich stehe mich an, mein Bedauern auszusprechen, wenn meine Worte diese ungewollte Wirkung hervorgerufen haben. Aber was ist dieses Eine Wort gegen die Flut von Beleidigungen und Schmähungen, die Herr Houben über das Archiv und mich persönlich ausgeschüttet hat! Von mir ganz zu schweigen – in wohl trübem Lichte müßte diese Anstalt vor jedem dastehen, der ohne jede Kenntnis von derselben, als gänzlich Uneingeweihter, Herrn Houbens beide Schriftstücke läse!“³⁷⁸

An diesem Punkt sei daran erinnert, dass die vorgebrachten Vorwürfe, abgesehen von den Anmerkungen im ersten *Sein Leben für Goethe*-Band, bis zum Herbst 1925 nur zwischen Houben, archivinternen Personen und dem für den Fall zuständigen Verwaltungsausschuss kommuniziert wurden. Letzterer prüfte im Laufe der darauffolgenden Wochen sowohl die in den Beschwerdeschriften versammelten Informationen als auch die Gegendarstellungen von Wahle. In Anton Kippenbergs Handakte zu den Ausschusstätigkeiten ist die „Beschwerde Houben-Wahle“ im Sitzungsprotokoll vom 7. Dezember 1925 als Tagesordnungspunkt angeführt und mit der Anmerkung versehen, dass nach eingehender Prüfung des Sachverhalts

³⁷⁷ GSA 150/A 612/11, S. 7r.

³⁷⁸ GSA 150/A 612/13, S. 6v.

kein Grund zu einem disziplinären Eingreifen gegen den interimistischen Archivleiter vorlag.³⁷⁹ Diese Entscheidung teilte das Ausschussmitglied Hunnius am 10. Dezember 1925 auch Houben mit und fügte der Erklärung an: „Der Ausschuss fühlt sich nicht berechtigt, die außerhalb seiner Zuständigkeit liegenden persönlichen Differenzen zwischen beiden Teilen einer Prüfung zu unterziehen [...]“.³⁸⁰ Aus dem weiteren Verlauf des Briefs geht hervor, dass weder die Beschwerde bezüglich der Eckermann-Materialien noch Wahles Verhalten im Streitfall mit dem Propyläen-Verlag Anlass für ein Disziplinarverfahren gegen den Archivleiter gegeben hatte. Auch die Verletzung von Urheber- oder Verlagsrechten bezeichnete Hunnius darin lediglich als „behauptet, aber nicht bewiesen“.³⁸¹

Auf diese Mitteilungen reagierte Houben paradoxerweise mit dem Hinweis, es sei ihm nie in den Sinn gekommen, ein Disziplinarverfahren gegen den Archivleiter auszulösen und er wüsste auch nicht, welche seiner Redewendungen „ein derartiges Misverständnis“ verursacht haben könnte.³⁸² Er hatte sich mit seiner Beschwerde an Hunnius gewandt, um zu erfahren, ob der Verwaltungsausschuss mit Wahles Verhalten ihm gegenüber einverstanden war. Dass sich dieser nicht weiter mit seiner Missfallensäußerung auseinandersetzen wollte, enttäuschte den Privatgelehrten: „Da die Angelegenheit nunmehr in ein neues Stadium tritt, muss ich darüber Klarheit zu gewinnen suchen, damit ich ohne Widerlegung befürchten zu müssen, sagen kann: der Ausschuss deckt das Verfahren des Herrn Wahle durchaus.“³⁸³

Der desillusionierte Zustand Houbens veranlasste ihn dazu, auch das Vorwort des zweiten Bandes von *Sein Leben für Goethe* (1928) zu nutzen, um die bereits vorgebrachten Vorwürfe gegen die Archivverwaltung in einem bedeutendem Ausmaß zu erweitern. Die Ausschnitte aus diesem Vorwort verdeutlichen die Frustration des Privatgelehrten über das GSA, das er darin als „Weimarer Anstalt zur Verhinderung der Goethe-Forschung“ charakterisierte.³⁸⁴ Um es in informellem Sprachgebrauch auszudrücken: Houben war nach der Abweisung seiner Beschwerde zutiefst beleidigt. Im Gegensatz zu einigen nachvollziehbaren Kritikpunkten, die er im Rahmen seiner Beschwerdeschriften sachlich skizziert hatte, bediente er sich in diesem Vorwort einer polemischen und metaphorisierenden Sprache, die seine Enttäuschung über den Ausgang des Verfahrens unmissverständlich wiedergibt. Daran wird deutlich, dass die Diskriminierungswahrnehmung Houbens seinen Habitus als exzentrischer Privatgelehrter am deutlichsten zum Ausdruck brachte.

³⁷⁹ Handakte Anton Kippenberg, GSA 150/A 12, Pag. 55–56.

³⁸⁰ Brief Hunnius an Houben vom 10.12.1925, GSA 150/A 612/16, S. 1r–1v.

³⁸¹ GSA 150/A 612/16, S. 1v–2r.

³⁸² Brief Houben an Hunnius vom 13.12.1925, GSA 150/A 612/17, S. 1r.

³⁸³ GSA 150/A 612/17, S. 1r.

³⁸⁴ Houben (Hg.): *Sein Leben für Goethe* (Bd. 2), S. VI [Die einleitenden Vorbemerkungen dieser Ausgabe sind im römischen Zahlensystem nummeriert].

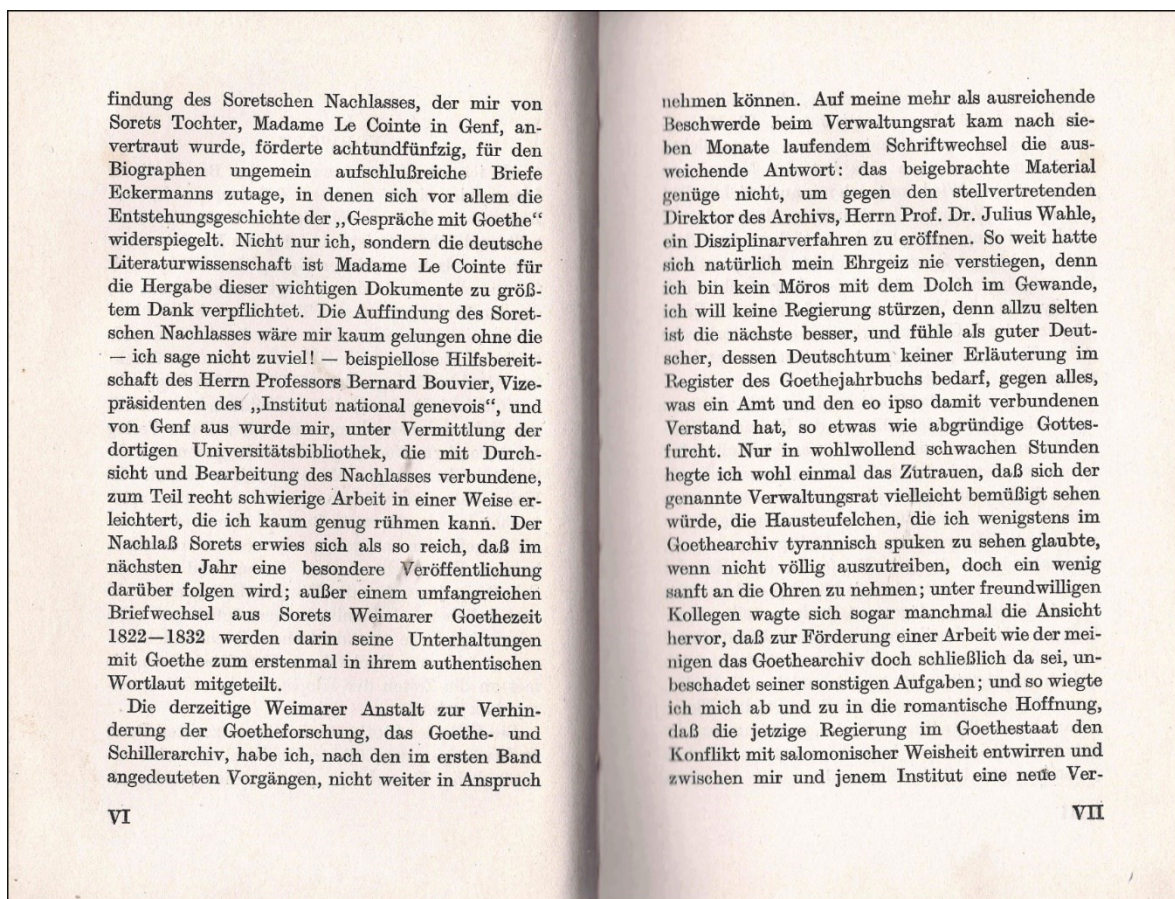


Abb. 4) Ausschnitt a. d. Vorwort von Houbens *Sein Leben für Goethe* (1928).

Der Analyse-Abschnitt dieser Studie hat bereits gezeigt, wie ausgeprägt Bourdieus System der Differenzen hervortreten kann, wenn Houben seine soziale Lage wiederholt „durch das ihr Gegensätzliche“ bestimmte, um seine eigene Identität aufzuwerten.³⁸⁵ Darauf deutet auch der Kommentar des Privatgelehrten auf der rechten Seite des oben angeführten Ausschnitts hin, in dem er ironisch erklärte, er fühle als „guter Deutscher, dessen Deutschtum keiner Erläuterung im Register des Goethejahrbuchs bedarf, gegen alles, was ein Amt und den eo ipso damit verbundenen Verstand hat, so etwas wie abgründige Gottesfurcht.“³⁸⁶ Es ist unwahrscheinlich, dass Houben damit eine antisemitische Zuschreibungen gegenüber Wahle vornehmen wollte, da dessen jüdische Herkunft auch in keinem anderen Zusammenhang thematisiert wurde. Auf welche Form der Erläuterung im *Goethe-Jahrbuch* sich der Privatgelehrte mit seiner Aussage genau bezogen hat, konnte ebenso nicht verifiziert werden.³⁸⁷ Der Kommentar stellt jedenfalls eine deutliche Abwertung des Archivbeamten dar.

³⁸⁵ Bourdieu: Die feinen Unterschiede, S. 279.

³⁸⁶ Houben (Hg.): *Sein Leben für Goethe* (Bd. 2), S. VI.

³⁸⁷ Die Durchsicht der Publikationen *Goethe-Jahrbuch* und *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft* von 1900–1935 ergab, dass Wahle sowohl im Register als auch den Mitgliederlisten immer nur mit seinem Namen

Die Zuschreibung einer deutschen Identität verweist in diesem Fall eher auf Houbens persönliche Annahme, dass er aufgrund seiner wissenschaftlichen Kompetenzen innerhalb der deutschsprachigen Literaturwissenschaft gefördert werden müsste und ihm die Bestände des GSA dafür zur Verfügung stehen sollten. Der wiederholte Bezug auf seine finanzielle Selbstständigkeit unterstreicht diese Prämisse – im Gegensatz zu festangestellten Beamten sollten die Vorhaben eines freiberuflich tätigen Gelehrten besondere Unterstützung erfahren. Schließlich leitete der Privatgelehrte seine distinktive Position zu Vertreter:innen institutionalisierter Strukturen von machtpolitischen und sozioökonomischen Bedingungen ab. Houben inszenierte seinen Lebensstil bewusst antagonistisch zu der finanziell abgesicherten Lebensrealität von Staatsbediensteten, die er den Archivaren oder Hochschulprofessoren gleichermaßen zuschrieb. In diesem Zusammenhang erscheint der Brief an seinen Vertrauten Buchwald aus dem Frühjahr 1924 besonders interessant, in welchem der Privatgelehrte den Wunsch, zukünftig die Leitung des Weimarer Archivs zu übernehmen, geäußert hatte. In seinen Beschwerdeschriften identifizierte sich Houben offensiv mit seinem Habitus als freiberuflich tätiger Gelehrter. Buchwald gegenüber nahm er eine defensive Haltung dazu ein und betonte, diese Leitungsposition wäre nur mit der notwendigen „Protektion“ zu erreichen.³⁸⁸ Da er nie die Möglichkeit gefunden hatte, sich diese zu gewinnen, machte er sich auch keine Illusionen darüber, für derartige Posten in Erwägung gezogen zu werden.

Betrachtet man im Vergleich dazu Wahles Werdegang im wissenschaftlichen Feld, so wird schnell deutlich, dass auch dieser keine einflussreiche Position innerhalb der vorherrschenden Institutionsstrukturen innehatte. Trotz seiner jahrzehntelangen Tätigkeit beim Archiv wird der Archivar erinnerungspolitisch kaum wahrgenommen, seine Biografie ist maßgeblich vom Prekariat der damaligen Archivrealität und den komplexen Bedingungen im GSA geprägt. Obwohl die beiden Literaturwissenschaftler vergleichbare Bildungshistorien aufweisen, konnte Houben nur die stärkste ihrer Dispositionen wahrnehmen – Wahles durchgehende Anbindung an die exponierte, wissenschaftliche Institution, welcher der Privatgelehrte offenbar gerne selbst angehört hätte. Die spezifische Stellung Wahles innerhalb dieser Strukturen reflektierte Houben nicht, sondern agierte konsistent aus dem Habitus des exzentrisch positionierten Forschers heraus, der dem Vertreter einer mächtigen Institution gegenüberstand.

verzeichnet ist. Dazu sind lediglich die Titel „Archivar am Goethe- und Schiller-Archiv“, „Professor“ oder „Leiter des Goethe- und Schiller-Archivs“ in den abgedruckten Mitgliederverzeichnissen angeführt. Ob sich Houben damit auf eine konkrete Textstelle aus diesen Publikationen bezogen hatte, konnte nicht eruiert werden.

³⁸⁸ GSA 9/21, S. 1r.

Während Wahle unter Berücksichtigung machtpolitischer Faktoren nur indirekt Einfluss auf das wissenschaftliche Feld nehmen konnte, so galt der Universitätsprofessor Petersen zum Zeitpunkt der Eckermann-Auseinandersetzung als einer der einflussreichsten Germanisten Deutschlands. Müller und Nottscheid leiten diese Zuschreibung von der Tatsache ab, dass Petersen im Laufe der 1920er Jahre auf fast alle wichtigen Posten nachrückte, die zuvor der prominente Erich Schmidt innegehabt hatte. Bereits 1922 wurde er ordentliches Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften und vertiefte deren enge Zusammenarbeit mit der Berliner LAG, deren Vorsitz er 1921 angetreten hatte. Dazu übernahm er 1926 sowohl die Leitung der Deutschen Kommission bei der Berliner Akademie als auch die Präsidentschaft der Weimarer Goethe-Gesellschaft.³⁸⁹ Trotz dieser umfangreichen Machtposition scheute Houben die öffentliche Konfrontation mit Petersen bezüglich des wissenschaftlichen Werts ihrer beider Eckermann-Forschungen nicht, sondern ging bereitwillig darauf ein.

Auch in diesem Fall nutzte Houben das Vorwort seiner zweiten Eckermann-Publikation, um seine persönliche Haltung zu dem Sachverhalt mit der Öffentlichkeit zu kommunizieren. Neben der umfangreichen Kritik an einer der wichtigsten Institutionen innerhalb der Goethe-Forschung, hinterfragte er am Ende des Rahmentextes außerdem den wissenschaftlichen Wert der exponierten Petersen-Studie *Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit* (1925). Da der Universitätsprofessor für die zweite Auflage dieser Arbeit weder Houbens Neuausgabe der *Gespräche* (1925), noch den zweiten *Sein Leben für Goethe*-Band (1928) abgewartet hatte, konnte er all das „mannigfaltige neue Material“ nicht darin verwerten, weshalb Anlass zu einer weiteren Revision seiner Ergebnisse gegeben war.³⁹⁰ Der Privatgelehrte formulierte im Ansatz sogar einen Plagiatsverdacht gegen Petersen und erkannte in der neuen Ausgabe des Universitätsprofessors „verstohlene Spuren“ seines 1925 gehaltenen Vortrags über die *Gespräche* aus der Berliner Gesellschaft für Literatur.³⁹¹ Abschließend erklärte Houben selbstsicher: „Auf Einzelheiten dieser Art habe ich hier und da hingewiesen, ohne mich im Ganzen mit den Anschauungen meines verehrten Fachkollegen nochmals auseinanderzusetzen.“³⁹²

Das Selbstbewusstsein, mit dem Houben diese Äußerungen vorbrachte, ist durchaus bemerkenswert. Es basierte jedoch auf der persönlichen Haltung des Privatgelehrten, dass der Anteil an produktiven Daten in einer Publikation wertvoller für die Forschung ist, als die machtpolitische Position einzelner Akteur:innen. Dafür spricht auch seine wiederholte

³⁸⁹ Houben (Hg.): *Sein Leben für Goethe* (Bd. 2), S. XI; Vgl. Müller und Nottscheid: *Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat*, S. 122.

³⁹⁰ Houben (Hg.): *Sein Leben für Goethe* (Bd. 2), S. XI.

³⁹¹ Houben (Hg.): *Sein Leben für Goethe* (Bd. 2), S. XI.

³⁹² Houben (Hg.): *Sein Leben für Goethe* (Bd. 2), S. XI.

Betonung des kulturellen Werts seiner Eckermann-Forschungen, über die ja nicht nur symbolisches Kapital für ihn als Individuum, sondern auch für die literaturwissenschaftliche Forschungsgemeinschaft generiert würde. Das verdeutlicht auch Bourdieu, wenn er erklärt, „dass sozialer Rang und besondere Verfügungsgewalt, welche den Akteuren innerhalb eines Feldes zugewiesen werden, zunächst einmal vom spezifischen Kapital abhängen, das zu mobilisieren sie in der Lage sind“.³⁹³ Houben konnte trotz seiner exzentrischen Stellung eine Fülle an symbolischen Kapitalwerten generieren und agierte aus dem darauf basierenden Habitus, um seine Position im wissenschaftlichen Feld gegenüber höherstehenden Akteur:innen zu stärken.

Houben hat in seiner Beschwerde nicht nur seine Diskriminierungserfahrung als Privatgelehrter aufgegriffen, sondern auch die unzureichende Finanzierung des GSA und daraus resultierende strukturelle Problematiken reflektiert. Da er seine Vorwürfe jedoch gegen die Archivleitung richtete und nicht als generelle Kritik an den Strukturen der Weimarer Institution vorbrachte, beschränkte sich die Verwaltungsgemeinschaft auf eine zügige Abhandlung der Causa – ohne dienstrechtliche Konsequenzen für Wahle aber auch ohne öffentliches Eingeständnis von gewissen Mängeln innerhalb der bedeutenden Einrichtung. Durch diese Herangehensweise konnte übergangen werden, dass jemand Verantwortung für die prekären Zustände im Archiv übernehmen musste. Würde sich ein derartiger Fall heutzutage in einer Institution ähnlicher Größenordnung ereignen, die u.a. über staatliche Förderungen finanziert wird, wäre die Öffentlichkeit womöglich längerfristig an der Aufklärung des Sachverhalts interessiert.

Die Reaktion der Verwaltungsgemeinschaft auf Houbens neuerliche Vorwürfe war eine offizielle „Zurückweisung der Anschuldigungen gegen das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar“ in der *Allgemeinen Thüringischen Landeszeitung Deutschland* im Dezember 1927.³⁹⁴ Wahle wies den „heftigen, in der wissenschaftlichen Literatur beispiellosen Angriff“ erneut vehement zurück und hob die vielen Materialien hervor, die dem Berliner Privatgelehrten im Laufe der vorangegangenen Jahre zur Verfügung gestellt wurden.³⁹⁵ Außerdem erklärte der Archivar, dass die Briefe Eckermanns an Goethe 1926 im *Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft* abgedruckt worden und damit der literaturwissenschaftlichen Forschung zur Verfügung gestanden wären, wenn Houben „als Vertreter eines noch lebenden Mitgliedes der

³⁹³ Bourdieu Pierre: Die feinen Unterschiede, S. 194–195.

³⁹⁴ Passagen aus Houbens 1928 veröffentlichtem Vorwort kursierten wohl schon vor dessen Veröffentlichung in der Forschungsgemeinschaft. Dies erklärt, warum die Zurückweisung bereits im Dezember 1927 publiziert wurde. Dies muss auch beim ersten Band der Fall gewesen sein.

³⁹⁵ Julius Wahle & Johannes Hunnius: Kunst und Wissenschaft. Zurückweisung der Anschuldigungen gegen das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. In: Allgemeine Thüringische Landeszeitung Deutschland. Jg. 1927/Nr. 346. 15.12.1927, S. 9.

Familie Eckermann“ nicht juristischen Einspruch erhoben hätte.³⁹⁶ Am Schluss des Artikels äußerte sich auch der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses Hunnius zu der Sachlage und erklärte, es erfordere keine nochmalige Prüfung der Vorwürfe, da sie sich „nach ihrem Inhalt, ihrer Form und ihrer offenkundigen Absicht“ von selbst richten würden.³⁹⁷ An diesem Standpunkt hielt der Ausschuss auch weiterhin fest, einigte sich aber in einer Sitzung am 23. Mai 1928 darauf, „dass eine Neuorganisation des Archivs stattfinden muss, damit das Archiv wieder mehr als bisher seinen hohen Zwecken dienen kann.“³⁹⁸ In demselben Sitzungsprotokoll ist verzeichnet, Houben habe am Amtsgericht Leipzig eine Klage „wegen Beleidigung in einer Zeitungsnotiz“ gegen Wahle eingebracht, zu welcher der Archivbeamte Widerklage erhoben hatte.³⁹⁹ Dazu berichtete der Archivar dem Schatullverwalter Frank (o.A.) am 29. Juli 1928 in einem Brief, das Leipziger Gericht habe „Houbens Klage glatt abgelehnt und ihn in die Kosten des Verfahrens und meiner [Wahles] Privatkosten verurteilt“.⁴⁰⁰

Der interimistische Leiter Julius Wahle, der sein Pensionsalter zum damaligen Zeitpunkt bereits um zwei Jahre überschritten hatte, wurde mit Anfang Oktober 1928 in den Ruhestand versetzt. Zum neuen Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs wurde der Germanist Hans Wahl bestellt, der seit 1918 die Leitung des Goethe-Nationalmuseums innehatte und ab Oktober 1928 die Geschäfte für beide Einrichtungen führte.⁴⁰¹ Der neue Archivdirektor Wahl, der im selben Jahr die Weimarer Ortsgruppe des völkisch und antisemitisch ausgerichteten „Kampfbunds für deutsche Kultur“ mitbegründet hatte, leitete das GSA bis zu seinem Tod im Jahr 1949.⁴⁰² Der Archivbeamte Max Hecker wurde zu dessen Stellvertreter ernannt, außerdem kam Houbens Freund Alfred Bergmann als neuer Bibliothekar ins Archiv.

Der Grabbe-Forscher Bergmann war zuvor Mitarbeiter für den Katalog der umfangreichen Goethe-Sammlung Kippenbergs gewesen und ab 1928 hauptamtlich für die Erstellung eines Carl-August-Werks für die Thüringische Historische Kommission tätig – die Stelle im GSA übte er zunächst nur nebenamtlich aus.⁴⁰³ Burkhard Stenzel hat sich in dem Beitrag *Niemand kann zwei Herren dienen* (2012) intensiv mit Bergmanns Zeit in Weimar auseinandergesetzt und berichtet, dass dieser ab den 1930er Jahren in verschiedene Konflikte mit Wahl, Petersen

³⁹⁶ Wahle & Hunnius: Kunst und Wissenschaft, S. 9.

³⁹⁷ Wahle & Hunnius: Kunst und Wissenschaft, S. 9.

³⁹⁸ Handakte Anton Kippenberg. GSA 150/A 12, Pag. 152.

³⁹⁹ Handakte Anton Kippenberg. GSA 150/A 12, Pag. 157.

⁴⁰⁰ GSA 150/A 612/23, S. 1r.

⁴⁰¹ Vgl. Handakte Anton Kippenberg. GSA 150/A 12, Pag. 152.

⁴⁰² Vgl. Ellermann: Weimar den Vorzug zu sichern, S. 92–93.

⁴⁰³ Vgl. Burkhard Stenzel: „Niemand kann zwei Herren dienen“. Zur Goethe- und Grabbeforschung. Alfred Bergmanns in Weimar (1928–1937). In: Grabbe-Jahrbuch, Jg. 30–31/2022–2012. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2012, S. 214–217.

und Kippenberg geriet.⁴⁰⁴ Diese beruhten auf ihren unterschiedlichen Ansichten zur Goethe-Rezeption und der zunehmenden NS-ideologischen Ausrichtung der Goethe-Gesellschaft. Seine persönlichen Schwierigkeiten in Weimar thematisierte Bergmann wiederholt in der Korrespondenz mit seinem Freund Houben. Auszüge aus dem aufschlussreichen Briefwechsel werden in den folgenden sammlungsbezogenen Passagen eingehender beleuchtet, da sowohl die Biografien als auch die Arbeitsweisen der beiden Forscher viele Überschneidungen aufweisen. Ebenso treten ihre Ansichten zu literaturhistorischen Fragestellungen und politischen Haltungen in den 1930er Jahren deutlich aus den Dokumenten hervor. Obwohl Bergmann „im Innern kein Nationalsozialist war“, machte der Grabbe-Forscher später Zugeständnisse gegenüber dem NS-Staat und profitierte von seiner Position in der NS-Wissenschaftspolitik, die ihm 1938 auch zu einer einflussreichen Stelle an der Lippischen Landesbibliothek in Detmold verhalf.⁴⁰⁵ Die Komplexität seiner Forscherbiografie und die Relationen zu derjenigen Houbens werden daher gesondert im anschließenden Kapitel untersucht.

⁴⁰⁴ Vgl. Stenzel: Niemand kann zwei Herren dienen, S. 222–226.

⁴⁰⁵ Stenzel: Niemand kann zwei Herren dienen, S. 231.

4. Ein moderner Privatgelehrter und -sammler

Die Analyse des Streitfalls zwischen Houben und dem GSA hat deutlich gemacht, wie stark die individuelle Position im wissenschaftlichen Feld den Habitus des Privatgelehrten geformt hat. Einerseits positionierte sich der Literaturwissenschaftler darin als moderner Charakter, der durch seine freiberufliche Tätigkeit die aktuellen Bedingungen des literarischen Marktes zu nutzen versteht. Andererseits tritt Houben als provokanter Kritiker einer mächtigen Institution auf, deren kanonisierende Wirkmacht die Arbeit exzentrisch positionierter Akteur:innen erschwert. Seine persönliche Haltung gegenüber institutionalisierten Strukturen intensivierte sich in den 1920er Jahren noch durch die gesellschaftlichen, politischen und sozialen Umbrüche. Die Auswirkungen der Inflation und erschwerte Bedingungen im Verlagswesen drängten den Privatgelehrten trotz seiner bürgerlichen Existenz ins Prekariat. Dennoch war Houben ein enthusiastischer und erfolgreicher Sammler, im Aufspüren und Finden von Dokumenten konnte er seine positivistischen Methoden mit ausgezeichneten Quellenkenntnissen vereinen. In den folgenden Passagen werden die Besonderheiten seiner Sammel- und Forschungspraxis beleuchtet, um die Spezifika seine Gelehrtenbiografie in der Wissenschaftsgeschichte zu lokalisieren.

4.1 Vom Autografensammeln – Analogien und Distinktionen zwischen H. H. Houben und A. Bergmann

Houben beschäftigte sich ausführlich mit der Literatur-, Kultur- und Pressegeschichte des 19. Jahrhunderts, sein Forschungsinteresse war jedoch immer auch auf seinerzeit aktuelle Kulturproduktionen gerichtet. Unter den vielfältigen kulturellen und literarischen Diskursen fokussierte er die Publikationsbedingungen von Literatur- und Theaterproduktionen sowie das dazugehörige Verlagswesen besonders. Die Forschungspraxis des Privatgelehrten basierte auf akribischen Recherchetätigkeiten, dem Ausforschen unbekannter Originaldokumente und der sorgsamten Erstellung von unzähligen Abschriften. Wesentlich für seine Forschungen war personenbezogenes Archiv- und Nachlassmaterial, wobei er sich sowohl der reichhaltigen und unbearbeiteten Bestände in Archiven und Bibliotheken bediente als auch weitgehend unbekanntes Material bei Privatpersonen aufspürte.

In diesem Zusammenhang ergaben sich für Houben viele produktive Kooperationen, er geriet aber auch immer wieder in Konflikte mit beteiligten Familienmitgliedern. Auf den Prozess bezüglich der Veröffentlichung von Nachlass-Materialien von Sibylle Mertens-Schaaffhausen wurde bereits im biografie-historischen Abschnitt dieser Arbeit hingewiesen.

Auch im Fall des Gutzkow-Nachlasses dürfte der Privatgelehrte mit Widerstand der hinterbliebenen Familie konfrontiert gewesen sein.⁴⁰⁶ Durch diese spezifische Materialsuche konnte Houben gewiss eine Vielzahl an bis dahin unbekannten Dokumenten aufspüren und diese für die literaturhistorische Forschung zugänglich machen, dabei geriet er aber auch in das mitunter emotional aufgeladene Gebiet von Hinterlassenschaftskonflikten. In der Kommunikation mit Familien forcierte der Literaturwissenschaftler aber nach Möglichkeit auch die Integration von zueinander gehörigen Nachlässen. Diese Strategie verfolgte Houben nicht nur für seine eigenen Sammlungen, sondern setzte sich auch für die Zusammenführung von Beständen ein, die nicht in seinem Besitz waren.⁴⁰⁷

Auch der Grabbe-Forscher Bergmann kennzeichnete die spezifische Praxis seines Freundes in *Meine Grabbe-Sammlung* (1942) als Besonderheit, da Houben die „Findigkeit im Aufspüren verloren geglaubter Nachlässe mit dem Geschick des Schriftstellers [vereinigte], sie so zu verwerten, daß es ein Bucherfolg wurde“.⁴⁰⁸ Bergmann reflektierte in dieser autobiografischen Publikation Sammlungspraktiken, Erfahrungen mit Wegbegleiter:innen und den Aufbau seiner eigenen literaturhistorischen Sammlung.⁴⁰⁹ Da derartige Ausführungen von Houben fehlen und die beiden Literaturwissenschaftler ähnliche Gelehrtenbiografien aufweisen, liegt ein Vergleich ihrer Praxis nahe.⁴¹⁰ Auch die Korrespondenz zwischen den Autografensammlern gibt Aufschluss über ihre Forschungspraxis, persönliche Haltungen gegenüber beiderseits bekannter Persönlichkeiten, Verlagen oder literaturwissenschaftlichen Institutionen. Darin verhandeln die befreundeten Gelehrten Details aus dem Auktions- und Antiquariatswesen, tauschen sich über ihre jeweiligen literarischen und wissenschaftlichen

⁴⁰⁶ Granow-Houben behauptet im Sommer 1942 in Bezug auf Houbens Gutzkow-Sammlung gegenüber Bergmann: „Und dann standen meinem Manne besonders die einzelnen Familienmitglieder direkt feindlich gegenüber. Er hat da manche Schlacht geschlagen!“ In: Brief Granow-Houben an Bergmann vom 10.08.1942, LLBD 12/21/058.

⁴⁰⁷ Das GSA bewahrt die Korrespondenz zwischen Houben und Familienmitgliedern der Künstlerin Allwina Frommann (1800–1875) auf: GSA 150/A 208. Jene war Teil des künstlerischen Freundeskreises von Sibylle Mertens-Schaaffhausen und Houben fertigte 1914 Transkriptionen der Briefe zwischen den beiden Frauen an. Darin macht er den Vorschlag, Briefe von Frommann und Mertens-Schaaffhausen zu tauschen, sodass die Originale jeweils im „richtigen“ Nachlass gelangt wären. Vgl. Brief Houben an Hermann Vogel von Frommannshausen (1873–1953) vom 09.03.1914, GSA 150/A 208, Pag. 27.

Das Konvolut beinhaltet außerdem ein Leumundszeugnis über Houben von Georg Witkowski (1863–1939), Historiker und außerordentlicher Professor an der Universität Leipzig, in dem jener festhält: „Gegen seine [Houbens] persönliche Ehrenhaftigkeit hier sind mir keine Einwände zu-Ohren [!] gekommen.“ In: Brief Witkowski an Familie Frommann vom 25.02.1914, GSA 150/A 208, Pag. 24.

⁴⁰⁸ Alfred Bergmann: *Meine Grabbe-Sammlung. Erinnerungen und Bekenntnisse*. Detmold: Schnelle 1942, S. 68.

⁴⁰⁹ In der Einleitung des Werks legt Bergmann dar, das Buch sollte „nicht nur als ein Beitrag zur Geschichte der deutschen literarischen Sammlungen, sondern auch zur Psychologie des Sammlers überhaupt [gelten].“ In: Bergmann: *Meine Grabbe-Sammlung*, S. 7.

⁴¹⁰ Zur Reflexion ihrer Praxis hatte das Paar Houben kaum Gelegenheit, wie Granow-Houben gegenüber Bergmann erklärt: „Wir mussten ums tägliche Brot arbeiten, alle beide, und da blieb für solch besinnliches Erzählen keine Zeit!“ In: Brief Granow-Houben an Bergmann vom 10.08.1942, LLBD 12/21/059.

Projekte aus oder planen gemeinsame bibliografische Unternehmungen. Es werden quellenbezogene Fragen beantwortet und professionelle Kontakte sowie Informationen über private Erlebnisse oder Veränderungen ausgetauscht. Sie besprechen Problematiken innerhalb der Goethe-Gesellschaft, die politischen Umwälzungen in den 1930er Jahren und verhandeln Bergmanns Übernahme einzelner Periodika aus Houbens Archiv.⁴¹¹ Wolfgang Rasch hat einen Teil dieser Korrespondenz in dem inhaltsreichen und bereits mehrfach in dieser Arbeit zitierten Artikel *Grabbe, Gutzkow und Journale* (2009) veröffentlicht, der gesamte Briefwechsel befindet sich im Nachlass Bergmanns in der LLBD.⁴¹²

Bergmann wurde am 23. Juli 1887 im sächsischen Waldheim geboren, sein Vater Heinrich Richard Bergmann (1842–1916) war Kommerzienrat und Besitzer einer erfolgreichen Parfümerie- und Toilettenseifenfabrik. Der spätere Grabbe-Forscher studierte Germanistik, Anglistik und Geschichte an den Universitäten Leipzig und Albert-Ludwig in Freiburg, der Ludwig-Maximilians-Universität München sowie der Humboldt-Universität zu Berlin. Da dem Studenten ein fehlender Geruchssinn diagnostiziert wurde, konnte er das Familienunternehmen jedoch nicht übernehmen, wodurch ihm ermöglicht wurde, sich stattdessen seinen literarischen und wissenschaftlichen Interessen zu widmen. Der Dramatiker Grabbe kristallisierte sich bereits während seines Studiums als Forschungsschwerpunkt heraus. Seine Dissertation *Die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse für den Lebensgang und Charakter Christian Dietrich Grabbes* reichte er aber erst 1929 an der Universität Leipzig ein.⁴¹³

Hinsichtlich gesellschaftlicher Hintergründe, universitärer Ausbildung und spezifischer Sammlungsinteressen weisen Houben und der zwölf Jahre jüngere Bergmann also deutliche Analogien auf, jedoch war ersterer bereits früh auf selbstständige Einkünfte angewiesen, während zweiterer lange finanziell abgesichert war.⁴¹⁴ Die Sammlungspraxis der beiden Gelehrten basierte jedoch auf denselben Motivationen – die Kulturproduktion und Biografie der Autoren Gutzkow und Grabbe möglichst detailliert nachzuzeichnen, verborgene Nachlässe aufzuspüren und das lebhaft literarische Leben des 19. Jahrhunderts anhand dieser

⁴¹¹ Die Details zu dem Ankauf von Materialien aus Houbens Archiv findet sich im zweiten Teil des vorliegenden Kapitels unter 4.2 *Houbens Sammlungen*.

⁴¹² Der Gutzkow-Experte Rasch erläutert eine Vielzahl an wertvollen Zusatzinformationen zu der Fülle an Zeitschriften, Personen und Diskursen, die in der Korrespondenz behandelt werden. Da er jedoch nur eine Auswahl des Briefwechsels zwischen Houben und Bergmann darin veröffentlicht hat, beziehe ich mich in dieser Auseinandersetzung vorrangig auf die Originale, die im Nachlass Bergmanns in der LLBD untergebracht sind. Ist die Information bei Rasch abgedruckt, wird dies ebenfalls angegeben.

⁴¹³ Alfred Bergmann: *Die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse für den Lebensgang und Charakter Christian Dietrich Grabbes. Eine quellenkritische Untersuchung*. Weimar: Ebering 1930; Vgl. Joachim Eberhardt: [Bergmann, Alfred \(1887–1975\)](#) 2020. In: [lippelex.de/](#).

⁴¹⁴ Diese pekuniäre Differenz änderte sich erst durch die Hyperinflation in den 1920er Jahren, wodurch beide Gelehrten den Großteil ihrer Vermögen verloren. Bergmann gelang es jedoch, im Gegensatz zu Houben, seine finanzielle Situation in den 1930er Jahren wieder zu stabilisieren.

Dokumente zu revitalisieren. Ihr Fokus auf nicht-kanonisierte Autor:innen und unbekanntes Material stimmt mit ihrer exzentrischen Position als Privatgelehrte überein, da sie bewusst außerhalb der durch literaturwissenschaftliche Zentren definierten Räume agierten. Dadurch wurden sie einerseits zu Außenseitern in ihrem Fach aber andererseits auch zu Experten in den von ihnen neu erschlossenen Wissensdiskursen. Der ebenso engagierte Autografensammler Stefan Zweig reflektierte diese Form des privaten Sammelns in seiner Schrift *Vom Handschriftensammeln* (1927) als einzigartige Gelegenheit, sich dadurch „Seltenes und nie Wiederkehrendes zu sichern und unbewußt damit der Gemeinschaft zu erhalten.“⁴¹⁵ Jene Sammlungen, die aus achtsamen Suchen und in vertraulicher Ordnung zusammengestellt wurden, enthielten oft mehr geistig vielfältige Anregung, „als die viel genannten und weithin bekannten Sammlungen, die dem Blick der Neugierde offenstehen.“⁴¹⁶

An dieser Stelle gilt es jedoch auch eine prägnante Distinktion zwischen diesen sammelnden Charakteren der Moderne hervorzuheben: Zweig nahm den Prozess des Sammelns als Ausprägung einer ästhetischen und geistigen Praxis wahr, durch die der Schriftsteller eine „seelisch-sinnliche Nähe“ zu bedeutenden Akteur:innen der Vergangenheit herstellen konnte.⁴¹⁷ Die Sammlungspraxis von Privatgelehrten wie Houben und Bergmann war hingegen mehr durch produktive Aspekte gekennzeichnet, da sie das versammelte Material auch als Basis für ihre wissenschaftlichen Arbeiten verwendeten. Der Wert von Sammlungsobjekten war also auch von den darin enthaltenen Wissensinhalten abhängig. Bibliografische und biografische Daten waren essenziell für die Forschung der beiden Literaturhistoriker und durch die Verarbeitung dieser Informationen aus ihren Sammlungsbeständen wurden diese wiederum publik gemacht, auch wenn die Sammlungen selbst nicht öffentlich zugänglich waren. Der Wert ihrer Sammlungsobjekte generierte sich demnach nicht nur aus einer attestierten Bewertung von außen, sondern auch aus der Möglichkeit zur Verwertung der darin enthaltenen produktiven Daten. Der finanzielle Aspekt dieser Sammlungspraxis tritt also auf vielfältige Art in Erscheinung. Ein Vorteil der Fokussierung auf weniger kanonisierte Kulturproduzent:innen war auch, dass deren Autografen zwar schwieriger zu finden, in ihrer

⁴¹⁵ Stefan Zweig: *Vom Handschriftensammeln* [1927]. In: Martin Bircher (Hg.): *Stefan Zweigs Welt der Autographen* [Ausstellung "Die Welt von Gestern, Stefan Zweig 1881–1942, Leben und Werk eines Europäers", Strauhof Zürich, 10. April bis 19. Mai 1996]. Zürich [u.a.]: Offizin Zürich Verl.-AG 1996, S. 31–32, hier S. 32.

⁴¹⁶ Zweig: *Vom Handschriftensammeln*, S. 32.

⁴¹⁷ Stefan Zweig: *Die Welt der Autographen* [1923]. In: Martin Bircher (Hg.): *Stefan Zweigs Welt der Autographen* [Ausstellung "Die Welt von Gestern, Stefan Zweig 1881–1942, Leben und Werk eines Europäers", Strauhof Zürich, 10. April bis 19. Mai 1996]. Zürich [u.a.]: Offizin Zürich Verl.-AG 1996, S. 22–25, hier S. 25.

Anschaffung über den Antiquariatshandel aber meistens billiger waren, als die Handschriften bekannter Größen aus dem literaturwissenschaftlichen Kanon.⁴¹⁸

Der Sammler Houben fokussierte Bücher, Zeitschriften und Briefe, also eher wertvolle und inhaltsreiche literarische Objekte – reine Schriftproben sammelte er nicht.⁴¹⁹ Bergmann akkumulierte hingegen pedantisch alles, was mit Grabbe oder dessen Leben zu tun hatte und überreizte durch diese Käufe oft seine finanziellen Möglichkeiten.⁴²⁰ Auch wenn Houben seinen Sammlungsinteressen ebenso leidenschaftlich nachging, konnte er sein Haushaltsbudget nicht so häufig überziehen wie der Grabbe-Sammler, da er seit 1913 für eine sechsköpfige Familie sorgte, während Bergmann bis 1930 unverheiratet blieb.

4.1.1 Unsichtbare Hilfe und spezifische Praxis

Granow-Houben kennzeichnete die Lebensrealität des freiberuflich tätigen Paares in ihrer Houben-Biografie als „stilles, fleissiges Gelehrtenleben“, das zwar durch einige finanzielle Sorgen, aber auch befriedigende gemeinsame Arbeit und viele Erfolge charakterisiert war.⁴²¹ Der Schriftstellerin muss ein immenser Anteil an diesen Leistungen zugeschrieben werden, da sie den Privatgelehrten, neben der ihr zufallenden allgemeinen Haushaltsführung, auch mit Lektorats- und Korrekturarbeiten, Textbeiträgen und vielen anderen wissenschaftlichen wie literarischen Tätigkeiten unterstützt hat.

Martha Müller wurde am 18. August 1874 als älteste Tochter des Eisenbahnrevisors und späteren Königlichen Wagenmeisters Carl Müller (o.A.) in Bitterfeld im heutigen Sachsen-Anhalt geboren. Ihre Kindheit verbrachte sie dort glücklich und naturnah, die Versetzung des Vaters nach Berlin 1890 gab der Jugendlichen hingegen die Möglichkeit, das vielfältige Bildungsangebot der Großstadt auszunützen. Als 20-Jährige arbeitete sie einer Auskunftei⁴²² und als Sekretärin in zwei Rechtsanwaltskanzleien, parallel dazu verfasste sie bereits erste Novellen. Gegen 1900 wurde sie Teil des Literaturkreises rund um Julius und Heinrich Hart, dem auch der Naturalist Karl Hauptmann (1858–1921), Bruder des Literatur-Nobel-

⁴¹⁸ Diese Vor- und Nachteile reflektierte auch Bergmann: „So ist mir der Umstand, daß ich völlig jungfräuliches Gebiet betreten habe, sicherlich zugute gekommen; dafür habe ich meine, heute viele tausend Nummern umfassende Sammlung, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, wahrlich Stück für Stück zusammentragen müssen.“ In: Bergmann: Meine Grabbe-Sammlung, S. 13.

⁴¹⁹ Diese Aussage bekräftigte er auch gegenüber dem GSA-Direktor Wahl, als er ihm seine Gutzkow-Sammlung zum Verkauf angeboten hat. Vgl. Brief Houben an Wahl vom 24.04.1932, GSA 150/A 721, Pag. 271.

⁴²⁰ Vgl. Rasch: Wie Laube nach Detmold kam, S. 258.

⁴²¹ LLBD 12/963, S. 5.

⁴²² Eine Auskunftei ist ein Unternehmen, das gewerbsmäßig Auskünfte über private oder geschäftliche Verhältnisse anderer, besonders über deren Kreditwürdigkeit erteilt. Diese Unternehmensform wird häufig auch mit Detektivbüros fusioniert.

preisträgers Gerhart Hauptmann, oder der Schriftsteller Wilhelm Bölsche (1861–1939) angehörten. In dieser Berliner Gemeinschaft dürfte sie auch den um ein Jahr jüngeren Houben kennengelernt haben, den sie am 3. April 1902 heiratete.⁴²³

In Houbens Kurzbiografie verweist sie darauf, dass sie bereits damals in hohem Ausmaß an den redaktionellen und bibliografischen Tätigkeiten für die *Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft* beteiligt war, sie unterstützte den Privatgelehrten jedoch bei all seinen Projekten.⁴²⁴ Parallel dazu war sie durchgehend selbst als Schriftstellerin tätig, publizierte einige Romane sowie zwei Dutzend literaturhistorische Artikel und veröffentlichte in etwa 120 Novellen in verschiedenen deutschsprachigen Tageszeitungen.⁴²⁵ Ihre Erzählungen handeln von selbstständigen Frauen, die sich über Beziehungskonstellationen und berufliche Möglichkeiten austauschen oder ihre Familienstrukturen reflektieren.⁴²⁶ Die Kinder- und Jugendromane Granow-Houbens berichten von abenteuerlichen Geschichten, die größtenteils von jungen Protagonistinnen erlebt werden.⁴²⁷ In den 1920er Jahren verfasste sie den kurzen Artikel *Die Frauenwelt in Zahlen*, welcher u.a. im volksbildnerischen Sammelband *Das moderne Buch der weiblichen Berufe* (1928) erschienen ist.⁴²⁸ Darin forderte sie Frauen dazu auf, sich nicht nur eine Beschäftigung zu wählen, „bis der Erwählte die Sorge für ihren Unterhalt übernimmt“, sondern jedenfalls eine Berufsausbildung abzuschließen.⁴²⁹ Für einige ihrer Novellen erhielt sie auch Preise, u.a. für *Die Braut des Papstes*, eine historische Erzählung über einen mittelalterlichen Brauch aus Regensburg, welche im Oktober 1924 in zwei Teilen in der *Kölnischen Zeitung* erschien.⁴³⁰ Drei ihrer literarischen Artikel wurden in den von Karl Goedeke (1814–1887) begründeten *Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung* aufgenommen. Zwei davon behandelten die als „Gräfin Hahn-Hahn“

⁴²³ Vgl. BArch/R 9361–V/22820/0014.

⁴²⁴ Vgl. LLBD 12/963, S. 3.

⁴²⁵ Vgl. Persönliche Angaben zum Schriftsteller-Verzeichnis von Martha Granow-Houben. In: BArch/R 9361–V/22820/0040.

⁴²⁶ Die Novelle *Seine Tochter* (1908) erzählt von einer Mutter, die beim Beobachten ihrer lesenden Tochter Züge ihres intellektuellen Mannes, der die Familie offensichtlich verlassen hat, wiedererkennt. Siehe: Martha Granow: *Seine Tochter*. In: Deutsche Frauen- und Modenzeitung, Jg. 1908–1909/Heft 49, S. 721.

In *Der Rätin anspruchsvolle Geschichte* (1915) spricht die Wortführerin mit einer Doktorin, Wirtin und Sanitätsrätin über die von ihrem Ehemann betrogene Figur einer Professorin. Einstimmig wird festgehalten, dass sie durch eine Scheidung enorme Freiheiten gewinnen könnte, da sie keine Kinder hat und finanziell abgesichert ist: „Sie kann reisen, studieren, zu den Frauenrechtlerinnen übergehen oder Jugendbeirat werden. Es gibt noch so viel zutun im Leben.“ In: Martha Granow: *Der Rätin anspruchsvolle Geschichte*. In: Mährisches Tagblatt, Jg. 37/Nr. 81, 10.04.1915, S. 2–5, hier S. 2.

⁴²⁷ Vgl. Beitrag *Houben geb. Müller; Martha* in: Kürschners Deutscher Literatur-Kalender. Redaktion von Friedrich Bertkau. Jg. 52. Berlin: Walter de Gruyter & Co 1952, S. 213.

⁴²⁸ Martha Granow-Houben: *Die Frauenwelt in Zahlen*. In: Erich Janke (Hg.): *Das moderne Buch der weiblichen Berufe*. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachverbände. Eingeleitet von Lilly Hauff. Minden: Köhler 1928, S. 269–273.

⁴²⁹ Granow-Houben: *Die Frauenwelt in Zahlen*, S. 273.

⁴³⁰ Die Schriftstellerin berichtet Bergmann, sie habe „dreimal für Novellen einen Preis bekommen; den einen von der Köln.Ztg.“ In: LLBD 12/21/059.

bekannte Schriftstellerin Ida Hahn-Hahn (1805–1880), der dritte setzte sich mit der Entstehung des Romantik-Werks *Goethes Briefwechsel mit einem Kinde* (1835) von Bettina von Arnim (1785–1859) auseinander und erschien 1911 als *Dämon und Psyche*.⁴³¹

Granow-Houben kann ein vielseitiges Werkverzeichnis zugewiesen werden, welches sich durch einen Fokus auf die Lebensrealitäten weiblich gelesener Personen und den erzählerischen Diskurs der „Frauenfrage“ auszeichnet. Ihr Talent für fantastisch-abenteuerliches Schreiben kam der Familie Houben besonders zugute, da es ein zusätzliches selbstständiges Einkommen generierte. Außerdem verfasste die Schriftstellerin offenbar einige Textbeiträge für die populärwissenschaftlich-belletristischen Publikationen ihres Mannes, wie sie nach Houbens Tod gegenüber Bergmann darlegte:

„So ist der Anfang vom ‚Ruf des Nordens‘, der Anfang vom ‚Kolumbus‘ und vieles andere direkt von mir! Also ‚nun tüdere einmal los!‘ sagte mein Mann, wenn er über solche phantastischen Sachen nicht hinwegkonnte. Dann schrieb ich los – er änderte, was ihm nicht passte – dann zankten wir uns manchmal!“⁴³²

Diese Form der unsichtbaren Zusammenarbeit ist paradigmatisch für viele künstlerisch-intellektuelle Partnerschaften und zeichnet sich durch mehrdimensionale Arbeitsbelastung, das Zurückhalten des eigenen literarischen Schaffens und fehlende Anerkennung der Leistungen von Partnerinnen aus. Obwohl aus der oben zitierten Quelle hervorgeht, dass Granow-Houben jeweils mindestens die Einführungen für *Ruf des Nordens* (1927) und *Christoph Columbus* (1932) verfasst hat, sind diese nur unter Houbens Namen veröffentlicht. Das Nordpolfahrten-Werk war eine der erfolgreichsten Houben-Publikationen, weshalb der fehlende Hinweis auf ihren Anteil daran umso schwerer wiegt. Diese Marginalisierung ihres literarischen und wissenschaftlichen Beitrags führte mitunter auch zu finanziellen Einbußen – wiederholt fragte Granow-Houben als Witwe um Unterstützung bei der Deutschen Schillerstiftung an, welche als die älteste deutsche Einrichtung zur Förderung von Autor:innen gilt. Ihre Ansuchen stellte sie jedoch meistens nicht als selbstständige Schriftstellerin, sondern in Bezug auf ihre Mitarbeit an den Werken Houbens. Mehrfach musste Granow-Houben dabei erklären, dass sie „an all seinen grundlegenden wissenschaftlichen Werken tätigen Anteil genommen“ hat.⁴³³ Dessen ungeachtet wurde sie von der Stiftung wiederholt mit finanziellen Hilfen unterstützt, u.a. nach Einsendung ihres Romans *Rosemarie, der jüngste Lehrbub*

⁴³¹ Vgl. LLBD 12/21/059; Edmund Goetze (Hg.): Sechstes Buch: Vom siebenjährigen bis zum Weltkriege. Nationale Dichtung. Nachträge, Berichtigungen, und Register zu Teil 2 und 3. Nachdruck. Berlin & Düsseldorf: Akademie-Verlag in Arbeitsgemeinschaft mit dem Verlag L. Ehlermann 1955 (=Karl Goedeke: Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen, Bd. 4), S. 46.

⁴³² LLBD 12/21/059–060.

⁴³³ Brief Granow-Houben an den Schriftsteller und damaligen Generalsekretär der Stiftung Heinrich Lilienfein (1879–1952) vom 01.11.1938, GSA 134/137,20, Pag. 48.

(1939), wovon in den 1940er und 1950er Jahren einige Neuauflagen erschienen.⁴³⁴ Außerdem war die Schriftstellerin seit ihres gemeinsamen Lebensabschnitts in Leipzig ebenfalls aktiv im Schutzverband Deutscher Schriftsteller beteiligt. Die Mitgliedschaft Houbens beim Reichsverband Deutscher Schriftsteller „übernahm“ sie 1935 gewissermaßen, nachdem dieser verstorben war.⁴³⁵

Granow-Houbens durchgängige Unterstützung bildete mitunter auch die Basis dafür, dass Houben sich so vielen unterschiedlichen Projekten widmen konnte. Die allermeisten davon zeichneten sich durch akribische historische Quellenarbeit aus. Während die sozialpolitischen Ansichten des Privatgelehrten einen modernen und liberalen Charakter widerspiegeln, so verweist seine positivistische Forschungspraxis eher auf Gelehrtenbiografien aus dem 19. Jahrhundert. Für die literaturhistorische Grundlagenforschung hat er besonders durch seine ausführlichen und exakten Register wertvolle Beiträge geleistet, in denen eine Vielzahl an bibliografischen und biografischen Daten aufgeschlüsselt wurde, wo Angaben zuvor fehlten oder Personennamen nicht vollständig geklärt waren. Den Wert dieser Akribie begründete er Bergmann gegenüber in Bezug auf eine geplante Biografie Grabbes und empfahl ihm, diese unbedingt in „Regestenform“ anzulegen, denn „Jahreszahlen auf Büchertiteln besagen wenig; gewöhnlich sind sie vordatiert; anzugeben ist genau: wann war ein Buch im Manuskript fertig, wann erschien es im Buchhandel? Die Antwort ergibt sich aus der Korrespondenz und sonstigen Dokumenten, die der Spezialist zur Hand hat.“⁴³⁶ Die Bedeutung dieser Praxis erkannte Houben auch für die theaterhistorische Grundlagenforschung und setzte sich intensiv mit quellenkritischen Aspekten auseinander, welche die Forschungsdisziplin bis heute beschäftigen.⁴³⁷

Zur Bearbeitung dieser Fülle an Informationen hat Houben auch ein System entwickelt, das einen spielerischen Umgang mit der Ordnung von Korrespondenzen ermöglicht. Dabei stehen Zahlenkombinationen im oberen Eck von Materialien in seinem privaten Arbeitsarchiv für abgekürzte Datierungen von Briefen. Granow-Houben erklärte diese Erfindung ihres Mannes in einem Brief an Bergmann, nachdem dieser 1944 Material aus Houbens Archiv über-

⁴³⁴ Martha Granow-Houben: Rosemarie, der jüngste Lehrbub. Eine Erzählung für junge Mädchen. Stuttgart: Herold-Verlag 1939.

⁴³⁵ Auf der Aufnahme-Erklärung Granow-Houbens in den Fachverband, welche mit 6. September 1935 datiert ist, findet sich die handschriftliche Notiz „als Erbin“ unter ihrer Unterschrift. In: BArch/R 9361–V/22820/0036.

⁴³⁶ Brief Houben an Bergmann vom 20.12.1933, LLBD 12/22/075–076; Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale. 2009, S. 214–215.

⁴³⁷ Bezüglich korrekter Register-Angaben erklärte er dahingehend gegenüber Bergmann: „Ein schlagendes Beispiel sind ja vor allem Theaterstücke, die, der Urheberrechtsfrage wegen, meist Jahre nach ihrer Fertigstellung erschienen; Hauptsache ist die Aufführung.“ In: LLBD 12/22/076.

nommen hatte und ihm die Zahlen in den oberen Ecken der Materialien aufgefallen sind.⁴³⁸
Ihre Erläuterungen finden sich in dem unten abgebildeten Dokument.

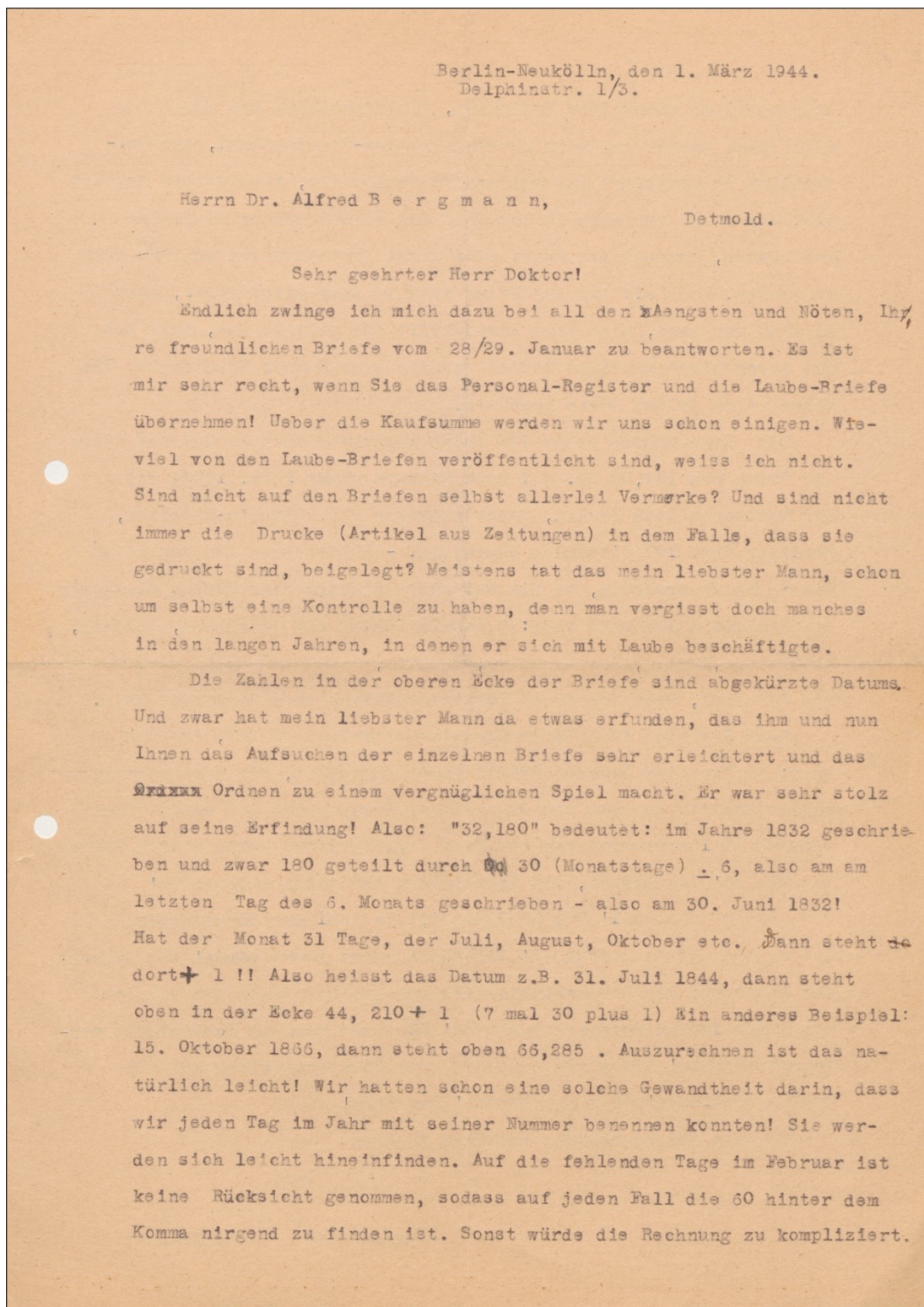


Abb. 5) Brief Granow-Houben an Bergmann vom 01.03.1944, LLBD 12/21/068.

⁴³⁸ Vgl. Brief Granow-Houben an Bergmann vom 01.03.1944, LLBD 12/21/068.

Diese Datierungsmethode zeigt, dass sich das Gelehrten-Paar intensiv mit dem Material auseinandergesetzt hat und es Houben ein Anliegen war, sich in seinem Archiv zurechtfinden zu können. Für die korrekte Zuweisung von Zitaten verfolgte der Privatgelehrte wiederum eine weitere Taktik, die ebenso auf eine routinierte, aber humorvolle Arbeitspraxis hindeutet:

„Dieser Tage hatte ich einen kleinen Spass: das Nietzschearchiv sandte mir ein verstümmeltes Zitat Nietzsches aus Gutzkow und fragte: wo steht das? Ich habe so gut wie kein Gedächtnis gerade für Zitate, wenn sie sich nicht um bestimmte Gegenstände, Personen etc., drehen und kratzte mir natürlich etwas den Kopf. In solchen Fällen mache ich das immer so, dass ich so ein Zitat vor mich hinmurmele oder singe, und das bringt mich stets ungefähr auf das Buch, in dem die Worte stehen könnten; ich habe das oft erprobt, und es klappte auch hier.“⁴³⁹

Dieser spielerische Umgang mit Forschungsdaten und die damit geschaffene Vorstellung von Houbens Gemüt steht in einem gewissen Gegensatz zu dem auseinandersetzungsfreudigen und streitaffinen Privatgelehrten, wie er beispielsweise aus dem Disput mit dem GSA hervortritt. Da Houbens Nachlass nur vereinzelt überliefert ist, sind die wenigen Berichte über ihn umso wichtiger und geben Aufschluss über einen vielschichtigen und widersprüchlichen Habitus, der von unterschiedlichen Einflüssen geprägt ist. Vor allem in Bergmanns *Meine Grabbe-Sammlung* (1942) finden sich einige Charakterisierungen seines Freundes, in denen diese Widersprüche reflektiert werden:

„Schon sein Äußeres, in dem nichts an weltmännische Eleganz erinnerte, sein alter Mantel, sein ausgebleichter Lodenhut, der struppige Schnauzbart, der Rucksack, den er auf Reisen statt des Koffers mit sich führte, verrieten, wie wenig er sich um die Meinung der Leute scherte. In ihm war noch der ganze ungebändigte Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang der niedersächsischen Ahnen lebendig, vereint mit einem unbeirraren Gefühl für Gerechtigkeit und Draufgängertum.“⁴⁴⁰

Die Darstellung von Houbens Gerechtigkeitsgefühl wird meist mit seinem Bestreben nach freier Meinungsäußerung in Verbindung gebracht, diese sollte jedoch sowohl innerhalb als auch außerhalb der kulturellen und wissenschaftlichen Produktion möglich sein. Daher nahm Bergmann auch die freiberufliche Tätigkeit des Privatgelehrten als optimalen Lebensstil für dessen Charakter wahr, weil er darin „rücksichtslos und offen seine ketzerische Meinung sagen konnte und seinem Spotte über Unterwürfigkeit und Liebedienerei keinen Zwang anzulegen brauchte.“⁴⁴¹ Gegenüber institutionalisierten Strukturen präsentierte sich Houben

⁴³⁹ Brief Houben an Bergmann vom 15.03.1934, LLBD 12/22/094; Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 221.

⁴⁴⁰ Bergmann: *Meine Grabbe-Sammlung*, S. 68.

⁴⁴¹ Bergmann: *Meine Grabbe-Sammlung*, S. 68.

ebenso wenig konfliktscheu, wie in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit machtpolitisch höherstehenden Persönlichkeiten aus dem literaturwissenschaftlichen Feld. Seine exzentrische Position und die daraus abgeleiteten Kompetenzen markierte er dabei wiederholt als Vorteil für seine Forschungspraxis, auch wenn er dadurch Diskriminierungserfahrungen machte.

Von zivilgerichtlichen Verfahren, wie z.B. die Klagen gegen den Brockhaus-Verlag oder Julius Wahle, wurde bereits berichtet, bei vielen derartiger Streitfälle wurde er aber auch von Kolleg:innen in seinen persönlichen Haltungen unterstützt. Bergmann griff den Disput mit Weimar und die offene Antipathie des Privatgelehrten gegen die Goethe-Gesellschaft gesondert auf und führte Houbens Position darin auf die Annahme zurück, „wie ungern professoraler Dünkel den Außenseiter neben sich duldet.“⁴⁴² Außerdem betonte der Grabbe-Sammler das humorvolle „niedersächsische Gemüt“ Houbens, das ihm dabei behilflich war, viele dieser Erfahrungen mit ironischem Blick wahrzunehmen. Davon zeugt auch ein Brief des Privatgelehrten an den Weimarer Bibliothekar und Kabinettssekretär Hermann von Egloffstein (1861–1938), der im Mai 1929 verfasst wurde, also nur knapp ein Jahr nachdem Houben seine Klage gegen Wahle verloren hatte. Er bedankte sich darin für einige Briefe Sorets, die ihm der Hofbedienstete zur Verfügung gestellt hatte, und erkundigte sich am Ende des Dokuments: „Kommen Sie vielleicht zur Goethetagung? Ich gehe ausnahmsweise einmal hin und würde mich freuen, Ihnen dort zu begegnen.“⁴⁴³

Dass der Privatgelehrte ausgerechnet im Jahr nach seinem offiziellen Disput mit dem GSA zur Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft kommen wollte, offenbart durchaus ironische Aspekte. Eventuell wollte er seine Veranstaltungsteilnahme auch dazu nützen, sich mit den Weimarer Persönlichkeiten wiedergutzustellen. Diese Quelle erweckt indessen den Anschein, dass Houbens Streitfälle zwar Konsequenzen für seine Karriere gehabt haben, aber seine Reputation als kompetenter Literaturwissenschaftler immer aufrecht blieb. Diese Annahme wird auch durch eine weitere Korrespondenz aus den internen GSA-Akten unterstützt, in der sich der Kasseler Geheimrat Dr. Wurzer (o.A.) im Jahr 1932 nach einer Textstelle aus Houbens Publikation *Der polizeiwidrige Goethe* (1932) erkundigte. Der Archivdirektor Wahl sendete die entsprechenden Abschriften zurück und erklärte dazu, unaufgefordert, der Verfasser des Werks sei der Zensurforscher Houben, „ein sehr kenntnisreicher und geschickter Schriftsteller, der indessen nicht frei von Streitsucht und Sensationslust ist.“⁴⁴⁴ Eben diese Konfliktfreudigkeit thematisierte auch Max Hermann in

⁴⁴² Bergmann: Meine Grabbe-Sammlung, S. 69.

⁴⁴³ Brief Houben an Egloffstein vom 15.05.1929, GSA 13/511, Pag. 1.

⁴⁴⁴ Brief Wahl an Wurzer vom 07.05.1932, GSA 150/A 721, Pag. 195.

seinem Nachruf auf den Privatgelehrten in der Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur, welcher im biografie-historischen Abschnitt dieser Studie bereits wiedergegeben wurde. Die Betonung des Theaterwissenschaftlers lag hingegen auf dem ethischen Sinn hinter diesem Charakterzug Houbens, der auf eine vielfältige oppositionelle Position verweist. Diese beeinflusste nicht nur seine persönlichen Haltungen, sondern auch sein Interesse an Zensurgeschichte und „literarischen Opponenten“, wie den Autoren des Jungen Deutschlands.⁴⁴⁵

4.1.2 Oppositionelle Haltungen in den 1930er Jahren

Trotz der Anerkennung seiner wissenschaftlichen Fähigkeiten wurde es immer schwieriger für Houben, Verlage für seine literaturhistorischen Arbeiten zu gewinnen. Dies lag an den erschwerten Bedingungen für freie Schriftsteller:innen und abnehmenden Interessen an den Forschungsschwerpunkten des Privatgelehrten, sowohl innerhalb des akademischen Betriebs als auch im damals aktuellen Verlagswesen. Sein oppositionelles Auftreten gegenüber entscheidenden Institutionen wirkte sich in den 1930er Jahren zunehmend negativ auf seine Möglichkeiten aus, dazu kamen die politischen Unsicherheiten, die schließlich zur Auflösung der Weimarer Republik führten. Houbens Korrespondenz mit Bergmann enthält eine Vielzahl an Hinweisen auf die kritische Haltung der beiden Gelehrten gegenüber der nationalsozialistischen Machtergreifung. Schon im Sommer 1932 äußerte der Privatgelehrte Bedenken in Hinblick auf die gesellschafts- und wissenschaftspolitische Zukunft der zerfallenden Republik:

„Nur die lausige Literaturgeschichte muss man jetzt den Beamten der Universitäten wol oder übel überlassen. Und wäre ich noch jünger, so würde ich diesen versimpelten deutschen Beamtenstaat schleunigst verlassen. Der freie Beruf hat darin keine Lebensluft mehr. Auch das neue wilhelminische Zeitalter, das jetzt heraufdämmert, wird daran nichts bessern, im Gegenteil! Und Strammstehen und Maul halten ist, wie Sie wissen, nicht meine Sache!“⁴⁴⁶

Bergmann war zum damaligen Zeitpunkt bereits einige Jahre in Weimar tätig und teilte Houbens Vorbehalte gegenüber der aktuellen Entwicklung. Die NSDAP war bereits seit 1930 Teil der Thüringischen Regierung und erprobte dort diverse Methoden ihrer später im ganzen Deutschen Reich angewandten Gleichschaltungspolitik. Der Antwort des Grabbe-Forschers ist ein zustimmendes Bedauern darüber zu entnehmen, dass die deutsche Bevölkerung die

⁴⁴⁵ Vgl. Müller und Nottscheid: Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat, S. 147/Anm. 454.

⁴⁴⁶ Brief Houben an Bergmann vom 09.06.1932, LLBD 12/22/025; Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 202.

wenigen aber umso bedeutsameren Errungenschaften nach der Revolution 1918 nun so leichtfertig aufgeben.⁴⁴⁷ Anfang 1933, nur wenige Wochen nach Adolf Hitlers Ernennung zum Reichskanzler, fragte Bergmann seinen Freund in Berlin: „Im übrigen erntet jetzt die Linke die Früchte ihre Zerspaltenheit. Sie sind reichlich bitter? Ob man daraus lernen wird? Wenn Adolf Hitler weiter so führt, wie bisher, wird er vollenden, was Krieg und Inflation begonnen.“⁴⁴⁸ Houben sendete ihm am 24. Februar unten abgebildete Postkarte zurück und ergänzte seine darauf Bezug nehmende Antwort um „Morituri te salutant“ – die Todgeweihten grüßen dich.

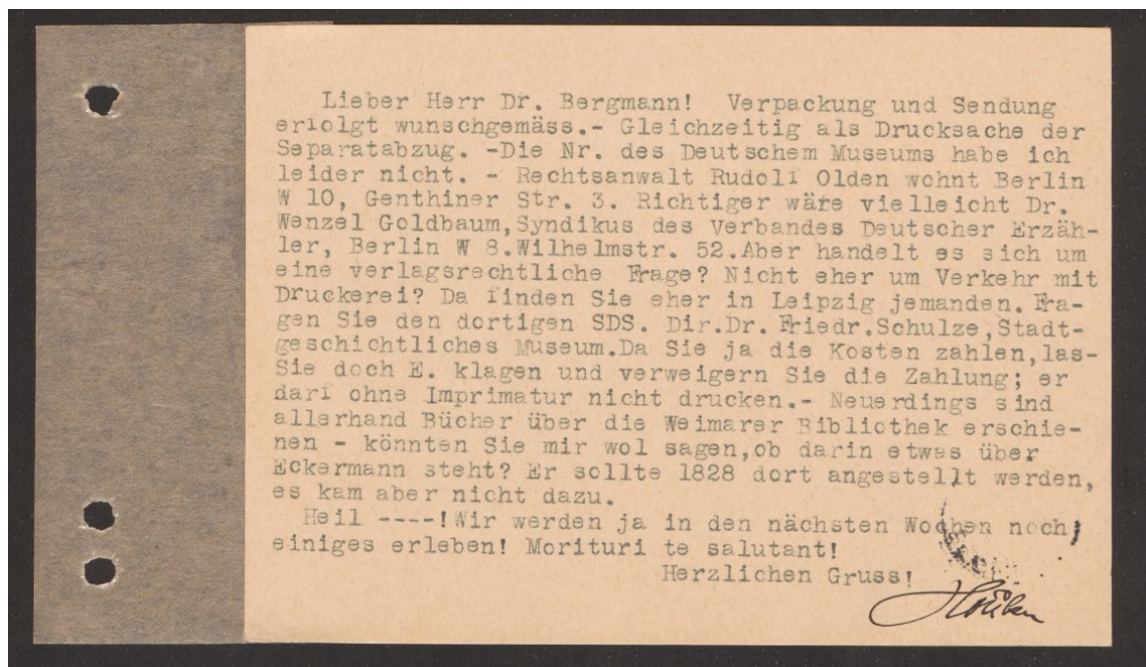


Abb. 6) Postkarte Houben an Bergmann vom 24.02.1933, LLBD 12/22/055.

Diese prägnanten Dokumente berichten nicht nur von der politischen Haltung der beiden Gelehrten, sondern geben auch wieder, dass die literaturbezogenen Inhalte immer Teil ihrer Korrespondenz waren. Houben zeichnete sich nicht nur am Schluss dieser Postkarte durch einen pointierten ironischen Schreibstil aus, sondern spielte vor allem in Bezug auf die politischen Verhältnisse mit interessanten Formulierungen.⁴⁴⁹ Diese offene Form der

⁴⁴⁷ Vgl. Brief Bergmann an Houben vom 13.06.1932, LLBD 12/22/029; Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 202.

⁴⁴⁸ Brief Bergmann an Houben vom 20.02.1933, LLBD 12/22/054.

⁴⁴⁹ Ein weiteres Beispiel für Houbens ironischen Sprachstil ist ein literaturwissenschaftlicher Kommentar, dem er eine politische Konnotation beifügte: „Ueber die Anordnung und Einrichtung [einer Grabbe-Bibliografie] müssten wir uns noch einigen, was wol leicht gehen wird, da wir in diesen Dingen wol ziemlich

Kommunikation bleibt bis zu Houbens Tod im Sommer 1935 zwischen ihm und Bergmann bestehen, die vorliegenden Dokumente weisen auch keine einschlägigen NS-Grußformeln auf.⁴⁵⁰ Über die dargelegten Kommentare ist ein Einverständnis der beiden Literaturwissenschaftler in dieser Hinsicht verdeutlicht, außerdem bezeugen sie das gegenseitige Vertrauen in ihre Diskretion.

Da ähnlich ausführliche Korrespondenzen mit anderen Vertrauten Houbens nicht überliefert sind, kann nicht ausgeschlossen werden, dass er sich gegenüber den bekennenden NS-Wissenschaftlern aus seinem engeren Bekanntenkreis weniger eindeutig positionierte. Fest steht aber, dass er die Machtübernahme der NSDAP und die darauffolgende NS-ideologische Kulturpolitik in den 1930er Jahren nicht unterstützte. Dies belegt auch eine weitere Quelle aus den Korrespondenzen der Deutschen Schillerstiftung, in der sein Freund Hanns Martin Elster im Dezember 1933 für eine Unterstützung des „ehrlichen Arbeiters“ urgierte und gegenüber Lilienfein darlegte:

„Ich will nicht leugnen, dass Houben in mancher Beziehung vielleicht mitschuldig daran ist, dass er seine absolut kindische Opposition zum heutigen Deutschland stur auch auf die Mitarbeit an Zeitungen und Zeitschriften überträgt. Dabei ist er im Grunde längst Nationalsozialist, er ahnt es nur noch nicht.“⁴⁵¹

Keine der vorliegenden Quellen enthält Hinweise darauf, dass sich Elsters Annahme diesbezüglich bewahrheitet hätte. Die versammelten Informationen deuten eher darauf hin, dass Houben an seinem politischen Standpunkt festhielt. Wichtig für die vorliegende Untersuchung war ein Fokus auf die Besonderheiten dieser Sammler- und Forscherbiografie in den 1920er und frühen 1930er Jahren. Houben war zum Zeitpunkt seines Todes 1935 gerade 60 Jahre alt geworden und wurde damit zwar früh aus seinem Schaffen gerissen, der Großteil seiner Karriere lag jedoch bereits hinter ihm. Ob er seine Opposition gegenüber dem NS-Regime im Rahmen der später noch außerordentlich verschärften Bedingungen für Kritiker:innen des Systems beibehalten hätte, kann nicht beantwortet werden.

Der zwölf Jahre jüngere Grabbe-Forscher Bergmann hatte sich dagegen mehr Möglichkeiten im wissenschaftlichen Feld aufgebaut. Die immer stärker werdende Antipathie gegen ihn im Archiv und der Goethe-Gesellschaft sowie die kurze und lieblose Ehe mit Maria Bergmann (o.A.), ehemals Werner, veranlassten ihn dazu, Weimar zu verlassen und sich in Detmold eine

„gleichgeschaltet“ sind.“ In: Brief Houben an Bergmann vom 15.12.1933, LLBD 12/22/071; Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 212.

⁴⁵⁰ Auch in dieser Hinsicht zeigt sich ein spöttischer Umgang Houbens mit den kulturellen Veränderungen. Im Frühjahr 1934 beendete er einen Brief beispielsweise mit den Worten „Aber man sollte besser vorsichtig das Maul halten – was ich hiermit und mit dem nie anders als deutschen Gruss pflichtschuldigst tue...“ In: LLBD 12/22/086.

⁴⁵¹ Brief Elster an Lilienfein vom 07.12.1933, GSA 134/137,20, Pag. 15.

neue Zukunft aufzubauen. Die erst 1930 eingegangene Verbindung mit seiner ersten Frau wurde bereits 1935 wieder geschieden, wodurch dem Bibliothekar hohe Kosten entstanden waren. Um seine Grabbe-Sammlung vor einer Pfändung für eventuelle Unterhaltszahlungen zu schützen, stimmte er einem Ankaufsangebot des Freistaats Lippe zu und knüpfte eine bibliothekarische Anstellung in der Landesbibliothek als Bedingung an den Verkauf. Das „Grabbe-Archiv Alfred Bergmann“ wurde im Oktober 1938 feierlich eingeweiht und der Literaturwissenschaftler konnte sich den Rest seines Lebens den Studien zu seinem Forschungsschwerpunkt widmen. Bergmann trat 1939 in die NSDAP ein, um seine wissenschaftspolitische Position nicht zu gefährden und seine literaturhistorische Arbeit fortsetzen zu können. Im Jahr 1945 wurde er nach Kriegsende als interimistischer Leiter der LLBD eingesetzt und von der britischen Besatzungsregierung damit beauftragt, die Bestände von nationalsozialistischem und militaristischem Schriftgut zu „säubern“. Bergmann blieb bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1952 im Dienst der Bibliothek und arbeitete bis in die 1970er Jahre an der historisch-kritischen *Grabbe-Ausgabe*.⁴⁵²

Derartige Perspektiven hatte Houben nicht, die schon schwierigen finanziellen Verhältnisse seiner Familie verstärkten sich in den 1930er Jahren noch durch gesundheitliche Beschwerden von ihm selbst und seiner Frau. Damit einhergehende Verdienstaussfälle veranlassten ihn dazu, einzelne Sammlungen aus seinem privaten Archiv zu verkaufen. Den Rest davon musste Granow-Houben nach seinem Tod veräußern, wodurch die wertvollen Bestände auf unterschiedliche Institutionen verteilt wurden. Im folgenden Abschnitt werden die Wege nachgezeichnet, die einige dieser Materialsammlungen genommen haben.

4.2 Houbens Sammlungen

Houbens privates Archiv war, ebenso wie seine Forschungsinteressen, divers gestaltet. Es beinhaltete einige Autografen- und Zeitschriftensammlungen, eine umfassende Bibliothek sowie eine zensurwissenschaftliche Sammlung. Bedauerlicherweise blieb Houbens Archiv nicht vereint erhalten – einzelne Bestände und Teile seines schriftlichen Nachlasses sind auf unterschiedliche Archive und Bibliotheken im deutschsprachigen Raum verteilt.⁴⁵³ Ein Großteil dieses Materials ist heute jedoch verloren, bzw. nicht mehr auf den Privatgelehrten

⁴⁵² Vgl. Eberhardt: [Bergmann, Alfred \(1887–1975\)](https://www.lippelex.de/). In: [lippelex.de/](https://www.lippelex.de/).

⁴⁵³ Darunter: Lippische Landesbibliothek Detmold, Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt/Main, Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Deutsches Literaturarchiv Marbach, Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, Archiv und theaterhistorische Sammlungen des Instituts für Theater-, Film- und Medienwissenschaft an der Universität Wien.

zurückzuführen. Zu den bedeutendsten Material-Sammlungen Houbens zählen die Autografensammlungen der jungdeutschen Dramatiker Karl Gutzkow und Heinrich Laube. Zu einigen anderen personenbezogenen Beständen finden sich Hinweise und Erwähnungen, aber die Mehrheit der versammelten Informationen bezieht sich auf diese beiden Konvolute.

4.2.1 Sammlung Gutzkow und Literaturzeitschriften aus dem Vormärz

Houbens intensive Auseinandersetzung mit der literaturhistorischen Periode des Vormärz war bereits durch seine Dissertation *Studien über die Dramen Karl Gutzkows* (1898) bedingt. Dafür kontaktierte er noch lebende Kolleg:innen und Bekannte des Kritikers und bat sie um biografische Auskünfte oder Nachlasstücke, die er geschenkt bekam, sie diesen abkaufte und zeichengetreu transkribierte.⁴⁵⁴ Außerdem spürte er Gutzkows zweite Frau Bertha Gutzkow (1829–1909) auf, die dem Doktoranden Briefe, Skizzenbücher und weitere Nachlassbestände für seine Forschungen überließ.⁴⁵⁵ Die Basis seiner Autografensammlung zu Gutzkow legte Houben also bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts und erweiterte sie laufend über Fundstücke aus dem Antiquariatshandel, Bibliotheken oder aus Zensurakten, Theater- und Verlagsarchiven. Diese bis zu Houbens Tod einzigartige Gutzkow-Sammlung umfasste ungefähr 700 Originaldokumente (Briefe von und an den Dramatiker, Skizzenbücher, eine Spezialbibliothek mit raren Zeitschriften, seltenen Theatermanuskripten, entlegenen Kampfschriften aus dem Vormärz) und über 6000 Abschriften von Briefen.⁴⁵⁶

Houben war in Folge der Inflation im Laufe der 1920er Jahre in schwerwiegende finanzielle Probleme geraten und war dazu gezwungen, auch seine wissenschaftlichen Sammlungen zu verkaufen. Rasch verweist in diesem Zusammenhang auf die Problematik, dass der Privatgelehrte mit einem fortschreitenden Wertverlust seiner Autografensammlungen konfrontiert war, da Autoren wie Gutzkow zunehmend an Bedeutung verloren. Am Theater wurden dessen Dramen nicht mehr aufgeführt und Bildungskanon sowie wissenschaftspolitische Prioritätensetzungen waren vermehrt von nationalistischen Interessen beeinflusst, welche die tendenziell europäisch ausgerichteten Schriften der jungdeutschen Autoren ablehnten. Die Aufmerksamkeit an den Werken Grabbes entwickelte sich dazu hingegen konträr – Vertreter:innen naturalistischer wie expressionistischer Strömungen interessierten sich für den lange als „skandalumwitterte[n] Trunkenbold“ gekennzeichneten Schriftsteller, ab dem

⁴⁵⁴ Vgl. Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 191.

⁴⁵⁵ Vgl. Holzhausen: Finderglück ist Sucherlohn, S. 228.

⁴⁵⁶ Vgl. Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 13–14.

Ende der 1910er Jahre wurden seine Theaterstücke wieder vermehrt aufgeführt.⁴⁵⁷ Dazu eigneten sich die antisemitischen Passagen in einzelnen dieser Stücke und seine martialischen und nationalistischen Stoffe für die NS-ideologische Instrumentalisierung des Dramatikers. Während Gutzkow also zunehmend aus der literaturhistorischen Öffentlichkeit verschwand, wurde Grabbe in den Kanon deutscher Klassiker aufgenommen. Dementsprechend kam es auch zu einer kontinuierlichen Aufwertung der Grabbe-Sammlung Bergmanns, während die Gutzkow-Autografensammlung Houbens immer mehr an Wert verlor.⁴⁵⁸

1932 bot Houben einen Teil dieses literaturhistorischen Bestandes dem GSA an und schrieb am 24. April an dessen Leiter, Hans Wahl, es handle sich dabei um einige Manuskripte und 1000 Originalbriefe, darunter über 700 von Gutzkow und in etwa 50 von Theodor Mundt.⁴⁵⁹ Neben den Briefen Mundts waren auch solche von den jungdeutschen Autoren Heinrich Laube und Ludolf Wienbarg darunter sowie einige des Publizisten Alexander Jung (1799–1884) und des Dramatikers Friedrich Hebbel (1813–1863).⁴⁶⁰ Dem Literaturhistoriker war es ein Anliegen, die Sammlung geschlossen zu verkaufen, nachdem er ein „Menschenalter“ dafür gebraucht hatte, diese Reihe zusammenzubringen und sie daher nicht wieder in der ganzen Welt verstreut werden sollte.⁴⁶¹ Wahl antwortete ihm am 2. Juni, das Archiv müsse sich aufgrund rückläufiger staatlicher Zuwendungen bei Ankäufen für das GSA auf Goethe konzentrieren. Er schlug Houben aber vor, den Bestand der Handschriftenabteilung des Berliner Staatsmuseums anzubieten, welche sich über eine so unkomplizierte Erwerbung dieser wertvollen Sammlung freuen müsste.⁴⁶² Diese Möglichkeit hatte der Privatgelehrte bereits erfolglos ausgeschöpft und begründete die Ablehnung gegenüber seinem Vertrauten Bergmann damit, dass er „leider an den entscheidenden Stellen niemals Freunde sitzen [habe]“. ⁴⁶³ Jener hatte als Bibliothekar im GSA von seinen Verkaufsabsichten gehört und übermittelte diesem daraufhin sein Interesse an den wertvollen Zeitschriftenbeständen aus Houbens Archiv.⁴⁶⁴

Der Grabbe-Sammler Bergmann wollte durch den Ankauf dieser Ausgaben nicht nur sein eigenes Zeitschriftenarchiv weiter vervollständigen, sondern die wertvollen belletristisch-literarischen Kulturprodukte auch vor einer neuerlichen Fragmentierung bewahren. Mit

⁴⁵⁷ Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 194.

⁴⁵⁸ Vgl. Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 193–194.

⁴⁵⁹ Vgl. Brief Houben an Wahl vom 24.04.1932, GSA 150/A 721, Pag. 271.

⁴⁶⁰ Vgl. Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 191.

⁴⁶¹ Brief Houben an Wahl vom 24.04.1932, GSA 150/A 721, Pag. 271.

⁴⁶² Vgl. Brief Wahl an Houben vom 02.06.1932, GSA 150/A 721, Pag. 273.

⁴⁶³ Brief Houben an Bergmann vom 09.06.1932, LLBD 12/22/024; Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 200.

⁴⁶⁴ Houben bat Bergmann außerdem, dessen befreundeten Sammler Stefan Zweig zu fragen, ob er Interesse an den schönen Exemplaren von Gutzkows Manuskripten haben könnte. Vgl. Brief Houben an Bergmann vom 14.06.1932, LLBD 12/22/30–31; Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 206–207.

Forschungsschwerpunkten in der Literatur des Vormärz erkannte der Gelehrte ebenso wie Houben den außerordentlichen Wert dieser raren Periodika. Die Zeitschriften enthalten eine Vielzahl an Erstdrucken bedeutender Autor:innen, Theaterkritiken oder Rezensionen und stellen eine vielfältige Quelle für die Kulturgeschichte des frühen 19. Jahrhunderts dar. Wolfgang Rasch betont außerdem, dass die Journale aus dem Zeitraum 1815 bis 1850 bereits im frühen 20. Jahrhundert äußerst selten in Bibliotheken aufzufinden waren. Auch ihre vergleichsweise kleinen Auflagen von nur bis zu 500 Stück und ihre umso größere Beliebtheit in Lesezirkeln oder Leihbibliotheken führten dazu, dass die verbliebenen Exemplare meist in schlechtem Zustand waren.⁴⁶⁵ Viele dieser Zeitschriften hatte Houben in vollständigen Jahrgängen, Bergmann interessierte sich besonders für die von August Lewald (1792–1871) herausgegebene *Europa*⁴⁶⁶, Gutzkows *Telegraph für Deutschland*⁴⁶⁷ und die *Hamburger Literarischen und kritischen Blätter der Börsen-Halle*⁴⁶⁸.

Für Lewalds *Europa* bekam Houben Ende 1932 ein Angebot aus den Vereinigten Staaten und sagte diesem zu, nachdem Bergmann zu diesem Zeitpunkt nicht die nötigen Mittel für den Kauf des Periodikums hatte.⁴⁶⁹ Bergmann bedauerte, dass er „diese Europa nicht für Europa retten [konnte]“, erwarb jedoch den Jahrgang 1836 für seine Sammlung, der in Houbens Kollektion doppelt vorhanden gewesen war.⁴⁷⁰ Im selben Jahr kaufte er dem Privatgelehrten auch die *Literarischen und kritischen Blätter der Börsen-Halle* um insgesamt 500 Mark ab, welche er in mehreren Raten abbezahlte.⁴⁷¹ Die Zeitschriftenreihe *Telegraph für Deutschland* konnte Houben 1933 bei einer Auktion des Buchantiquars Martin Breslauer sogar noch erweitern.⁴⁷² Am 20. Dezember berichtete er Bergmann in einem Brief von dem erfreulichen Kauf, den er zu einem Zeitpunkt tätigte, als seine finanzielle Situation bereits besonders kritisch war: „30 Jahre lang habe ich nach dem verdammten Jahrgang gesucht – jetzt habe ich

⁴⁶⁵ Vgl. Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 195.

⁴⁶⁶ Lewald hat die Zeitschrift *Europa – Chronik der gebildeten Welt* 1835 begründet und bis 1844 redigiert. Beinahe die gesamte literarische Prominenz der damaligen Zeit publizierte in dem Blatt, das mit gestochenen Notenbeilagen, Lithografien oder Karikaturen ausgestattet und demnach sehr aufwendig gestaltet war. Houben soll laut Bergmann das Handexemplar der Zeitschrift von Lewald besessen haben. Vgl. Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, Anm. 20; außerdem siehe: <http://ld.zdb-services.de/resource/500645-4>.

⁴⁶⁷ Die 1837 als *Frankfurter Telegraph* und von 1838 bis Ende 1843 unter Gutzkows Redaktion als *Telegraph für Deutschland* erscheinende Zeitschrift war eine der einflussreichsten Periodika des Vormärz. Vgl. Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, Anm. 15; außerdem siehe: <http://ld.zdb-services.de/resource/558303-2>.

⁴⁶⁸ Das Blatt erschien seit 1825 unter divergierenden Titeln in Hamburg, einer der einflussreichsten Mitarbeiter war der Literaturkritiker Ludolf Wienbarg, für dessen Beiträge die Zeitschrift u.a. bekannt war. Vgl. Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, Anm. 16; außerdem siehe: <https://ld.zdb-services.de/resource/282075-4>.

⁴⁶⁹ Houben erwähnte nur „Amerika“ als Interessenten, aber gibt keine weitere Auskunft dazu, um welche Institution oder Persönlichkeit es sich bei der erwerbenden Instanz handelte. Vgl. Brief Houben an Bergmann vom 04.12.1932, LLBD 12/22/047; Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 208.

⁴⁷⁰ Vgl. Brief Bergmann an Houben vom 06.12.1932, LLBD 12/22/048; Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 209.

⁴⁷¹ Vgl. Brief Houben an Bergmann vom 01.05.1933, LLBD 12/22/062.

⁴⁷² Zur Auktion gelangte 1933 die in etwa 11.000 Bände umfassende Bibliothek des Berliner Büchersammlers und Journalisten Gotthilf Weisstein (1852–1907). Vgl. Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, Anm. 54.

ihn komplett, und damit von 1837 (mit etlichen photographischen Ergänzungen) bis 1842 das einzige vollständige Exemplar der Welt.“⁴⁷³ Als Houben auch dieses Periodikum verkaufen musste, machte er Bergmann gegenüber das Angebot, ihm den Bestand um die ermäßigte Summe von 1.000 Mark zu überlassen. Dieser erwirkte daraufhin ein Darlehen bei seiner Bank und übermittelte am 11. April 1934 die erste Rate von 600 Mark nach Berlin.⁴⁷⁴ Beide Periodika blieben noch eineinhalb Jahre in Houbens Besitz, da der Privatgelehrte sie noch für eine größer angelegte bibliografische Arbeit verwenden wollte, die er jedoch nicht mehr realisieren konnte.⁴⁷⁵ Nach Houbens überraschendem Tod im Juli 1935 schickte seine Witwe Martha Granow-Houben die Zeitschriften inklusive des dazugehörigen Zettelkatalogs Ende des Sommers an Bergmann nach Weimar, der sie dort in seine Grabbe-Sammlung integrierte.⁴⁷⁶ Die Bestände sind bis heute Teil des „Grabbe-Archivs“ im Literaturarchiv der LLBD.⁴⁷⁷

Houbens Gutzkow-Sammlung inklusive Spezialbibliothek verkaufte Granow-Houben 1935 an die Stadtbibliothek in Frankfurt am Main, die Übernahme hatte ihr Mann noch vor seinem Tod vorbereitet. Sie verzichtete jedoch auf die Hälfte der vereinbarten Kaufsumme, weil dafür ein eigenes „Gutzkow-Houben-Zimmer“ zum Andenken an den Privatgelehrten eingerichtet werden sollte, was jedoch nie umgesetzt wurde.⁴⁷⁸ Der Bestand ist heute als „Nachlaß Karl Gutzkow“ in der Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg untergebracht, im Kalliope-Verbund findet sich die Angabe „etwa 1935/41 aus Mitteln des Kuratoriums der Universität für die Stadtbibliothek erworben“ als Herkunftsbeschreibung.⁴⁷⁹ Ein eigenständiger Teil der Sammlung ist als „B. Sammlung Houben“ verzeichnet und beinhaltet Korrespondenzen bezüglich der Recherche von Originalbriefen zwischen Houben und Bekannten Gutzkows.⁴⁸⁰

⁴⁷³ Brief von Houben an Bergmann vom 20.12.1933, LLBD 12/22/077; Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, S. 216.

⁴⁷⁴ Vgl. Brief Bergmann an Houben vom 11.04.1934, LLBD 12/22/102.

⁴⁷⁵ Aus dem Briefwechsel der befreundeten Gelehrten geht hervor, dass Bergmann sich laufend nach den Beständen erkundigte, wie z.B. auch am 11. April 1935 in recht amüsanten Form: „Die Hoffnung, daß ich noch einmal die beiden Zeitschriften hierher bekomme und mich ihres Besitzes erfreuen kann, muß ich wohl bald aufgeben?????“ In: Brief Bergmann an Houben vom 11.05.1935, LLBD 12/22/117.

⁴⁷⁶ Brief Bergmann an Granow-Houben vom 16.09.1935, LLBD 12/21/021.

Fast sieben Jahre später erwähnt die Schriftstellerin, dass das versprochene Zimmer noch immer nicht eingerichtet wurde. Vgl. Brief Granow-Houben an Bergmann vom 10.08.1942, LLBD 12/21/058.

⁴⁷⁷ Die einzelnen Ausgaben des *Telegraphen* sind mittlerweile digitalisiert und beinhalten Houbens Exlibris, wie z.B. im Jahrgang 1840: <https://digitale-sammlungen.llb-detmold.de/periodical/pageview/6931621>.

⁴⁷⁸ Brief Granow-Houben an Bergmann vom 02.12.1935, LLBD 12/21/025.

⁴⁷⁹ <https://kalliope-verbund.info/de/ead?ead.id=DE-611-BF-8021>.

⁴⁸⁰ Vgl. Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 14; <https://kalliope-verbund.info/de/ead?ead.id=DE-611-BF-43318>.

4.2.2 Sammlung Laube

Houbens Aufmerksamkeit als Autografensammler war Gutzkow im Besonderen gewidmet, im Rahmen seiner Sammeltätigkeiten vereinte er jedoch auch umfangreiche Bestände zu weiteren Autor:innen aus dessen Umfeld. Neben Gutzkow war der Dramatiker und spätere Wiener Burgtheaterdirektor Heinrich Laube der zweite Autor aus dieser Periode, dessen ausgewählte Werke Houben in mehrbändigen Ausgaben veröffentlichte. Dazu legte der Literaturhistoriker eine umfassende Sammlung von Briefen und Abschriften an, die mit Laube in Verbindung standen. Auch für diese Dokumente suchte er noch lebende Zeitgenoss:innen oder Verwandte und Freund:innen Laubes auf, um sie nach biografischen Informationen oder Nachlassteilen zu fragen. Dazu durchsuchte Houben Archive, Bibliotheken und Nachlässe Dritter auf vielversprechende Archivalien und Hinweise. Die fünfzigbändige Werkausgabe Laubes erarbeitete der Privatgelehrte gemeinsam mit dessen Stiefsohn Albert Hänel (1833–1918) und gab sie zwischen 1908 und 1909 im Leipziger Hesse Verlag heraus.⁴⁸¹ Diese spezifische Praxis der Nachlassrecherche verfolgte Houben seine gesamte literaturhistorische Karriere über, weshalb sie als grundlegende Strategie für den Aufbau seines Forschungsapparats bezeichnet werden kann.

Laut Roland Folters *Deutsche Dichter- und Germanistenbibliotheken* (1975) hat Houben seine Laube-Bibliothek 1916 geschlossen an die Stadtbibliothek in Leipzig abgegeben.⁴⁸² 2003 gibt die Buchwissenschaftlerin Ute Schneider im *Internationalen Germanistenlexikon* an, diese Bibliothek sei 1943 verbrannt, es existiere aber eine Laube-Sammlung Houbens im Stadtgeschichtlichen Museum in Leipzig.⁴⁸³ Wolfgang Rasch berichtet in *Wie Laube nach Detmold kam* (2012), seiner zweiten wichtigen Auseinandersetzung mit Houben, dass sich laut Auskunft der Institution 1996 noch 87 Briefe Laubes dort befunden hätten.⁴⁸⁴ Die Sammlungsdatenbank des Museums verfügt über insgesamt 100 digital zugängliche Objekte unter dem Schlagwort „Stadt- und Landesgeschichte“, welche mit Houben in Verbindung

⁴⁸¹ Zur Praxis der gemeinsamen Herausgabe gibt Houben einleitend an: „Der unterzeichnete Herausgeber hat sich im Anschluss an seine oben genannte Laube-Biographie bemüht, durch erläuternde Vorbemerkungen das Interesse und Verständnis für Laubes Werke zu beleben; und im übrigen der Druckrevision des Ganzen die möglichste Sorgfalt gewidmet. Auf die Auswahl der Werke selbst, ihre Zusammenstellung und die Wahl der Texte hat er lediglich einen beratenden Einfluß gehabt.“ In: Heinrich Hubert Houben (Hg.): Vorbericht und Inhaltsverzeichnis. Das junge Europa. Leipzig: Hesse 1908, S. 6 (=Heinrich Laubes gesammelte Werke. In fünfzig Bänden. Unter Mitwirken von Albert Hänel. Bd. 1).

⁴⁸² Vgl. Roland Folter: *Deutsche Dichter- und Germanistenbibliotheken. Eine kritische Bibliographie ihrer Kataloge*. Stuttgart: Verlag Fritz Eggert 1975, S. 106.

⁴⁸³ Vgl. Ute Schneider: Heinrich Hubert Houben. In: Christoph König & Birgit Wägenbaur [u.a.] (Hg.): *Internationales Germanistenlexikon 1800–1950*. Bd. 2. Berlin, Boston: De Gruyter [Reprint] 2011, S. 810–812, hier S. 812.

⁴⁸⁴ Vgl. Rasch: *Wie Laube nach Detmold kam*, Anm. 8.

stehen.⁴⁸⁵ Darunter sind über 300 Blatt Briefabschriften von und an Laube, Korrespondenzen die Werkausgabe betreffend, Postkarten sowie ein Sonderabdruck aus der *Zeitschrift für Bücherfreunde*.⁴⁸⁶

Den Großteil seiner Briefabschriften-Sammlung zu Laube dürfte Houben jedoch in seinem Archiv in Berlin behalten haben, da auch dieser Restbestand 1944 in den Besitz des Grabbe-Forschers Bergmann überging. Rasch benennt den Umfang dieser „Briefausgabe“ mit über 1000 chronologisch geordneten Dokumenten und betont ihre besondere Bedeutung, da die Originale zu vielen dieser Korrespondenzen heute womöglich nicht mehr vorhanden oder zugänglich sind.⁴⁸⁷ In den frühen 1920er Jahren hatte Houben noch eine Veröffentlichung der Briefe mit Walter Lange (1886–1954), dem Kustos des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig, und eine Briefsammlung jungdeutscher Autoren geplant. Auch diese Projekte scheiterten jedoch am nachlassenden Interesse an diesen frankophilen und fortschrittlich-liberal positionierten Persönlichkeiten.⁴⁸⁸ Der von Bergmann angekaufte Teil von Houbens Laube-Sammlung befindet sich heute, ebenso wie die Vormärz-Periodika, im Literaturarchiv der LLBD.⁴⁸⁹ Rasch beschreibt den Bestand in seinem Beitrag ausführlich und identifiziert ihn darin als Arbeitsnachlass. Enthalten sind u.a. das handschriftlich korrigierte Typoskript von Houbens Laube-Biografie mit eingelegten bibliografischen oder inhaltlichen Angaben, Manuskriptentwürfe, Abschriften von Zeitungsartikeln, Erinnerungsberichte und Briefe. Am Schluss des fragilen und aus kleinen Zetteln zusammengesetzten Konvoluts befindet sich eine von Houben handschriftlich aufgezeichnete Lebenschronik Laubes, die zum Teil mit stenografischen Notizen versehen ist.⁴⁹⁰

Zusätzlich zu diesen Materialien gelangte über Bergmanns Ankauf ein Abschriftenkonvolut mit mehr als 350 Briefen aus dem Briefnachlass des Schriftstellers Alexander Jung an die Bibliothek in Detmold, welches Houben ebenso im Rahmen seiner literaturhistorischen Forschungen angelegt hatte.⁴⁹¹

⁴⁸⁵ Eine Direktverlinkung auf das Suchergebnis ist leider nicht möglich, die Objekte können aber nach Eingabe von „Houben“ in der Sammlungsdatenbank eingesehen werden: <https://www.stadtmuseum.leipzig.de/>.

⁴⁸⁶ Vgl. Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 17.

⁴⁸⁷ Der gesamte Nachlass Laubes war nach dessen Tod unter Anweisung Albert Händels der Stadt Sprottau, dem Geburtsort des Dramatikers, übergeben worden und 1928 als „Heimat- und Laube-Museum“ aufgestellt. Nachdem das Museum im Zuge des Zweiten Weltkriegs fast vollständig zerstört wurde, dürfte auch der Nachlass Laubes mitsamt des restlichen Inventars verbrannt sein. Houbens Beschreibung dieses Sprottauer „Laube-Schranks“ stellt damit die letzte ansatzweise detaillierte Inventarliste des Nachlasses dar. In: Rasch: Wie Laube nach Detmold kam, S. 262.

⁴⁸⁸ Vgl. Rasch: Wie Laube nach Detmold kam, S. 257–258.

⁴⁸⁹ Unter den Signaturen: LLBD 12/941 und LLBD 12/942.

⁴⁹⁰ Vgl. Rasch: Wie Laube nach Detmold kam, S. 262.

⁴⁹¹ Vgl. Rasch: Wie Laube nach Detmold kam, S. 256.

4.2.3 Zensurarchiv Houben

Das bereits mehrmals erwähnte Zensurarchiv Houben ist eine Sammlung zu theater- und literahistorischer Zensur, die sich im Archiv und den theaterhistorischen Sammlungen des TFM Instituts an der Universität Wien befindet. Der Bestand geht auf Houbens intensive Auseinandersetzung mit der Presse- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts zurück und wurde ungefähr zwischen 1910 und 1935 angelegt. In der biografie-historischen Darstellung zu Beginn der vorliegenden Studie wurde bereits auf die zensurhistorischen Werke *Hier Zensur – wer dort?* (1918) oder seine zweibändige *Verbotene Literatur* (1924/1928) hingewiesen, die der Zensurforscher auf Basis seiner vielfältigen Material-Konvolute zusammenstellte. Neben den umfangreichen Autografensammlungen zu Gutzkow, Laube oder den weniger extensiven Briefsammlungen zu Mundt und Jung, scheint das Zensurarchiv jedoch der einzige Bestand aus Houbens Archiv zu sein, der als homogene und eigenständige Sammlung erhalten ist.⁴⁹²

Der Teilnachlass setzt sich aus ca. 6700 Blatt an Dokumenten zusammen und ist heute in elf Archivboxen untergebracht, die ungefähr eine halbe vertikale Schrankreihe füllen. Das Material dürfte früher in Feldpost-Boxen verwahrt gewesen sein, bevor die fragilen und meist losen Zettel und Blätter in nicht verschließbaren Kartonschubern verstaut wurden. Der Bestand konnte im FWF-Projekt „Historiography – Ideology – Collection“ archivgerecht geordnet, katalogisiert und in Auswahl digitalisiert werden. Die Bibliothekarin Louise Hartmann, die Theaterwissenschaftlerin Sara Tiefenbacher und ich haben die Dokumente des Zensurarchivs gereinigt, verrutschte Objekte sortiert und in säurefreien Mappen gesichert. Die erste archivgerechte Erfassung unter den von Houben angelegten Schlagworten erfolgte gemeinsam. Im zweiten Schritt habe ich den neu generierten Bestandsindex in Abgleich mit den Originaldokumenten überprüft, um relevante Daten erweitert und forschungsgeleitet in die Archivdatenbank eingepflegt. Durch diese Arbeiten können die bestandsübergreifend verknüpften Metadaten jederzeit in der digital zugänglichen Sammlung eingesehen und durchsucht werden.⁴⁹³

Das Zensurarchiv ist ein Teil des zensurwissenschaftlichen Arbeitsnachlasses Houbens, in dem er verschiedene Dokumente, bibliografische Notizen und Abschriften zu über 1300

⁴⁹² Eine grundlegende Beschreibung des Zensurarchivs, ausgewählte Beispiele daraus, erste Thesen zum Erwerb und Teilaspekte der hier vorgenommenen Kontextualisierung liegen bereits im Rahmen meiner Masterarbeit und eines Beitrags in der Online-Zeitschrift *Thewis* vor: Vgl. Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 21–29; Piech: Sammeln ohne Sammlung, Forschung ohne Universität, S. 42–51.

⁴⁹³ Die dafür notwendige digitale Infrastruktur wurde im Rahmen des Projekts mit dem Digital Humanities-Experten Klaus Illmayer entwickelt, der auch das Datenbanksystem programmiert hat: <https://archiv-tfm.univie.ac.at/>.

Schlagworten zusammengestellt hat. Diese sind alphabetisch geordnet und enthalten folgende Materialsorten: Manus- und Typoskripte, Zeitungsausschnitte, Katalog- und Buchseiten sowie vereinzelt Fotografien, Postkarten oder Fotokopien. Der Großteil des Materials ist handschriftlich von Houben kommentiert (nur wenige Ausnahmen deuten auf andere Handschriften hin), eine Vielzahl der Kommentare ist stenografisch. Obwohl die Aufzeichnungen des Privatgelehrten nach einiger Übung weitgehend entziffert werden konnten, gestaltete sich das Dechiffrieren seiner Angaben in Kurzschrift als nicht realisierbar.⁴⁹⁴ Die Materialsammlung enthält außerdem diverse (Lebens-)Dokumente des Literaturwissenschaftlers, welche er für die Verzeichnung seiner Notizen verwendet hat. Darunter sind Kalenderblätter, Briefe, Katalogausschnitte, Rechnungen oder Bibliotheksscheine, die mit sammlungsrelevanten Informationen beschrieben sind.⁴⁹⁵

Houbens akribisch angelegte Sammlung dokumentiert literarische und theaterhistorische Zensurfälle vom späten 18. Jahrhundert bis in die 1930er Jahre. Im Zensurarchiv sind vor allem Schriftsteller:innen verzeichnet, darunter Künstler:innen außerhalb des Kanons ebenso wie Werktitel prominenter Autor:innen. Die Notizen behandeln geografische Spezifika, Zeitungen, Verlage oder einzelne Veranstaltungen innerhalb der Kulturproduktion, die von zensurierenden Praktiken betroffen waren. Zensureingriffe sind auf allen Produktionsebenen des europäischen Kunst- und Kulturbetriebs dokumentiert, wodurch sich eine umfangreiche und vielfältige Sammlung ergibt. Die Materialmengen der einzelnen Schlagworte sind divergent: Über 600 Objekte bilden etwa mit nur einem Dokument eigene Schlagwortgruppen, hunderte Kulturproduzent:innen, Körperschaften oder Zeitschriften sind nur mit knappen Verweisen auf einem Blatt aufgenommen. Dazu zählen z.B. kurze Angaben zur preußischen „Pressordnung“ von 1863 oder der erotischen Dichtung *Gretchen von heute* (1900) von Sidonie Grünwald-Zerkowitz (1852–1907).⁴⁹⁶ Auch einzelne Abschriften aus Zensurakten bilden eigenständige Schlagworte, darunter beispielsweise zur Aufführungsgenehmigung der

⁴⁹⁴ Mit dieser Problematik war nicht nur ich als Wissenschaftlerin konfrontiert, sondern sie beschäftigte auch Bergmann und Granow-Houben in Bezug auf Houbens Laube-Sammlung. Die Schriftstellerin schrieb dazu am 31. Mai 1939 an den Grabbe-Forscher: „Mein Mann schrieb eigentlich Neu-Stolze [ein von Heinrich A. W. Stolze (1798–1867) entwickeltes Kurzschriftsystem], aber er mag sich bei seinen Notizen nicht mehr streng an die Zeichen gehalten haben. Ich schrieb einmal Stolze-Schrey [Zusammenschluss m. d. Stenografie-System Ferdinand Schreys (1850–1938)], aber ich habe das gänzlich verlernt und habe mich auch nie bemüht, meines liebsten Gatten Krakelfüße zu enträtseln.“ In: Brief Granow-Houben an Bergmann vom 31.05.1939, LLBD 12/21/054.

⁴⁹⁵ Inwiefern Houbens sparsamer Umgang mit Alltagsdokumenten im Material ersichtlich wird, habe ich auch in meiner Masterarbeit skizziert: Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 45–50.

⁴⁹⁶ Archiv und theaterhistorische Sammlungen des Instituts für Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Zensurarchiv Houben (künftig: TFMA/204), Record Sets [Pressordnung](#) (TFMA/204.P061) und [Grünwald-Zerkowitz, Sidonie](#) (TFMA/204.G087).

Komödie *Le Passerelle* (1902) im Berliner Theater 1905.⁴⁹⁷ Das umfangreichste Konvolut liegt zu Johann W. von Goethe (321 Blatt) vor, vergleichsweise überdurchschnittlich vertreten sind daneben auch Arthur Schnitzler (1832–1931) aus der Wiener Moderne (134 Blatt) oder die 1890 aus der Arbeiter:innenbewegung hervorgegangene Freie Volksbühne in Berlin (109 Blatt).⁴⁹⁸

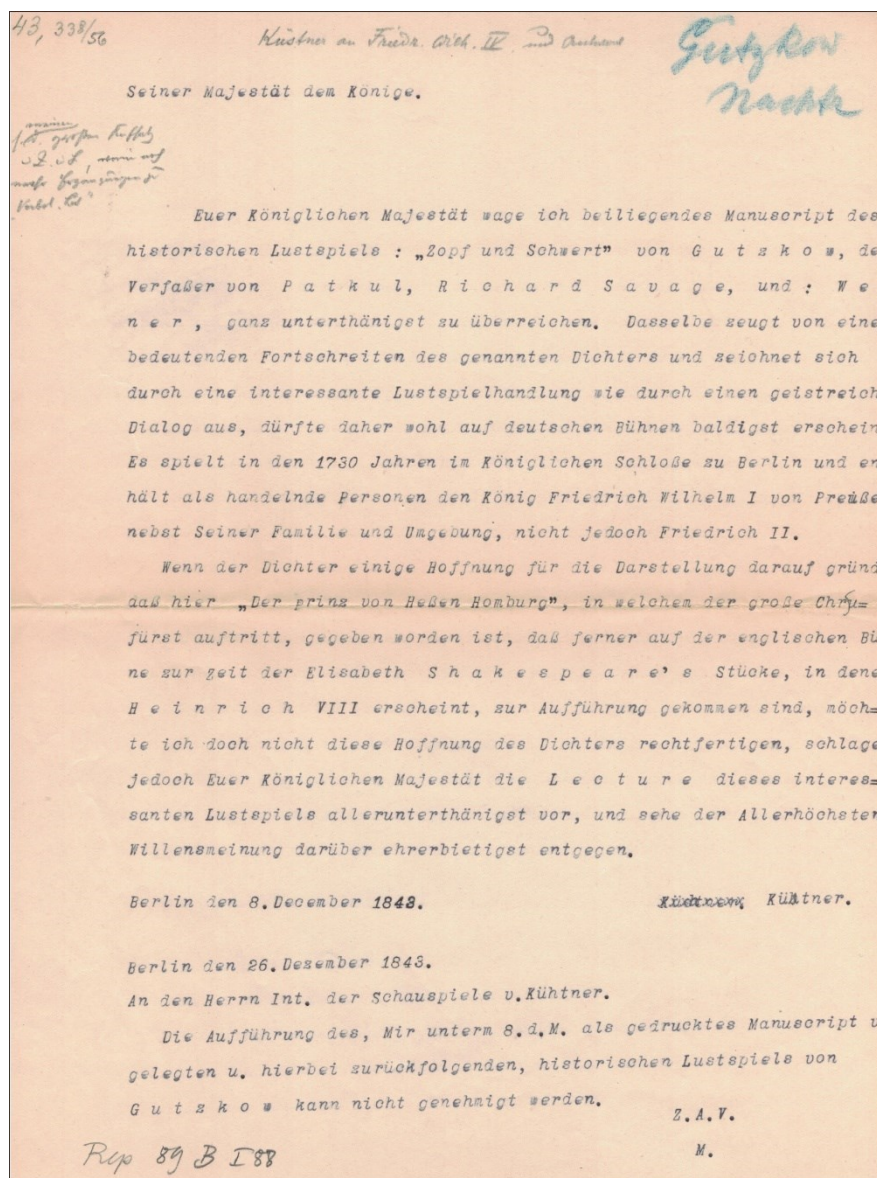


Abb. 7) Transkript von Akten zum Aufführungsverbot von *Zopf und Schwert* (1843), TFMA/204.G096.

⁴⁹⁷ Deutsche Fassungen des Theaterstücks waren damals verboten. Die Genehmigung des französischen Originals begründete der Berliner Theaterzensor Curt von Glasenapp (1856–1937) am 9. Dezember 1905 damit, „dass die französischen Schauspieler, wie ich mehrfach wahrzunehmen Gelegenheit gehabt habe, zweideutige Stellen nicht so zu unterstreichen pflegen, wie leider vielfach unsere deutschen.“ In: Record Set *La Passerelle*, TFMA/204.P012.

⁴⁹⁸ Record Sets *Goethe, Johann Wolfgang von* (TFMA/204.G045), *Schnitzler, Arthur* (TFMA/204.Sch054) und *Freie Volksbühne* (TFMA/204.F060).

Das Konvolut zu Gutzkow umfasst 130 Blatt, das links abgebildete Transkript stammt ebenfalls aus dieser Sammlung und steht repräsentativ für Houbens Arbeitsweise, da es sich um eine von vielen Abschriften entsprechender Korrespondenzen zum Aufführungsverbot von Gutzkows Drama *Zopf und Schwert* (1843) handelt.⁴⁹⁹ Außerdem wird anhand der im linken oberen Eck verzeichneten Zahlen die bereits behandelte Datierungsmethode des Zensurforschers ersichtlich, die ihm die Ordnung seiner Bestände und das zügige Auffinden von einzelnen Dokumenten erleichterte.

Schon diese wenigen Beispiele aus einzelnen Konvoluten im Zensurarchiv machen deutlich, dass die Anzahl der Archivalien innerhalb eines Schlagworts nicht auf den Kanonisierungsgrad der behandelten Person hinweist, sondern vor allem Houbens Interesse an deren Werken und Biografien wider spiegelt. Die Besonderheit des Bestandes besteht gerade darin, dass neben den umfangreicheren Konvoluten auch unzählige vergessene Zeitschriften, spezifische Ereignisse oder unbekannte Autor:innen zumindest mit Angabe des Namens, eines zensurierten Werks sowie meist auch eines Literaturhinweises verzeichnet und damit im zensurhistorischen Kontext verankert sind.⁵⁰⁰ Über die digitale Verknüpfung von Metadaten, wie etwa zu thematisierten Personen, Theatern oder Verlagen innerhalb des Materials, werden außerdem die vielzähligen Verbindungen zwischen den Konvoluten sowie Überschneidungen mit anderen Beständen des Archivs deutlich.⁵⁰¹ Aber wie gelangte Houbens Zensurarchiv inmitten des Zweiten Weltkriegs aus einer Berliner Wohnung in Neukölln an eine Wiener Universitätssammlung?

Wie bereits dargelegt, war der Bestand eine der ersten Erwerbungen für das Archiv des 1943 begründeten Zentralinstituts für Theaterwissenschaft, Gründer dieser Forschungseinrichtung war der Theaterwissenschaftler und NS-Ideologe Heinz Kindermann.⁵⁰² Der dazugehörige

⁴⁹⁹ Record Set [Gutzkow, Karl](#) (TFMA/ 204.G096).

⁵⁰⁰ Vgl. Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 28–29.

⁵⁰¹ Auf diesem Wege kann beispielsweise auch nach Film- und Theater-Zensoren wie [Curt von Glasenapp](#) gesucht werden, dessen Entscheidungen eine Vielzahl der Berliner Kulturproduktionen im frühen 20. Jahrhundert beeinflussten, die Houben über tagesaktuelle Informationen dokumentierte.

⁵⁰² Kindermann war seit 1. Mai 1933 NSDAP-Mitglied, förderndes Mitglied der SS und Lektor für die vom Amt Rosenberg herausgegebene *Bücherkunde*. Er war kultur- sowie reichspolitisch hervorragend vernetzt und verfolgte eine von deutschnationalen und völkischen Ideologien angereicherte Forschungspraxis. Die TFM-Archivleiterin Birgit Peter hat die ideologie- und wissenschaftspolitischen Strategien Kindermanns bereits in einigen aufschlussreichen Publikationen und Projekten aufgearbeitet. Siehe u.a.: Heinz Kindermann: Theaterwissenschaft als Lebenswissenschaft (1943). Kommentar von Birgit Peter. In: Thomas Assinger & Elisabeth Grabenweger & Annegret Pelz (Hg.): Die Antrittsvorlesung. Wiener Universitätsreden der Philosophischen Fakultät. Göttingen & Wien: V&R unipress/Vienna University Press 2019, S. 225–236; Birgit Peter: Theaterwissenschaft als Lebenswissenschaft. Die Begründung der Wiener Theaterwissenschaft im Dienst nationalsozialistischer Ideologieproduktion. In: Theater/Wissenschaft im 20. Jahrhundert. Wien: Böhlau 2009, S. 193–212; Birgit Peter: „Wissenschaft nach der Mode“. Heinz Kindermanns Karriere 1914–1945. Positionen und Stationen. In: Birgit Peter & Martina Payr (Hg.): „Wissenschaft nach der Mode“? Die Gründung des Zentralinstituts für Theaterwissenschaft an der Universität Wien 1943, Wien [u.a.]: Lit-Verlag 2008 (=Austria: Universitätsgeschichte, Bd. 3), S. 15–51.

Forschungsapparat sollte als Basis für die Entwicklung neuer theaterwissenschaftlicher Methoden dienen, die nach NS-ideologischen Kriterien ausgerichtet waren.⁵⁰³ Besonderen Wert legte der erste Wiener Ordinarius für Theaterwissenschaft auf die darin enthaltenen Sondersammlungen, zu denen auch Houbens zensurhistorische Sammlung zählte. Im Arbeitsbericht des Zentralinstituts 1943/44, einer der wenigen das Zensurarchiv betreffenden Quellen, betonte Kindermann den forschungsrelevanten Mehrwert des Bestandes folgendermaßen:

„Durch eine glückliche Fügung konnte der Berichterstatter [Kindermann] für das Zentralinstitut aus dem Nachlass des Literatur- und Theaterforschers Houben jene reichhaltigen 30 Faszikel erwerben, in denen er gegen Ende seines Lebens in allen wichtigen Polizei=Archiven Deutschlands philologisch getreue Aufzeichnungen über die Zensur, besonders die Theaterzensur des 18. und 19. Jahrhunderts, vorgenommen hatte. Viel heute Vernichtetes oder Unzugängliches ist hier festgehalten und kann nun der Forschung zugänglich gemacht werden.“⁵⁰⁴

Was Kindermann hier als „glückliche Fügung“ bezeichnete, war der schwierigen finanziellen Situation Granow-Houbens nach dem Ableben ihres Mannes geschuldet. Auch die militärischen Angriffe auf Berlin in den 1940er Jahren dürften ihre Entscheidung, weiteres Material aus dem Archiv Houbens zu verkaufen, in starkem Maße beeinflusst haben. Damit war die Ausgangslage für eine der grundlegendsten Sammelstrategien Kindermanns geschaffen, da dieser laufend an Privatpersonen und große Institutionen herantrat und ihnen anbot, ihre Sammlungen zu übernehmen, um sie vor den Gefahren des Krieges zu „sichern“.⁵⁰⁵

Granow-Houben berichtete Bergmann am 1. März 1944, sie habe momentan überhaupt keine Einnahmen, da alle ihre Verlage „ausgebombt“ seien und setzte direkt danach: „Dass Sie sich für die Zensurakten einsetzen wollen, freut mich sehr; es ist eine Unmenge Arbeit darin enthalten, die doch genutzt werden sollte.“⁵⁰⁶ Diesem wichtigen Hinweis folgen leider keine weiteren Angaben, da es sich dabei um den letzten Brief der Korrespondenz zwischen Granow-Houben und Bergmann in den LLBD-Beständen handelt. Es kann jedoch angenommen werden, dass der Grabbe-Forscher in den Verkauf der Sammlung involviert gewesen ist. Anhand des Arbeitsberichts lässt sich nachweisen, dass das Zensurarchiv zwischen 1943

⁵⁰³ Die Ausrichtung der Sammlungen und Strategien Kindermanns beschreibt Cuba ausführlich. Siehe: Cuba: Die Gründung eines theaterwissenschaftlichen Forschungsapparates im Nationalsozialismus, S. 142–173.

⁵⁰⁴ Heinz Kindermann: Das erste Arbeitsjahr des Zentralinstituts für Theaterwissenschaft an der Universität Wien. Ein Bericht von Univ.-Prof. Dr. Heinz Kindermann. Unveröffentlichtes Manuskript, o.D. [vermutlich Mai 1944], S. 7.

⁵⁰⁵ Vgl. Cuba: Die Gründung eines theaterwissenschaftlichen Forschungsapparates im Nationalsozialismus, S. 147–148.

⁵⁰⁶ Vgl. Brief Granow-Houben an Bergmann vom 01.03.1944, LLBD 12/21/069.

und 1944 vom Zentralinstitut erworben wurde, weitere Unterlagen über den Verkaufsvorgang liegen in den (sehr lückenhaften) Akten des TFM-Archivs nicht vor. Ob Bergmann danach wirklich direkt an der Überstellung des Zensurarchivs an das Wiener Zentralinstitut für Theaterwissenschaft beteiligt war, lässt sich nicht eruieren. Es kann jedoch bestätigt werden, dass Bergmann das Material gesichtet hat: Der alphabetisch nach Schlagworten geordnete Bestand enthält keine Unterlagen zum Dramatiker Grabbe, obwohl sich Houben ausgiebig mit den Zensurerlebnissen des Autors auseinandergesetzt hat. In der Tat liegt aber folgende unterzeichnete handschriftliche Notiz Alfred Bergmanns auf dem Konvolut „Graf Kirsanoff“ vor, das alphabetisch direkt nach Grabbe gereiht gewesen wäre und unten abgebildet ist: „Den Grabbe habe ich am 19.9.1943 für das Grabbe-Archiv entnommen.“⁵⁰⁷

Den Grabbe habe ich am 19.9.43 für das Grabbe-Archiv entnommen Alfred Bergmann

"Graf Kirsanoff"

Berlin, den 24. November 1878

G.A.

Die Direktion des Residenztheaters hat das anliegende Schauspiel "Graf Kirsanoff" hier eingereicht.

Dieses Stück behandelt eine Verschwörung der Polen gegen Russland und spielt im Jahre 1877, also in unserer Zeit. Es ist voll von nihilistisch-sozialistischen Ansichten und dürfte auf keinen Fall sich zur Aufführung eignen in einer Zeit, wo die Gemüter an sich schon erregt erscheinen. Gegen die Genehmigung des Stückes sprechen die durch Streifen bezeichneten Stellen, die übrigens von der Regie des Theaters selbst bereits als unstatthaft mit Blaustrich bezeichnet sind; namentlich pp 15a, 19a, 32, 35, 48, 68a, 69a u. folg., 71a, 73 ff, 74a, 84, 85, 106 usw. Ich beantrage demnach ganz gehorsamst, dass die Genehmigung des Stückes pure verweigert wird, umso mehr, als selbst, wenn eine Aenderung des Stückes in Aussicht gestellt werden sollte, doch der Geist desselben nicht zu ändern sein würde, und dieser gerade sich in nihilistischer Tendenz durch das Ganze hindurchzieht.

gez. Sack

Berlin, den 25. November 1878

An die Direktion des Residenztheaters, hier

per 22. Nov.

Dass pp. erhält anliegend das hierher eingereichte Schauspiel "Graf Kirsanoff" mit dem Eröffnen zurück, dass dasselbe zur Aufführung nicht für geeignet erachtet und letztere daher nicht genehmigt werden kann.

Kgl. Pol. Präs.

Abb. 8) Transkript von Akten zum Aufführungsverbot von *Graf Kirsanoff*, TFMA/204.G066.

⁵⁰⁷ Record Set [Graf Kirsanoff](#), TFMA/204.G066.

Die wenigen Hinweise zum Erwerbsprozess deuteten zunächst darauf hin, dass der Bestand bereits 1943 an das Zentralinstitut gelangt war, weshalb davon auszugehen war, dass Bergmann das Grabbe-Material in Wien herausgenommen hat. Der Brief von Granow-Houben macht jedoch deutlich, dass das Zensurarchiv mindestens bis März 1944 noch in Ihrer Wohnung in Berlin-Neukölln gewesen ist und demzufolge sie es war, die Bergmann die Unterlagen zu Grabbe aushändigte. Der Verkauf und die Übersiedelung des Bestandes von Granow-Houben an das Zentralinstitut müsste jedoch kurz danach vollzogen worden sein, da die *Volks-Zeitung* bereits am 9. Mai 1944 berichtete:

„Entdeckerfreude spiegelt sich in den Augen Professor Kindermanns, wenn er von der letzten Neuerwerbung für das Archiv des Zentralinstituts erzählt. Es ist auch eine nicht alltägliche Sammlung, die diesmal erstanden wurde und nun für die Forschungsarbeit erschlossen wird. Der Berliner Privatgelehrte Professor Houben beschäftigte sich gegen Ende seines arbeitsreichen Lebens mit dem Problem der Zensur im allgemeinen und dem der Theaterzensur im besonderen. ‚In mühevoller Arbeit fertigte er Abschriften von Zensurakten an‘, erzählt Professor Kindermann. ‚Dreißig prall gefüllte Mappen enthalten Material aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Der Privatgelehrte kam leider nicht mehr dazu, das umfangreiche Archiv zu bearbeiten, weil er inzwischen verstarb. Nun wurde sein Nachlaß von uns erworben. Nach der Sichtung wird er die Unterlage für wissenschaftliche Arbeiten, die sich mit dem Thema Theaterzensur beschäftigen, bilden.“⁵⁰⁸

Ob die Dokumente aus dem Zensurarchiv tatsächlich Studierenden als Lehrmaterial zur Verfügung gestellt wurden, konnte bisher nicht eruiert werden. Offensichtlich ist jedoch, dass Materialien zu exponierten Autor:innen fehlen, obwohl Houben sich nachweislich mit ihren Zensurerlebnissen auseinandergesetzt hat.⁵⁰⁹ Dieser Umstand deutet eher darauf hin, dass der Bestand für persönliche Forschungszwecke Kindermanns und seines engeren Umfelds genutzt wurde. Diese These wird auch durch die Tatsache gestützt, das eindeutig aus dem Zensurarchiv entnommene Schiller-Unterlagen vor wenigen Jahren in Kindermanns Nachlass am Institut aufgefunden wurden.⁵¹⁰ Neben diesen Dokumenten und der Notiz Bergmanns konnte ich jedoch keine anderen konkreten Nachweise dafür finden, dass Material entnommen wurde. Die alphabetische Ordnung des Bestandes macht aber weitere Auffälligkeiten deutlich: Fast alle Buchstaben sind mit Schlagworten vertreten, die Gruppen „A“ und „W“ sowie „Z“ fehlen jedoch. Ebenso befindet sich nur das Konvolut „Brockhaus“ in der Schlagwortgruppe „B“, was im Gegensatz zum restlichen Material als sehr ungewöhnlich

⁵⁰⁸ 30 Faszikel Zensurakten. In: *Volks-Zeitung*. Jg. 90/Nr. 127. 09.05.1944, S. 2.

⁵⁰⁹ Ein prägnantes Beispiel dafür ist der Naturalist Gerhart Hauptmann (1862–1946), dem ein eigenes Kapitel in Houbens *Verbotene Literatur* (1924; S. 337–368) gewidmet ist – das Zensurarchiv beinhaltet jedoch kein Material zu Hauptmann oder einem seiner Werke.

⁵¹⁰ Vgl. Piech: *Das Zensurarchiv Houben*, S. 26–27.

erscheint.⁵¹¹ Auch die gesamte Gruppe „G“ wurde erst 2017 durch Zufall während des Umzugs des Archivs und der Bibliothek in die Rotunde im UZA II in den ehemaligen Institutsräumlichkeiten der Wiener Hofburg aufgefunden.

Auf eine persönliche Verbindung zwischen Houben und Kindermann gibt es bisher keine Verweise, Kohärenzen finden sich aber in deren zentralen Forschungsinteressen. Auffällig sind mitunter die inhaltlichen Überschneidungen in den theater- und literaturhistorischen Publikationen der beiden Literaturwissenschaftler im Diskurs der Goethe-Forschung.⁵¹² Dass Kindermann das Zensurarchiv aufgrund der Verknüpfung über die Forschung zu Goethe als theaterhistorische Sammlung für das Zentralinstitut erworben hat, ist eine der überzeugendsten Thesen zum Erwerbungskontext. Houben dürfte außerdem mit Carl Niessen bekannt gewesen sein, der als Privatdozent für Theaterwissenschaft an der Universität Köln bereits seit den 1920er Jahren ähnliche Sammlungsziele wie der Wiener Ordinarius verfolgte, um seine Position innerhalb der NS-wissenschaftspolitischen Ausrichtung des Fachs zu stärken.⁵¹³ Niessen war Kindermanns „schärfster Kritiker und Konkurrent“, wie Martina Cuba in ihrer Auseinandersetzung über den offenen Disput der beiden Sammlungsgründer zwischen 1943 und 1944 feststellt.⁵¹⁴ Houbens Zensurarchiv war demnach offensichtlich unter den führenden Protagonisten bekannt, die sich über den Aufbau von Forschungsapparaten in der noch kaum institutionell etablierten Disziplin Theaterwissenschaft positionieren wollten. Dass die Sammlung an der Wiener und nicht der Kölner Institution gelandet ist, hängt wahrscheinlich mit Kindermanns erheblicher Machtposition zusammen, die durch seine intensive Anbindung an das Reichserziehungsministerium gegeben war.

Die vorgestellten Problematiken sowie die lückenhafte Dokumentation von Erwerbungen in den Archivakten sind eindeutig auf die fehlende Sorgfalt in den Gründungsjahren des Instituts zurückzuführen. Kindermann profitierte massiv von den Aneignungsprozessen der NS-Wissenschaftspolitik und akkumulierte Bücher und Archivalien aus zahlreichen geraubten Beständen – gewissenhafte Praxis gegenüber dem laufend erweiterten Forschungsapparat

⁵¹¹ Der Großteil der 52 Dokumente behandelt das Taschenbuch *Urania*, welches zwischen den 1810er und 1840er Jahren im Brockhaus-Verlag herausgegeben wurde. Es könnte demnach auch der Gruppe „U“ zugeordnet werden, wodurch kein Schlagwort mehr unter „B“ vorliegen würde.

⁵¹² Inwiefern Kindermann Houbens Arbeiten auch in seinen Publikationen rezipierte, habe ich bereits skizziert. Siehe: Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 24–27.

⁵¹³ Houben schreibt Bergmann im Herbst 1924, Niessen sei dieser Tage bei ihm gewesen und war begeistert von dessen Plan, neues Material aus seiner Grabbe-Sammlung zu veröffentlichen. Vgl. Brief Houben an Bergmann vom 04.09.1924, LLBD 12/22/007; Des Weiteren existiert ein Brief des völkisch-nationalsozialistischen Schriftstellers und späteren SS-Funktionärs Walther Ilges (1870–1941) aus dem Jahr 1929 im Zensurarchiv, in dem er Houben auf Anregung Niessens über Proteste gegen sein Revolutionsdrama *Die Laterne* in Köln berichtet und ihm einen Zeitungsartikel dazu übermittelt. Vgl. Brief Ilges an Houben vom 16.11.1929, Record Set [Ilges, Franz Walther](#), TFMA/204.I004.

⁵¹⁴ Cuba: Die Gründung eines theaterwissenschaftlichen Forschungsapparates im Nationalsozialismus, S. 136.

wurde dabei grundsätzlich vernachlässigt.⁵¹⁵ Gerade die quellenbasierten Arbeiten aus dieser Zeit hatten erheblichen Einfluss auf Kindermanns Karriere nach 1945, wie Birgit Peter als Expertin für theaterwissenschaftliche Fachgeschichte auch in ihrem neuesten Beitrag *Transformationen von NS-Theaterwissenschaft in eine international renommierte Disziplin* (2023) anhand unzähliger Dokumente darlegen kann.⁵¹⁶ Peter beschreibt ausführlich, wie der NS-Ideologe im Mai 1945 im Rahmen der institutionellen Entnazifizierung von seinem Posten enthoben aber bereits 1954 wieder als Institutsleiter eingesetzt wurde und sich danach erneut als theaterwissenschaftlicher Grundlagenforscher und Theaterhistoriker etablieren konnte.⁵¹⁷ Dasselbe gelang auch seiner ehemaligen wissenschaftlichen Mitarbeiterin Margret Dietrich (1920–2004), die ebenfalls seit 1943 am Institut tätig war, 1966 das Ordinariat für Theaterwissenschaft übernahm und die Forschungseinrichtung bis in die 1980er Jahre leitete. Die Aufarbeitung dieser prägenden „Verankerung NS-ideologischer Wissenschaftsauffassung“ im theaterwissenschaftlichen Fach ist essentiell für die TFM-Archivleiterin Peter und wird fortlaufend über Projekte mit den Beständen des Archivs und der Bibliothek unterstützt.⁵¹⁸ Auch die vorliegende Auseinandersetzung reiht sich in diese Bestrebungen ein und soll aufzeigen, wie die individuellen Entscheidungen von Kustod:innen auf die Strukturen „ihrer“ Sammlungen einwirken.

Die öffentliche Bekanntgabe Kindermanns zum Ankauf des Zensurarchivs diene vermutlich der Stärkung seines wissenschaftspolitischen Machtanspruchs als Literaturwissenschaftler, indem damit ein direkter Bezug zu den damals sehr prominenten Arbeiten Houbens hergestellt wurde. Die Übernahme des Bestandes durch das Zentralinstitut und der achtlose Umgang mit dem Material führte aber dazu, dass die Sammlung lange für die Forschungsgemeinschaft unzugänglich blieb und fast in Vergessenheit geriet. In der *Denkschrift* (1945/1946) über die Zukunft des theaterwissenschaftlichen Instituts benannte der Literaturwissenschaftler Eduard Castle, dem die Leitung nach Kindermanns Amtsenthebung bis 1949 interimistisch

⁵¹⁵ Vgl. Birgit Peter: *Transformationen von NS-Theaterwissenschaft in eine international renommierte Disziplin*. Die langen Karrieren von Heinz Kindermann und Margret Dietrich. In: B. Peter & S. Tiefenbacher & K. Illmayer (Hg.): *TFMJ. Journal for Theater, Film and Media Studies*. Vol. 67/Heft 1–2/Böhlau 2023 (=Demaskieren. Fachgeschichte und Erinnerungspolitik als Vita activa), S. 19–62, hier S. 24–25.

⁵¹⁶ Vgl. Peter: *Transformationen von NS-Theaterwissenschaft in eine international renommierte Disziplin*, S. 30–42.

⁵¹⁷ Insbesondere die problemlose Aufnahme Kindermanns in die „Österreichische Akademie der Wissenschaften“ im Jahr 1960 führt Peter als wichtige Hilfestellung für seine Reetablierung im theaterwissenschaftlichen Fach an. Vgl. Birgit Peter: *Transformationen von NS-Theaterwissenschaft in eine international renommierte Disziplin*, S. 30–42.

⁵¹⁸ Birgit Peter: *Transformationen von NS-Theaterwissenschaft in eine international renommierte Disziplin*, S. 60.

übertragen wurde, die Sammlung noch in einer Aufzählung als Teil der Archivbestände.⁵¹⁹ Danach war das Material viele Jahrzehnte lediglich institutsintern bekannt, auch die editionsphilologischen Arbeiten Houbens gerieten parallel dazu mehr und mehr in Vergessenheit. Gerade seine zensurhistorischen Publikationen blieben jedoch im wissenschaftlichen Literaturkanon verankert und werden bis heute rezipiert – die dazugehörige Sammlung wird darin nicht thematisiert.⁵²⁰ Erst über fünfzig Jahre später findet sich in Ute Schneiders Beitrag zu Houben im *Internationalen Germanistenlexikon* (2003) folgender Hinweis auf das Material: „Bibl. des Instituts für Theaterwiss. der Univ. Wien, Teilnachl.: Mss., Exzerpte, Aktenabschriften, Zeitungsausschnitte.“⁵²¹ Damit wurde erstmal wieder ein Konnex zwischen Houben und dem Wiener Institut hergestellt, es blieb jedoch weiterhin unbekannt, dass es sich dabei um das Zensurarchiv handelt.⁵²²

Die verschiedenen Projekte von Bibliothek und Archiv des TFM Instituts, die der Aufarbeitung dieser wissenschaftspolitischen Einschreibungen gewidmet sind, konnten jedenfalls den Blick für derartige Unstimmigkeiten innerhalb der Sammlungsstrukturen schärfen. Es stellte sich heraus, dass neben den Materialien im Zensurarchiv auch Bücher aus der privaten Bibliothek Houbens an das Zentralinstitut gelangt waren. Diese sind leicht zu identifizieren, da Houben sie mit seinem gestempelten Exlibris versehen hat.⁵²³ Viele dieser Bücher sind bis heute im aktiven Bibliotheksbestand, andere sind mittlerweile ausgeschieden. Vor allem rare Drucke und wertvolle Erstausgaben darunter wurden vom aktiven Bibliotheksbestand in das Archiv überführt. Darunter befindet sich auch die auf der folgenden Seite abgebildete Sammlung *Schutt* (1835), die Dichtungen von Anastasius Grün enthält. Die chronologisch geordnete Liste der 24 Titel, deren Provenienz Houbens Bibliothek bis dato zugewiesen werden konnte, ist im Anhang dieser Studie unter den Quellen aus dem TFM Archiv angeführt.

Kindermann erwähnte diese Bücher in keinem der angeführten Dokumente, weitere Hinweise auf den Verbleib von Houbens Bibliothek liegen nur fragmentarisch vor. Die wertvolleren Werke daraus musste Granow-Houben bereits in den 1930ern veräußern – diese wurden 1938

⁵¹⁹ Vgl. Eduard Castle: Denkschrift zu der Frage über die Erhaltung des Zentralinstituts für Theaterwissenschaft Wien. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung. Bd. 2/1945–1946, S. 234–241, hier S. 237–238.

⁵²⁰ Eine Übersicht und Auseinandersetzung mit „Houben-Rezeptionen“ seit den 1950er Jahren findet sich in meiner Masterarbeit. Siehe: Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 51–77.

⁵²¹ Schneider: Heinrich Hubert Houben, S. 812.

⁵²² Auch Wolfgang Rasch, einer der wenigen Houben-Experten, war nicht darüber unterrichtet, dass es sich bei den erwähnten Bibliotheks-Beständen um Houbens zensurhistorische Sammlung handelt. Dies teilte er mir während einer kurzen digitalen Korrespondenz in einem E-Mail vom 8. April 2020 mit.

⁵²³ In einigen Fällen ist das Exlibris angeschnitten, was auf Neubindungen oder ähnliches hindeutet. Es ist also möglich, dass weitere Bücher aus Houbens Bibliothek in den TFM-Beständen befindlich sind, aber aufgrund eines fehlenden Stempels nicht mehr identifizierbar sind.

vom Antiquariat Agnes Straub in Berlin verkauft.⁵²⁴ Rasch hat vermerkt, dass der Berliner Antiquar Carlos Kühn (1928–2010) erst Anfang der 1970er Jahre den immer noch umfangreichen Rest aus Houbens Bibliothek erwerben konnte, einzelne Handexemplare Houbens befinden sich wohl immer noch in den Antiquariatsbeständen der Buchhandlung Carl Wegner.⁵²⁵



Abb. 9) Schmutztitel aus Anastasius Grüns *Schutt* (1835), Bibliothek Houben, TFMA/204.

⁵²⁴ Vgl. Folter: Deutsche Dichter- und Germanistenbibliotheken, S. 106; Die Universitätsbibliothek Heidelberg besitzt den Katalog mit Angabe von Erwerbungen aus Houbens Bibliothek unter ihren historischen Beständen. Er ist digital einsehbar unter: <https://doi.org/10.11588/diglit.62865#0002>.

⁵²⁵ Rasch kaufte in der Buchhandlung Carl Wegner, für die Kühn tätig war, noch Ende des 20. Jahrhunderts das mit zahlreichen Notizen und Anmerkungen versehene Handexemplar von Houbens Dissertation *Studien über die Dramen Gutzkows* (1898). Vgl. Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale, Anm. 8.

Houbens Archiv ist über die gesamte westliche Welt verstreut, wenige Korrespondenzen aus seinem schriftlichen Nachlass befinden sich in verschiedenen deutschsprachigen Archiven. Einzelne Briefe des Privatgelehrten sind, neben den bereits erwähnten Institutionen, Teil diverser Nachlässe in der Bayrischen Staatsbibliothek in München, dem Theatermuseum Düsseldorf oder im Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek.⁵²⁶ Der Verlagsnachlass von F. A. Brockhaus im Sächsischen Staatsarchiv enthält innerhalb der Abteilung „Stellungnahmen zu Verlagsvorhaben aus den Jahren 1907–1919“ ebenso Dokumente Houben betreffend.⁵²⁷ Das Deutsche Literaturarchiv Marbach bewahrt eine Korrespondenz-Mappe des Privatgelehrten als Einzelautografen auf.⁵²⁸ Teile seines Arbeitsnachlasses sind in der Laube-Sammlung in Leipzig untergebracht, seine Gutzkow-Sammlung schließt sich dem in Frankfurt a.M. verwahrten Nachlass Gutzkows an. Die Literaturzeitschriften *Telegraph für Deutschland* und die *Literarischen und kritischen Blätter der Börsen-Halle* sind in das Detmolder Grabbe-Archiv eingegliedert und seine Eckermann-Sammlung gelangte ebenso wie das Material zu Gutzkow in die Goethe-Stadt Frankfurt a.M., da er seinen Bestand im Jahr 1930 dem Freien Deutschen Hochstift überließ.⁵²⁹

In einigen Fällen fanden Houbens Sammlungen also ihren Weg zu den geeigneten Institutionen, auch das lange unbekannte Zensurarchiv hat unter den theaterhistorischen Beständen in Wien einen Platz in der für Theatergeschichte bedeutenden Stadt gefunden. Bemerkenswert ist außerdem Houbens biografie-historische Material-Sammlung zu Sibylle Mertens-Schaaffhausen, welche im Historischen Archiv der Stadt Köln untergebracht ist.⁵³⁰ Darunter sind unzählige Briefkonvolute mit den für Houben typischen Abschriften von Korrespondenzen sowie die Entwürfe für seine Biografie der Kölner Archäologin, die der Privatgelehrte ursprünglich auf 32 ausgiebige Kapitel angelegt hatte. Außerdem enthält der Bestand Mertens-Schaaffhausens 100 Stück umfassende Dactylothèque (Abgüsse von

⁵²⁶ Die Suche nach „Heinrich Hubert Houben“ im [Kalliope-Verbund](#), Nachweisinstrument für Nachlässe, Autografen und Verlagsarchive, ergibt insgesamt 281 Treffer in unterschiedlichsten Beständen.

⁵²⁷ Schneider gibt das Konvolut 2003 mit der Information „2 Mikrofilme: 671 Bl.“ an, was darauf hindeutet, dass dieser Teil des Nachlasses nicht genauer erfasst ist. Die Suche über den Kalliope-Verbundskatalog und die Bestandsübersicht im Leipziger Staatsarchiv ergibt keine Ergebnisse dazu. Auch die Gliederung des Bestands im Online-Katalog weist eine Lücke zwischen 1906 und 1932 auf, also genau den Jahren, in denen Houben mit dem Verlag zutun hatte. In: Schneider: Heinrich Hubert Houben, S. 812.

⁵²⁸ Darunter u.a. eine Postkarte, die Houben seiner Frau 1924 aus Wien geschickt hat: Deutsches Literaturarchiv Marbach, B: Houben, Heinrich Hubert, <https://www.dla-marbach.de/find/opac/id/BF00028618/>.

⁵²⁹ Vgl. Ernst Beutler (Hg.): Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. Frankfurt a.M.: A. Osterrieth 1928, S. 351; Die Unterlagen sind heute in die Bestände des Frankfurter Goethe-Museums eingegliedert. In den digitalen Sammlungen ist ein Skizzenbuch Eckermanns zu finden, das aus Houbens Materialien stammt: *Skizzenbuch mit Pflanzen- und Tierstudien*, III–15362, <https://goethehaus.museum-digital.de/object/4836>.

⁵³⁰ Material und Typoskript zur H. H. Houben: Die Rheingräfin. Das Leben der Kölnerin Sibylle Mertens-Schaaffhausen, Historisches Archiv mit Rheinischem Bildarchiv/1056/A1–A31. Siehe: <https://historischesarchivkoeln.de/archive.xhtml>.

Gemmen)⁵³¹, Stammtafeln der Familie sowie den Versteigerungskatalog ihrer Sammlung aus dem Jahr 1859. Welche Bedeutung diese eigenständige Sammlung für Houbens biografische Forschungspraxis hatte, wird das folgende Kapitel aufklären.

⁵³¹ Gemmen sind Schmucksteine aus (Halb-)Edelsteinen, die durch Gravuren mit Motiven versehen wurden. Diese waren in der hellenistisch-römischen besonders beliebt und dienten häufig zur Versiegelung von Dokumenten. Sammler:innen dieser auch kunsttechnisch hochwertigen Objekte im 19. Jahrhundert sahen darin ein „Abbild der Antike im Kleinformat“. In: Rottloff: Die berühmten Archäologen, S. 31.

5. Die biografische Praxis H. H. Houbens unter kanonkritischer Perspektive

Wie bereits anhand seines privaten Archivs dargestellt, basierte die Forschungspraxis Houbens auf akribischen Recherchetätigkeiten, umfangreichen Quellenkenntnissen und sorgfältig zusammengestellten Materialsammlungen. Im folgenden Kapitel werden die daraus gewonnen Erkenntnisse erneut aufgegriffen, um sich dieser spezifischen Praxis über seine biografischen Publikationen zu nähern. Im Falle von unveröffentlichten Biografien oder themenbezogenen biografischen Berichten sind Autografen eine wichtige und oftmals auch die einzige Quelle, um sich den zu erforschenden Individuen nähern zu können. Gerade Houbens gründlich recherchierte Editionen von Schriftwechseln und Tagebüchern diverser Persönlichkeiten aus dem 19. Jahrhundert, berichten von einer wiederholten sowie erfolgreichen Suche nach unbearbeiteten Dokumenten und umfassenden Forschungsinteressen. Dass der Privatgelehrte seine Forschungs- und Sammeltätigkeiten auf nicht-kanonisierte Individuen richtete, kann als paradigmatisch für seine wissenschaftliche Praxis bezeichnet werden. Diese spezifische Arbeitsweise dokumentierte Houben zwar nicht explizit, er reflektierte sie jedoch in den Rahmentexten seiner Publikationen und positionierte sich darin als Sammler, Herausgeber und Literaturhistoriker. Im folgenden Kapitel werden daher die spezifischen Kontexte untersucht, in welche er die von ihm behandelten Biografien setzte, sowie die persönlichen Haltungen aufgezeigt, die er als Forscher in diese Diskurse einbrachte. Fokussiert werden dabei seine Werke über literarisch-künstlerisch und wissenschaftlich tätige Frauen aus dem 19. Jahrhundert, da Houbens spezifische Form der Auseinandersetzung mit diesen Kulturproduzentinnen von besonderer Bedeutung für die kanonkritische Perspektive der wissenschaftsgeschichtlichen Prozesse ist, in denen die Praxis des Privatgelehrten verankert ist.

Eben jene Persönlichkeiten, denen Houben für seine biografischen Werke nachspürte, sind größtenteils weniger beachtete Akteur:innen, die jedoch häufig in einem konkreten Verhältnis zu kanonisierten Autor:innen stehen. Ein prägnanter Komplex für diese Form der Annäherung sind seine Eckermann-Arbeiten, in denen der gelehrte Dichter Goethe und dessen soziales wie literarisches Netzwerk in Weimar den Mittelpunkt der Untersuchung darstellen. Die Grundlage seiner Eckermann-Forschung war also vorrangig durch dessen Berührungspunkte mit Goethe gegeben, Houben stellte jedoch wiederholt Bezug zu anderen Kontexten her und positionierte sich aktiv dazu. Biografische Daten zu Eckermann wurden damals primär für Goethe-philologische Studien aufgearbeitet, Houbens zweibändiges Werk über den Dichter sollte aber für eine Vielzahl an Fragestellungen herangezogen werden können. Dies begründete der Privatgelehrte mit dem Hinweis auf die Besonderheiten dieser Biografie, die

neben den Bezügen zu Goethe auch in vielen weiteren interessanten Diskursen verankert war: „Denn ein so eigentümliches Schicksal wie das Eckermanns – anspruchsvoller ausgedrückt: das Problem Eckermanns – ist im rein menschlichen Sinne zu bedeutungsvoll, um in einem mehr oder weniger gelehrten Anhang selbst zu Goethes Leben als Stein unter Steinen eingemauert zu werden.“⁵³² Houben interessierte sich also „im rein menschlichen Sinne“ für vernachlässigte oder außerhalb der definierten Zentren agierenden Akteur:innen und beschäftigte sich vorzugsweise mit Biografien, in denen er Überschneidungen zu seinem eigenen Lebensstil erkannte. Der Sozialphilosoph Bourdieu basiert das Auswahlverfahren für schöpferische Projekte auf den „Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien“, welche den Kulturproduzent:innen aufgrund eines spezifischen Werdegangs in ihrem Habitus angelegt sind.⁵³³ Abhängig von diesen Kategorien konnte auch Houben zunächst alle ihm verfügbaren Untersuchungsgegenstände wahrnehmen und danach der Neigung nachgehen, „die selber von den Interessen bestimmt ist, die mit seiner Position im Spiel zusammenhängen“, einen bestimmten davon zu ergreifen.⁵³⁴ Für das spezifische Auswahlverfahren des Privatgelehrten waren vor allem zwei Aspekte relevant – einerseits marktökonomische Bedingungen und andererseits die Möglichkeit, mit den behandelten Persönlichkeiten zu sympathisieren. Erstere beinhalten die Option, über die Publikation nicht nur symbolisches Kapital, sondern auch möglichst hohe reale Umsatzzahlen zu erzielen. Unveröffentlichtes biografisches Material kann für einen großen Leser:innenkreis von Interesse sein, vor allem wenn die fokussierte Person Verbindungen zu kanonisierten Akteur:innen aufweist und über diese Bezüge positioniert werden kann. Der zweite Aspekt war durch Houbens ausgeprägte persönliche Haltung gegeben, sich grundsätzlich nicht mit Inhalten zu beschäftigen, die seinen Interessen zuwiderliefen. Doch inwiefern drückten sich diese Bedingungen in Bezug zu den von ihm untersuchten Frauenbiografien aus?

5.1 Unabhängigkeitsbestreben und unkonventionelle Lebensstile der Schopenhauer-Frauen

Houben leitete sein biografisches Vorwort zu Adele Schopenhauers *Tagebuch einer Einsamen* (1921) mit den Beisätzen „des Philosophen Arthur Schopenhauer glücklose Schwester, der vor einem Jahrhundert vielgelesenen Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer vielseitig begabte Tochter“ ein.⁵³⁵ Damit lokalisierte er die Biografie innerhalb

⁵³² Houben (Hg.): *Sein Leben für Goethe* (Bd. 1), S. VII.

⁵³³ Bourdieu: *Praktische Vernunft*, S. 65.

⁵³⁴ Bourdieu: *Praktische Vernunft*, S. 65.

⁵³⁵ Houben (Hg.): *Tagebuch einer Einsamen*, S. LXV.

der Schopenhauer-Forschung, identifizierte jedoch die Schriftstellerinnen Adele und Johanna Schopenhauer als die Sympathieträgerinnen seiner Untersuchung, während der schon damals deutlich stärker kanonisierte Philosoph nie im Zentrum seiner Publikationen stehen sollte. Die autobiografischen Lebenserinnerungen Johanna Schopenhauers über die Zeit in ihrer Heimatstadt Danzig, die ihre Tochter Adele ein Jahr nach deren Tod als *Jugendleben und Wanderbilder* (1839) veröffentlichte, zählte Houben 1924 zu den „anziehendsten Werken der deutschen Memoirenliteratur“.⁵³⁶ Der Literaturhistoriker schätzte daran vor allem ihre „reife, geschmackvolle Erzählkunst“, die auf der erstaunlich detaillierten Erinnerung und scharfen Beobachtungsgabe der vielgereisten Frau basierte.⁵³⁷ Unterlagen zu den Memoiren aus ihrem Leben in Weimar, in dem die Schriftstellerin zu den einflussreichsten und beliebtesten Gastgeberinnen in Goethes Umfeld zählte, lagen damals jedoch nicht vor. Diese Leerstelle in Johanna Schopenhauers Leben zwischen 1806 und 1829, „die ihren Namen mit der zweiten Hälfte unseres klassischen Zeitalters aufs engste verband“, füllte Houben in dem Werk *Damals in Weimar* (1924) über die Zusammenstellung von Korrespondenzen der Schriftstellerin und Berichten anderer Zeitgenoss:innen.⁵³⁸

Dem Privatgelehrten war es in Bezug auf die Materialauswahl in dieser Publikation wichtig hervorzuheben, dass er keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhob. In diesem Fall führte Houben sein Auswahlverfahren einerseits auf erschwerte Bedingungen für freiberufliches wissenschaftliches Publizieren in den 1920er Jahren zurück. Auch in diesem Fall nutzte er das dazugehörige Vorwort als das für ihn charakteristische Kommunikationsformat, um die schwierigen Arbeitsverhältnisse von Privatgelehrten und deren Einfluss auf die Qualität seiner Werke zu reflektieren:

„Die Originale der Briefe Johannas waren in den wenigsten Fällen erreichbar. Die Inanspruchnahme der öffentlichen Bibliotheken durch ein immer zunehmendes Lesepublikum erschwerte die wissenschaftliche Arbeit ungemein, und die Steigerung aller Werte schaltet den Forscher von der Bereicherung seines Materials durch den Autografenhandel so gut wie aus.“⁵³⁹

Während Houben das immer zunehmende Lesepublikum zunächst als Hindernis seiner Forschungen bezeichnete, bedankte er sich in der zweiten Auflage des Werks allerdings bei denselben Leser:innen für ihr Interesse an dem Gegenstand und hoffte auch bei dieser erweiterten Ausgabe „auf die fortdauernde Neigung der deutschen Frauenwelt, an die es in

⁵³⁶ Houben (Hg.): *Damals in Weimar*, S. 5; Adele Schopenhauer (Hg.): *Johanna Schopenhauer: Jugendleben und Wanderjahre*. In zwei Bänden. Braunschweig: Verlag von George Westermann 1839.

⁵³⁷ Houben (Hg.): *Damals in Weimar*, S. 5–6.

⁵³⁸ Houben (Hg.): *Damals in Weimar*, S. 6.

⁵³⁹ Houben (Hg.): *Damals in Weimar*, S. 8.

erster Linie gerichtet ist.“⁵⁴⁰ Eine marktökonomische Rahmung liegt im Falle dieser Publikation also in der Reflexion seines Auswahlverfahrens vor, da er das von ihm adressierte Publikum aktiv benannte. Daneben deklarierte Houben seine Sympathien mit Johanna Schopenhauer und betonte, dass die Schriftstellerin nach dem Tod ihres Mannes 1805 und der darauffolgenden Übersiedlung nach Weimar 1806 erst vierzig Jahre alt gewesen war. Daher war sie dazu berechtigt, noch Ansprüche an das Leben zu stellen, „und die Freiheit und bisher unbekannte Selbstständigkeit, die ihr durch den Tod ihres ungeliebten Gatten zugefallen war, galt ihr als ein kostbares Gut, dessen sie sich mit ruhigem Behagen zu erfreuen gedachte.“⁵⁴¹ Der Privatgelehrte reflektierte also aktiv, auf welchen Entscheidungen die Zusammenstellung von Briefen in seinen Werken basierte und erklärte seine Zustimmung mit den Unabhängigkeitsbestrebungen der Schriftstellerin. In diesem Zusammenhang beleuchtete Houben auch die Relation zu ihrem Sohn bewusst weniger detailliert als das innige, wenn auch wechselhafte Verhältnis zur Tochter, da jene einen viel stärkeren Anteil am künstlerischen Leben der Mutter hatte:

„Die inhaltsreichsten Briefe, die an ihren Sohn Arthur aus den ersten zwei Jahren ihres Weimarer Lebens, sind bruchstückweise aus älteren Veröffentlichungen bekannt; sie vollständig wiederzugeben, hätte den Rahmen meines Buches gesprengt; das Verhältnis der Mutter zu ihrem Sohn, das in diesen Papieren zugunsten der ersteren spricht, mußte zurücktreten gegenüber den Schilderungen weimarscher Zustände, an denen Arthur wenig Teil hatte, in denen aber die Mutter lebte und webte.“⁵⁴²

Anhand dieser Bemerkung wird ersichtlich, dass der Literaturhistoriker die dysfunktionalen Beziehungen innerhalb der Familie zwar reflektierte, im Gegensatz zu vielen anderen Schopenhauer-Forscher:innen der damaligen Zeit aber mit der Mutter sympathisierte. Ein weiteres Beispiel dafür ist das Kapitel *Arthur Schopenhauers Enterbung durch seine Mutter* in seiner 1925 erschienenen Anekdotensammlung *Kleine Blumen, kleine Blätter*, das Johanna Schopenhauers Testament aus dem Jahr 1823 behandelt. Houben vermittelte darin die schon damals umfassend in der Klassik-Forschung thematisierten Umstände, die dem zerrütteten Verhältnis zugrunde lagen, beschäftigte sich dabei aber ausführlicher mit der Perspektive der beiden Schopenhauer-Frauen. Die Entfremdung innerhalb der Familie hing vor allem mit der Kritik des Sohnes an dem kostspieligen und unkonventionellen Lebensstil der Mutter in Weimar zusammen. Dazu reihte sich ein Insolvenzverfahren, bei dem die unnachgiebige

⁵⁴⁰ Houben (Hg.): *Damals in Weimar*, S. 9.

⁵⁴¹ Houben: *Arthur Schopenhauers Enterbung durch seine Mutter*. In: *Kleine Blumen, kleine Blätter* 1925, S. 40.

⁵⁴² Houben (Hg.): *Damals in Weimar*, S. 7.

Haltung des Sohnes dafür mitverantwortlich war, dass die Schriftstellerin einen großen Teil ihres Vermögens verlor.⁵⁴³ Mit den Konsequenzen dieses Verlusts, zu denen sich auch viele andere problematische finanzielle Entscheidungen der Mutter angereicht hatten, musste vor allem Adele Schopenhauer kämpfen, nachdem erstere 1838 verstorben war.

Während die künstlerischen und gesellschaftlichen Tätigkeiten Johanna Schopenhauers im Mittelpunkt von Houbens Auseinandersetzung mit der Reiseliteratin standen, stellte er ihre Tochter Adele verstärkt über ihre umfassenden künstlerisch-literarischen Kompetenzen und ihr außergewöhnliches Netzwerk dar. Die Grundlage dieser beiden Komponenten war durch ihre Jugend in Weimar gegeben, in der sie nicht nur von der engen und intellektuellen Verbindung zum Gelehrten Goethe profitierte, sondern auch von den vielen anderen Kulturproduzent:innen, mit denen sie ihre Fähigkeiten in regelmäßigen Gesellschaften weiter ausbauen konnte. Die diskussionsfreudige Intellektuelle unternahm jährliche Bildungsreisen mit ihrer Mutter, wurde in verschiedenen Sprachen, Musik und Kunst unterrichtet, galt in den Gebieten Malerei sowie Vortragskunst als besonders begabt und war eine Meisterin im Erstellen der im 19. Jahrhundert beliebten Scherenschnitte.⁵⁴⁴

Der eigenen Schriftstellerei widmete sich Adele Schopenhauer erst in ihrer mitunter prekären Selbstständigkeit nach dem Tod Johanna Schopenhauers, mit der sie früher auch literarisch zusammengearbeitet hatte.⁵⁴⁵ Ihre ersten Gedichte entstanden im Weimarer Literaturzirkel „Musenverein“, den sie gemeinsam mit Ottilie von Pogwisch, der späteren Schwiegertochter Goethes, veranstaltete.⁵⁴⁶ Houben diskreditierte die Vorträge in diesen Teegesellschaften als „poetisches Gestammel“, setzte aber die Hervorhebung nach, dass sich „die Verse Adels durch Inhalt und Form auszeichneten“.⁵⁴⁷ Der Privatgelehrte versammelte eine Vielzahl an positiven Charakterisierungen der gelehrten Gesellschafterin in seinen Berichten, parallel dazu reproduzierte er aber auch abwertende Kommentare zu Charakter und Aussehen Adele Schopenhauers, „die das erotische Gezappel ihrer Freunde mit gouvernantenmäßiger Überlegenheit und übertriebener Prüderie behandelte“.⁵⁴⁸ Eben diese Zuschreibungen wurden

⁵⁴³ Vgl. Houben: Arthur Schopenhauers Enterbung durch seine Mutter. In: Kleine Blumen, kleine Blätter 1925, S. 40–47.

⁵⁴⁴ Vgl. Domietta Seeliger: [Adele Schopenhauer](#). In: Neue Deutsche Biographie 23 (2007), S. 473–474 [Online-Version].

⁵⁴⁵ Die Literaturhistorikerin Steidele berichtet beispielsweise davon, dass Adele als inoffizielle Mitarbeiterin für die Herausgabe Johanna Schopenhauers *Sämtlicher Schriften* (1830–1831) „mit allen Rechten und Pflichten“ in den Vertrag mit den Verlagen Brockhaus und Sauerländer aufgenommen wurde. In: Steidele: Geschichte einer Liebe, S. 98.

⁵⁴⁶ Die Literatur- und Schreibwerkstatt war 1816 aus dem „Deutschen Schwesternbund“ entstanden, den die jugendlichen Frauen drei Jahre zuvor im Rahmen der Befreiungskriege gegen die napoleonische Vorherrschaft für die Unterstützung von Opfern des Krieges gegründet hatten.

⁵⁴⁷ Einige dieser lyrischen Werke veröffentlichte der Partner ihrer Mutter, Georg Friedrich von Gerstenbergk (1778–1838), im Jahr 1817 unter seinem Namen. In: Houben (Hg.): Tagebuch einer Einsamen, S. XX.

⁵⁴⁸ Houben (Hg.): Tagebuch einer Einsamen, S. XVIII.

neben ihren späteren problembehafteten Vermögensverhältnissen auch häufig als Grund für ihre Ehelosigkeit und Lebens einsamkeit angenommen.⁵⁴⁹ Gleichzeitig begründete Houben die Ablehnungen, welche der Intellektuellen von manchen Zeitgenoss:innen entgegengebracht wurden, in ihren überlegenen geistigen Fähigkeiten: „[E]s scheint wie bei vielen geistig frühreifen Personen einige Zeit gedauert zu haben, bis das junge Mädchen ihre selbstbewußte Überlegenheit an Talent und Wissen mit dem gesellschaftlichen Takt in harmonischen Einklang brachte.“⁵⁵⁰

Das intellektuell überlegene Auftreten Adele Schopenhauers und eine damit einhergehende gesellschaftliche Nonkonformität scheint sich die Schriftstellerin jedoch zeitlebens beibehalten zu haben, wie auch die folgenden Quellen berichten. Houbens biografische Einleitung zu Schopenhauers Gedichten wurde 1985 gemeinsam mit seiner Edition des *Tagebuchs einer Einsamen* im Rahmen der „Liebhaber-Bibliothek“ bei „Matthes & Seitz“ in München herausgegeben. Die Buchwissenschaftlerin Rahel E. Feilchenfeldt-Steiner stellte für den Anhang dieser Ausgabe eine Briefcollage aus dem Umfeld der Schriftstellerin zusammen und beschreibt sie darin als frühe Kosmopolitin und „biedermeierliche Figur, die mit ihren Begabungen und Wunderlichkeiten in der angelsächsischen Literatur längst einen angemessenen Platz gefunden hätte und darin ein für die deutsche Literaturgeschichte ungewöhnliches Maß an Internationalität erreicht.“⁵⁵¹ Die Verknüpfung aus ihrem künstlerisch-intellektuellen Netzwerk und den Enttäuschungen, welche auf ihrer „vielfältig interpretierbaren Ehelosigkeit“ basierten, halfen ihr laut Feilchenfeldt-Steiner gleichzeitig Strategien für diesen unkonventionellen Lebensstil zu entwickeln, indem sie als „Freundin und Erfinderin“ zum Mittelpunkt verschiedener bedeutender Kreise wurde.⁵⁵² Sich außerhalb der gesellschaftlichen Normen zu bewegen war demnach keine defensive Reaktion Schopenhauers, sondern eine aktive Form der Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten weiblicher Lebensgestaltung. Die Literaturwissenschaftlerin Domietta Seeliger hat sich Mitte der 2000er-Jahre nicht nur mit der Biografie, sondern auch mit dem literarischen Werk der Dichterin auseinandergesetzt und benennt die Kritik an der sozial untergeordneten Position der Frau in der Biedermeierzeit sowie die Forderung nach verbesserten weiblichen Bildungschancen als zentrale Motive ihrer Romane.⁵⁵³

⁵⁴⁹ Houben (Hg.): *Tagebuch einer Einsamen*, S. XV–XVII.

⁵⁵⁰ Houben (Hg.): *Tagebuch einer Einsamen*, S. XVIII–XIX.

⁵⁵¹ Rahel E. Feilchenfeldt-Steiner: Aus dem Freundeskreis einer Einsamen. Briefcollage. In: Houben (Hg.): *Tagebuch einer Einsamen*, S. 278–355, hier S. 350.

⁵⁵² Feilchenfeldt-Steiner: Aus dem Freundeskreis einer Einsamen, S. 346.

⁵⁵³ Vgl. Seeliger: [Adele Schopenhauer](#).

Auch Houben untersuchte diese außergewöhnlichen Bedingungen in Adele Schopenhauers Leben. In Bezug auf ihre meist „einseitigen Heiratspläne“ nannte er die zahlreichen Personen, „bei denen sie immer wieder einen ‚Anhalt‘ im Leben zu finden hofft“.⁵⁵⁴ Die meisten dieser Erlebnisse verarbeitete sie in ihren Tagebüchern, die durch ihr literarisches Talent auch „die Form einer bewußten künstlerischen Schöpfung“ gewinnen konnten.⁵⁵⁵ Diese Zuschreibung nahm der Literaturhistoriker in Bezug zu ihren Journalen aus den Jahren 1823 bis 1826 vor und bezeichnete ihre Darstellungen darin als psychologischen Roman, der auch als „weibliches Seitenstück“ zu Goethes *Leiden des jungen Werthers* (1774) gelesen werden könnte.⁵⁵⁶ Auch Ottilie von Goethe ist eine wichtige Protagonistin in diesen Tagebüchern, Schopenhauers ebenso unerfüllten Erwartungen in ihren Beziehungen zu Frauen kontextualisierte Houben hingegen nicht als Teil dieser Enttäuschungen. Die Literaturhistorikerin Angela Steidele kennzeichnet die Verbindung zwischen den beiden intellektuellen Frauen nicht nur durch intensiven künstlerischen und freundschaftlichen Austausch, sondern auch als frustrierende Erfahrung. Während Ottilie von Goethe ihr Verhältnis als engste Freundschaft wahrnahm, waren die Empfindungen umgekehrt scheinbar stärker und Adele Schopenhauer hatte sich lange eine Liebesbeziehung mit ihr erhofft.⁵⁵⁷ Im Gegensatz dazu entwickelte sich Schopenhauers Freundschaft zu der rheinischen Kunstsammlerin, Salonière, Altertumsforscherin und Kulturmäzenatin Sibylle Mertens-Schaaffhausen zu einer „dauernden Lebensgemeinschaft“, wie auch Houben feststellte.⁵⁵⁸ Als der Privatgelehrte im Vorwort zu Schopenhauers *Gedichten* (1920) erstmals ausführlicher über das Leben dieser „in jeder Beziehung ungewöhnlichen Frau“ berichtete, beschäftigte er sich bereits seit über einer Dekade mit ihrer mehrbändig geplanten Biografie:

„Für dieses Werk [die Biografie von Mertens-Schaaffhausen] muß ich mir auch eine ausführliche Darlegung der engen Freundschaft vorbehalten, die sich bald nach der ersten Bekanntschaft zwischen Adele und der Kölnerin entspann, durch das wetteifernde Dazwischentreten andrer bedeutenden Frauen wohl manchen Wechselfällen und Stimmungslaunen unterworfen war, aber doch in ihrem innersten Kern so fest blieb, daß das Leben der beiden Frauen äußerlich und innerlich ineinander verwuchs und das der einen nicht wohl zu schildern ist, ohne zugleich das der andern zu geben.“⁵⁵⁹

Kurz nach dem Kennenlernen der beiden Intellektuellen im Jahr 1828 berichtete Schopenhauer bereits von den wissenschaftlichen und künstlerischen Interessen der

⁵⁵⁴ Houben (Hg.): Tagebuch einer Einsamen, S. XVIII.

⁵⁵⁵ Houben (Hg.): Tagebuch einer Einsamen, S. LXXV.

⁵⁵⁶ Houben (Hg.): Tagebuch einer Einsamen, S. LXVI.

⁵⁵⁷ Vgl. Steidele: Geschichte einer Liebe, S. 42–47.

⁵⁵⁸ Houben (Hg.): Die Rheingräfin, S. 69.

⁵⁵⁹ Houben (Hg.): Tagebuch einer Einsamen, S. XXIX.

Rheinländerin, ihrem außergewöhnlichen Verstand und nahm ihre Dichtungen als kühn und „fast männlich“ wahr.⁵⁶⁰ Demgegenüber bemerkte sie aber auch ihr wiederholtes „Nichtbeachten einzelner kleiner Gesellschaftsformen und ein oft zu sehr hervortretendes Ungewöhnlichsein des Geistes“ als Persönlichkeitsmerkmale der gelehrten Kölnerin.⁵⁶¹ Umgekehrt fiel Schopenhauer der 31-jährigen Mertens-Schaaffhausen, die laut Steidele nach zwölf Jahren unglücklicher Ehe mit Louis Mertens (1782–1842) „offen, lebenshungrig und neugierig“ war, als unverheiratete Frau in den Kölner und Bonner Gesellschaften durch ihr selbstsicheres Auftreten und ihre umfassende Bildung auf.⁵⁶²

Steidele rekonstruierte die Beziehung zwischen den beiden Frauen unter der Prämisse *Geschichte einer Liebe* (2010) und berichtet, dass diese Anziehung sich in den darauffolgenden Jahren zu einer Liebesbeziehung entwickelte, die durch zwei intensive mehrjährige Phasen des Beisammenseins geprägt war. Der erste gemeinsame Lebensabschnitt war durch Mertens-Schaaffhausens maßgebliche Beteiligung an der Übersiedelung der Schopenhauer-Frauen an den Rhein gegeben. Dort bewohnten sie von 1829 bis 1833 in den Sommermonaten den in ihrem Familienbesitz stehenden Zehnthof in Unkel und verbrachten die Wintermonate gemeinsam in Bonn.⁵⁶³ Bereits damals begann Louis Mertens die Beziehungen seiner Frau als Konkurrenz wahrzunehmen und versuchte, sie wieder stärker an ihre Familie zu binden. Ihren wiederholten Widerstand gegen diese Einschränkungen beschreibt Steidele als Revolte gegen die gesellschaftlich erwartete Unterordnung der Frau. In diesem Zusammenhang war jedoch die Tatsache, dass Mertens-Schaaffhausen ihre eigenen Interessen über ihre Pflichten als Ehefrau und Mutter stellte, weitaus skandalöser als ihre Beziehung zu Adele Schopenhauer.⁵⁶⁴ Nach einigen Jahren der Entfremdung, aber durchgehender Korrespondenz, folgte die mittlerweile etablierte Schriftstellerin ihrer Freundin 1844 nach Italien, wo die beiden bis 1846 zusammen waren. Danach zwang ein auf dem unkonventionellen Lebensstil der Kunstsammlerin aufbauender Erbschaftsprozess Mertens-Schaaffhausen zur Rückkehr nach Bonn. Aufgrund ausstehender literarischer Projekte und ihrer damals bereits schwerwiegenden Unterleibkrebs-Erkrankung, verbrachte Schopenhauer noch zwei weitere Jahre in Rom, Neapel und Florenz. Parallel zur einsetzenden Revolution bewältigte sie im Frühjahr 1848 die komplizierte Rückreise zu Mertens-Schaaffhausen an den Rhein und lebte dort bis zu ihrem Tod 1849 mit ihrer Partnerin zusammen.⁵⁶⁵

⁵⁶⁰ Houben (Hg.): Tagebuch einer Einsamen, S. XXXI.

⁵⁶¹ Houben (Hg.): Tagebuch einer Einsamen, S. XXXI.

⁵⁶² Steidele: *Geschichte einer Liebe*, S. 77–78.

⁵⁶³ Vgl. Houben (Hg.): Tagebuch einer Einsamen, S. XXXIV.

⁵⁶⁴ Vgl. Steidele: *Geschichte einer Liebe*, S. 93.

⁵⁶⁵ Vgl. Houben (Hg.): Tagebuch einer Einsamen, S. XLVI–LI.

Die Chemikerin und Bibliothekswissenschaftlerin Gabriele Büch kritisiert diese biografische Lesart als „Umdeutung der Intimsphäre von historischen Persönlichkeiten“ in ihrer Rezension *Adele Schopenhauer und Sibylle Mertens-Schaaffhausen: Lesbische Frauen in Deutschland um 1830?* (2011).⁵⁶⁶ Auch Büch hat sich ausgiebig und auf historischen Quellen basierend mit den beiden Intellektuellen auseinandergesetzt und zwischen 2002 und 2009 Romanbiografien über Schopenhauer und Mertens-Schaaffhausen veröffentlicht.⁵⁶⁷ Hauptargumente ihrer mitunter berechtigten Kritik, die 2011 im *Schopenhauer-Jahrbuch* erschienen ist, beziehen sich auf die fehlende Sorgfalt bezüglich Steideles historisch-kritischer Praxis und die lineare Darstellung der biografierten Frauen als eindeutig identifizierbare und prioritär lesbische Persönlichkeiten, bei gleichzeitiger Marginalisierung ihrer Beziehungen zu Männern. In Büchs Opposition zur Identifikation der Beziehung zwischen der Schriftstellerin und der Kunstsammlerin als Liebesverhältnis, bringt sie jedoch keine überzeugende Argumentation vor.⁵⁶⁸

Houbens Darstellung dieser beiden Biografien und der darin eingebetteten Verbindungen verkörperte gewissermaßen eine Mischform der vorgebrachten Perspektiven. Obwohl der Privatgelehrte Mertens-Schaaffhausen als die wichtigste Lebenspartnerin Adele Schopenhauers benannte, stützte sich seine Beschreibung ihrer Beziehung auf Marginalisierungsmuster und die Idee einer tatsächlichen Liebesbeziehung konterkarierenden Erklärungen. Schopenhauers Wunsch nach einem gemeinsamen Leben mit Mertens-Schaaffhausen identifizierte er sarkastisch als unberechtigte Eifersucht einer einsamen, unverheirateten Frau: „Wie ihre Mutter Johanna an ihren Weimarer Teeabenden die bloßen ‚Gattinnen‘ wenig schätzte, so pflegte Adele ihre Freundinnen möglichst ganz für sich mit Beschlag zu belegen und deren zufällige Ehemänner als nicht vorhanden zu betrachten.“⁵⁶⁹ Umgekehrt nahm Houben die „leidenschaftlichen Freundschaften“ Mertens-Schaaffhausens als Ersatz für die fehlende Liebe der Mutter wahr, die an den Folgen ihrer Geburt verstorben war und die ihr die Stiefmutter nicht ersetzen konnte.⁵⁷⁰ Gleichzeitig hielt er fest, dass diese Beziehungen eine ungewöhnlich große Rolle in dem auf Unabhängigkeit ausgelegten Leben der Rheinländerin spielten und ihr in Verbindung mit ihren künstlerischen und wissenschaftlichen

⁵⁶⁶ Gabriele Büch: Adele Schopenhauer und Sibylle Mertens-Schaaffhausen. Lesbische Frauen in Deutschland um 1830? In: Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft. Jg. 2011/Nr. 92, S. 355–370, hier S. 355.

⁵⁶⁷ Gabriele Büch: Alles Leben ist Traum. Adele Schopenhauer. Eine Biografie. Berlin: Aufbau Verlag 2002; Gabriele Büch: La principessa tedesca. Sibylle Mertens-Schaaffhausen. Bonn: Bouvier Verlag 2009.

⁵⁶⁸ Büch argumentiert, dass Steidele Schopenhauers „Liebe“ lediglich anhand ihrer Kunstbetrachtungen und „ohne Beachtung einer zeitlichen Abfolge“ demonstrierte, führt jedoch keine weiteren Belege gegen diese spezifische Lesart an. In: Büch: Adele Schopenhauer und Sibylle Mertens-Schaaffhausen, S. 357–358.

⁵⁶⁹ Houben: Die Rheingräfin, S. 49.

⁵⁷⁰ Houben: Die Rheingräfin, S. 17.

Interessen „ein zweites Leben schufen, das sie gegen die Ansprüche von Haus und Familie scharf abzugrenzen wußte.“⁵⁷¹

Diese widersprüchlichen Darstellungen sind ebenso in all den vorgestellten Frauenbiografien Houbens verdeutlicht, wie sein durch ausgeprägte Faszination ausgezeichneter Umgang mit der Persönlichkeit Mertens-Schaaffhausen. Neben solchen Marginalisierungsmustern entstand während der Untersuchung seiner Werke aus zeitgenössischer Perspektive hingegen wiederholt der Eindruck, dass er andere sozialpolitische Aspekte innerhalb dieser Biografien hervorhob, die erst viele Jahrzehnte später in andere Diskurse aus der Frauen- und Genderforschung eingebettet wurden. Der folgende Abschnitt behandelt diese Widersprüche anhand der Biografie Mertens-Schaaffhausens und zeigt gleichzeitig jene Aspekte darin auf, gegenüber derer sich Houben als Forscherpersönlichkeit aus dem frühen 20. Jahrhundert unerwartet aufgeschlossen zeigte.

5.2 Mertens-Schaaffhausen als zentrale Figur in Houbens frauenbiografischen Werken

Houbens Sympathie mit Mertens-Schaaffhausen, welche er in *Die Rheingräfin* (1935) „unter den zeitgenössischen Vertretern der Wissenschaft, Literatur und Kunst als eine der begabtesten und geistreichsten Frauen“ des 19. Jahrhunderts bezeichnete, ist während der Lektüre seiner Werke unübersehbar. Neben dem Kritiker Gutzkow und dem Dramatiker Laube stand die rheinische Archäologin auch am längsten im Zentrum seiner Forschungsinteressen.⁵⁷² Schon in seiner Schopenhauer-Publikation *Tagebuch einer Einsamen* (1920) kündigte er das lange geplante Werk an, welches „außer Sibyllens reichem literarischem Briefnachlaß Tagebuchaufzeichnungen aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bringen wird, die sich neben dem Besten sehen lassen dürfen, was das deutsche Schrifttum dieser Art aufzuweisen hat.“⁵⁷³ Bereits drei Jahre später charakterisierte er sie in *Erlebnisse und Geständnisse* (1923), das eigentlich Ottilie von Goethe behandelte, als außergewöhnliche Gestalt, „der ähnliche die Geschichte der deutschen Frauen, ja der Frauenwelt überhaupt nur wenige aufweist.“⁵⁷⁴ Die beiden Gesellschafterinnen hatten sich über Adele Schopenhauer kennengelernt und seitdem eine durch regen Briefkontakt und gegenseitige Unterstützung geprägte Freundschaft geführt, die für Ottilie von Goethe vor allem auch in finanzieller

⁵⁷¹ Houben (Hg.): *Die Rheingräfin*, S. 17.

⁵⁷² Houben (Hg.): *Die Rheingräfin*, S. 6.

⁵⁷³ Houben (Hg.): *Tagebuch einer Einsamen*, S. XXIX.

⁵⁷⁴ Houben (Hg.): *Erlebnisse und Geständnisse*, S. VII–VIII.

Hinsicht eine entscheidende Hilfe darstellte.⁵⁷⁵ Als Gemeinsamkeiten, wenn auch in unterschiedlichen Ausprägungen realisiert, identifizierte Houben ihren jeweiligen Anspruch auf persönliche Freiheit und Selbstbestimmung, anhand dessen er die „selbstständige Verkörperung eines modernen Menschen- und Frauenbewußtseins“ erkannte.⁵⁷⁶

Houbens Bericht über Mertens-Schaaffhausen innerhalb der Einleitung von *Erlebnisse und Geständnisse* (1923) umfasst mehrere Seiten und gibt bereits einen prägnanten Überblick über jene Aspekte aus ihrem Leben, die ihn am meisten faszinierten. Dazu zählte er ihre vielfältigen Interessen, die ambitionierten archäologisch-wissenschaftlichen Projekte, an denen sie beteiligt war sowie ihre bereits zuvor angedeuteten literarischen Fähigkeiten. Obwohl sie laut Houben auf dem Gebiet der Schriftstellerei eine „glänzende Begabung“ besaß, sind abseits der wissenschaftlichen Artikel der Altertumsforscherin keine literarischen Werke erhalten.⁵⁷⁷ Sie scheint jedoch „Narrenposen“ für die von Otilie von Goethe in Weimar herausgegebene Zeitschrift *Chaos* verfasst zu haben, zu denen aber auch der Privatgelehrte keine näheren Daten auffinden konnte.⁵⁷⁸ Der Literaturhistoriker nahm ihre literarische Begabung vorrangig über ihre Korrespondenzen und persönlichen Notizen wahr und stellte den Wert dieser Schriftwerke auf eine Ebene mit denen anderer „Briefdichterinnen oder Tagebuchkünstlerinnen“ aus dem 19. Jahrhundert, wie etwa Bettina von Arnim oder Rahel Varnhagen von Ense (1771–1833), deren bedeutenden Platz in der Literaturgeschichte er betonte.⁵⁷⁹

Mertens-Schaaffhausens literarisches Talent zeigte sich besonders in ihren Tagebüchern aus den vielen Perioden, welche die Rheinländerin in Italien verbracht hat, wo sie ihrer Wissbegierde nach antiker Geschichte und Kunst ausgiebig nachgehen konnte. Ihr Vater Abraham Schaaffhausen (1756–1824) hatte in Köln den ersten aktienbasierten Bankverein Deutschlands gegründet, ihr Mann Louis Mertens übernahm die Nachfolgeleitung des erfolgreichen Bankunternehmens. Der Reichtum ihrer Familie ermöglichte Mertens-Schaaffhausen weitgehende Unabhängigkeit, um sich ihren eigenen Interessen zu widmen, welche neben Wissenschaft, Kunst und Kultur auch religionsbezogene, gesellschafts- und sozialpolitische Fragen umfassten. Die darüber geknüpften und vielfältigen Kontakte hat die großzügige Mäzenin nach Houben dazu benutzt, wichtige Vermittlungsarbeit zwischen

⁵⁷⁵ Immer wieder unterstützte die Rheinländerin ihre Freundin Otilie von Goethe in prekären Situationen, u.a. stellte sie ihr die finanzielle Grundlage während ihrer verheimlichten außerehelichen Schwangerschaft im Jahr 1834 bereit, welche sie mit ihrer anderen Vertrauten, der Schriftstellerin Anna Jameson (1794–1860), in Wien verbrachte. Vgl. Houben (Hg.): *Erlebnisse und Geständnisse*, S. XIV–XV.

⁵⁷⁶ Houben (Hg.): *Die Rheingräfin*, S. 107.

⁵⁷⁷ Houben (Hg.): *Erlebnisse und Geständnisse*, S. VIII.

⁵⁷⁸ Houben (Hg.): *Die Rheingräfin*, S. 104.

⁵⁷⁹ Houben (Hg.): *Erlebnisse und Geständnisse*, S. VIII.

beiden Ländern zu leisten und sich aufgrund dessen eine bedeutende Position in der Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts gesichert.⁵⁸⁰

Steidele berichtet in Bezug auf ihre politische Haltung u.a. von der hohen Wahrscheinlichkeit, dass sie seit ihres ersten Genua-Aufenthalts in den 1830er Jahren die Republikbewegungen Giuseppe Mazzinis (1805–1872) unterstützte und auch den revolutionären Bestrebungen in Deutschland positiv gegenüberstand.⁵⁸¹ Houben bekräftigte diese Interpretation ebenfalls und wies auf Mertens-Schaaffhausens innige Beziehung zu der Genueser Marchese und Demokratin Laurina Spinola (1806–1838) hin, die eng mit Mazzini befreundet war. Das Verhältnis zwischen den beiden Frauen bezeichnete er als schwesterliche, aber leidenschaftliche Freundschaft, Steidele weist es jedoch als weitere Liebesbeziehung Mertens-Schaaffhausens aus.⁵⁸²

Ein weiterer wichtiger Aspekt ihrer Biografie war durch den Ausbruch einer Cholera-Epidemie während ihres Aufenthaltes in Genua gegeben, in der sie als eine der wenigen Aristokratinnen finanzielle und tatkräftige Hilfe leistete, um vor allem die vielen verwaisten Kinder zu unterstützen. Da viele dieser meist armen Italiener:innen ihren Namen nicht kannten, wurde sie dort als „Principessa Tedesca“, also „Deutsche Prinzessin“, bekannt.⁵⁸³ Durch diese Erfahrungen in ihren Interessen an der italienischen Kultur und Gesellschaft gefestigt, verbrachte sie nach dem Tod von Louis Mertens so viel Zeit wie möglich in Rom. Wie bereits in ihrem Haus in Bonn, veranstaltete die geistreiche Gastgeberin und begabte Musikerin auch dort einen künstlerisch-wissenschaftlich-literarischen Salon, der vor allem in den 1840er Jahren zu den beliebtesten Veranstaltungen des römischen Gesellschaftslebens zählte.⁵⁸⁴

Die Unterbrechungen dieser auf den Tod ihres Mannes folgenden Italien-Aufenthalte waren durch einen Erbschaftsprozess innerhalb ihrer eigenen Familie gegeben. Laut damals geltendem Recht stand ihr die Hälfte der hinterlassenen Erbschaft zu, die aus ihrer Villa in Bonn, dem Auerhof in Plittesdorf und einer Lederfabrik in Andernach bestand. Dazu kamen das Barvermögen und die Grundstücke, die sie von ihrem Vater geerbt hatte. Ihre wertvollen wissenschaftlichen und kunsthistorischen Sammlungen betrachtete Mertens-Schaaffhausen als Privateigentum außerhalb der Erbmasse und wollte diese nach ihrem Tod einer öffentlichen Institution überlassen, was sie als Pflicht eines „vom Schicksal begünstigten

⁵⁸⁰ Vgl. Houben (Hg.): *Erlebnisse und Geständnisse*, S. VIII–IX.

⁵⁸¹ Vgl. Steidele: *Geschichte einer Liebe*, S. 138–138.

⁵⁸² Vgl. Houben (Hg.): *Die Rheingräfin*, S. 233–234; Steidele: *Geschichte einer Liebe*, S. 131–143.

⁵⁸³ Houben (Hg.): *Die Rheingräfin*, S. 203–204.

⁵⁸⁴ Vgl. Houben (Hg.): *Erlebnisse und Geständnisse*, S. VIII–IX.

Privatsammlers“ erachtete.⁵⁸⁵ Basierend auf diesen sammlungsbezogenen Überlegungen und ihrem vielfältigen Lebensstil, befürchteten vor allem ihr ältester Sohn Julius Mertens (geb. 1820) und ihr Schwiegersohn Franz Carl Hasslacher (1805–1881), dass sie einen Teil des familiären Erbes vorzeitig verbrauchen könnte und drohten ihr wiederholt Erbschaftsklagen an. Am wichtigsten war für die Wissenschaftlerin, ihre Sammlungen aus den Gebieten der Archäologie und Numismatik vor dem Verkauf zu bewahren, welche ihren intensiven Austausch mit bedeutenden Altertumsforscher:innen der damaligen Zeit begründeten.⁵⁸⁶ Daher zahlte sie ihren Kindern bereits im Jahr 1843 jeweils einen Vorschuss auf ihr Erbe aus und verzichtete zu deren Gunsten auf einen Teil ihrer jährlichen Einnahmen.⁵⁸⁷

Während Mertens-Schaaffhausen bei den Schwierigkeiten in dieser Angelegenheit maßgeblich von Adele Schopenhauer unterstützt wurde, begleitete sie ihre Partnerin im Gegenzug an ihrem Krankenbett in Bonn, wo sie im Sommer 1849 verstarb. Schopenhauer hatte die Sammlerin als ihre Erbin eingesetzt, um etwaigen komplexen gerichtlichen Maßnahmen zuvorzukommen, die sich aus ihrer unkonventionellen Lebensweise ergeben konnten. Jene dokumentierte diesen letzten Abschnitt im Leben Schopenhauers und führte ihre Nachlassverwaltung aus. Dazu gehörte die Verteilung diverser Andenken an Freund:innen und Bekannte und die Auszahlung ihres Erbvermögens, dessen Begünstigter Arthur Schopenhauer war. Die damit einhergehende Korrespondenz mit dem Philosophen befasste sich unter anderem mit einem Gutsanteil an einer Liegenschaft in Ohra bei Danzig, den Adele Schopenhauer ihr noch zu Lebzeiten für die Auszahlung einer Leibrente verkauft hatte.⁵⁸⁸ Diesen Briefwechsel gab Houben bereits 1929 im Rahmen eines biografischen Beitrags im *Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft* wieder, in dem die Wahrnehmung von Adele Schopenhauers Ableben durch unterschiedliche Zeitgenoss:innen und die darauf folgende Nachlassverwaltung behandelt wurden.⁵⁸⁹ Den zusätzlichen Abdruck der gesamten Korrespondenz zwischen dem Philosophen und der Rheinländerin begründete er damit, dass der von anderen Schopenhauer-Forschern vorgebrachte Vorwurf, Arthur Schopenhauer sei nach dem Tod seiner Schwester weiterhin um den Rest des Familien-Vermögen betrogen worden, eindeutig nicht der Wahrheit entsprach. Die problematische Position, in welche Mertens-Schaaffhausen dadurch gerückt wurde, klärte der Privatgelehrte über die Wiedergabe des

⁵⁸⁵ Houben (Hg.): Die Rheingräfin, S. 275.

⁵⁸⁶ Houben skizzierte das Material in ihren Sammlungen folgendermaßen: „Reihen antiker Plastiken, Originale und Abgüsse, Wände von Gemälden, Kupferstichen und Büchern [...], Mappen mit Handzeichnungen, Kasten voll von Gemmen, Pasten, Münzen, Mineralien“ und vieles mehr. In: Houben (Hg.): Die Rheingräfin, S. 252.

⁵⁸⁷ Vgl. Houben (Hg.): Die Rheingräfin, S. 274–275; Steidele: Geschichte einer Liebe, S. 203–204.

⁵⁸⁸ Houben (Hg.): Die Rheingräfin, S. 414–423.

⁵⁸⁹ Houben: Neue Mitteilungen über Adele und Arthur Schopenhauer, S. 79–184.

Briefwechsels auf.⁵⁹⁰ Houbens Artikel, der mit über 100 Seiten die gesamte biografische Abteilung des Jahrbuchs umfasste, war gleichzeitig der einzige Beitrag dieses Jahrgangs, der sich nicht mit Arthurs, sondern mit Adele Schopenhauers Leben auseinandersetzte.

Den oben behandelten Zeitraum verbrachte Mertens-Schaaffhausen größtenteils vereinsamt in ihren Sammlungen forschend in ihrem Haus in Bonn. Ihre Angehörigen hatten letztendlich doch eine Klage gegen sie eingebracht, im Rahmen derer sie fast alle Besitztümer veräußern musste, um wenigstens ihre Sammlungen vor der Zerstreuung zu bewahren. Im Jahr 1852 kam es zu einem gerichtlichen Vergleich, aber erst 1856 war es ihr möglich, ihre Villa in Bonn zu verkaufen, die Angelegenheit abzuschließen und sich mitsamt ihren Sammlungen zurück nach Rom zu begeben, wo sie schon im Herbst des nachfolgenden Jahres verstarb.⁵⁹¹ Auch nach ihrem Tod fand die Familie jedoch zu keiner finanziellen Einigung und veräußerte ihren Nachlass direkt nach ihrem Ableben über drei große Auktionen – 1858 wurde die fast 1500 Werke umfassende Bibliothek versteigert, dieser folgten 1859 die gesamten Kunstwerke und der Verkauf ihrer kostbaren Gemmensammlung, der sich 1860 auch die Versteigerung ihrer aus 6000 Objekten bestehenden Münzsammlung anschloss. Erhalten blieb nur ihre umfangreiche Autografensammlung, da sie diese noch zu Lebzeiten der Universitätsbibliothek in Bonn vermacht hatte. Auf diese Weise wurde das Lebenswerk der Privatsammlerin innerhalb von drei Jahren liquidiert und das Andenken an ihre Leistungen erinnerungspolitisch erheblich erschwert.⁵⁹²

5.2.1 Werkhistorie von *Die Rheingräfin* (1935)

Die Zerstreuung ihrer Sammlungen bedingte zweifellos, dass Mertens-Schaaffhausen trotz ihrer Bedeutung für das 19. Jahrhundert innerhalb weniger Jahrzehnte nach ihrem Tod fast in Vergessenheit geriet. Tatsächlich scheint erst Houben sie wieder in den Fokus der historisch interessierten und wissenschaftlichen Öffentlichkeit gerückt zu haben. Im Mittelpunkt seiner Untersuchung standen ihre emanzipierten Tätigkeiten als Künstlerin und Wissenschaftlerin, über die sie sich eine zusätzliche Existenz geschaffen hat. Ihre komplexe Position innerhalb der eigenen Familie erachtete Houben demgegenüber als zweitrangig und reflektierte diese Auffassung auch aktiv in ihrer Biografie: „[D]a dieses Buch keine Familiengeschichte ist, hat es keinerlei Raum für alles das, was jenem zweiten Dasein Sibyllens nicht angehört. Nur das, was allzu störend aus der einen Sphäre in die andere übergriff, kann seiner verhängnisvollen

⁵⁹⁰ Houben: Neue Mitteilungen über Adele und Arthur Schopenhauer, S. 137–184.

⁵⁹¹ Houben (Hg.): *Die Rheingräfin*, S. 457–465.

⁵⁹² Houben (Hg.): *Die Rheingräfin*, S. 473–476.

Wirkung wegen nicht ganz übergangen werden“.⁵⁹³ Eben diesem Grundsatz folgend, stellte er in *Die Rheingräfin* (1935) ihre wissenschaftlich-künstlerischen Tätigkeiten in den Vordergrund. Diese Aspekte bildeten auch den Schwerpunkt jener Untersuchungen, die sich zeitgenössisch mit ihrer Lebensgeschichte befassen.⁵⁹⁴ Der folgende Abschnitt behandelt die komplexe Werkgeschichte der vielfach verhinderten Publikation, innerhalb derer Houben mit unterschiedlichen Problematiken konfrontiert war.

Wie bereits anhand des biografischen Vorworts zu Schopenhauers *Gedichten* (1920) erläutert, beschäftigte die Biografie von Mertens-Schaaffhausen den Literaturhistoriker Anfang der 1920er Jahre bereits seit über zehn Jahren. Houben gab bezüglich einer kurzen Quelle den Namen „Mertens, Sybilla, geb. Schaaffhausen“ im Register seiner bei Brockhaus erarbeiteten *Eckermann-Gespräche* (1909) an, ohne zum damaligen Zeitpunkt genaueres über die Sammlerin zu wissen.⁵⁹⁵ Daraufhin meldete sich ihr Enkel Hermann Dernen bei ihm und berichtete dem Privatgelehrten, dass es sich dabei um seine bedeutende, aber zu Beginn des 20. Jahrhunderts beinahe vergessene Großmutter handelte. Houben untersuchte daraufhin deren Familiennachlass, spürte ihren Sammlungen nach und recherchierte die Briefwechsel, in denen die Kunstsammlerin als Korrespondenzpartnerin in Erscheinung tritt. Seine Recherche ergab eine unvorhergesehen umfangreiche Materialsammlung, die er als zweibändiges biografisches Werk herausgeben wollte. Seine Frau Granow-Houben berichtete in der Kurzbiografie über den Privatgelehrten jedoch, dass die Unternehmung rund um den Ersten Weltkrieg immer wieder scheiterte. Dies lag einerseits an den problembehafteten Bedingungen im Verlagswesen, die sich durch die steigende Inflation nach Kriegsende immer weiter verschärfte. Andererseits scheint der Sohn Dernens einen Prozess gegen Houben geführt zu haben, in dem er die zuvor erteilte Autorisierung für die Veröffentlichung der Biografie nach dem Tod seines Vaters beanstandete.⁵⁹⁶

⁵⁹³ Houben (Hg.): *Die Rheingräfin*, S. 273.

⁵⁹⁴ Seit den auslaufenden 2000er-Jahren entstehen immer mehr Beiträge über die außergewöhnliche Sammlerin und Archäologin. Neben den Werken von Steidele und Büch erschienen biografische und sammlungsbezogene Artikel, im Forschungsprojekt „AktArcha“ wurde sie als wichtige Akteurin archäologischer Forschung identifiziert und 2021 entstand ein Theaterstück über Mertens-Schaaffhausen, das auf dem Gelände ihrer ehemaligen Villa in Bad Honnef aufgeführt wurde. Siehe: Christine Wittich & Valentin Kockel: Sibylle Mertens-Schaaffhausen (1797–1857). Sammlerin, Kennerin und Kollegin der Altertumswissenschaftler. In: V. Kockel (Hg.): *Daktylotheken. Götter & Caesaren aus der Schublade. Antike Gemmen in Abdrucksammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts*. München: Biering & Brinkmann 2006, S. 102–106; Andrea Rottloff: *Fasziniert von der Antike und vom Karneval. Sibylle Mertens-Schaaffhausen*. In: Andrea Rottloff: *Die berühmten Archäologen*. Mainz: Philipp von Zabern 2009, S. 28–32; Projektwebsite AktArcha (<https://www.unibw.de/geschichte/prof/wst/forsch/aktarcha>); Die „Rheingräfin“ lebte und liebte wie sie wollte. In: *NR-Kurier*. Internetzeitung für den Kreis Neuwied, 11.09.2021 (<https://www.nr-kurier.de/artikel/106483-die--rheingraefin--lebte-und-liebte-wie-sie-wollte>).

⁵⁹⁵ Folgendes ist unter dem 15. Februar 1829 verzeichnet: „Eine Kiste vom Niederrhein langte an, mit ausgegrabenen antiken Gefäßen, Mineralien, kleinen Dombildern und Gedichten des Carnevals, welches alles nach Tisch ausgepackt wurde.“ In: Houben (Hg.): *Gespräche mit Goethe*, S. 252.

⁵⁹⁶ LLBD 12/963, S. 7.

Konfrontiert mit diesen schwierigen Voraussetzungen rund um die Veröffentlichung der Mertens-Schaaffhausen-Biografie, begann der Privatgelehrte biografische Werke über die bekannteren Frauen aus ihrem Netzwerk zu veröffentlichen. Alle diese Persönlichkeiten waren damals noch wenig beforscht und ihre Biografien waren in eindeutigen kanonischen Zentren verankert, was die Publikation biografischer Berichte aus diesem Diskurs gewiss erleichterte. Ausgangspunkt seiner Recherchen war jedoch immer Mertens-Schaaffhausen, wie auch das folgende Beispiel zeigt: Während der Suche nach ihren an die Weimarer Museen vermachten Sammlungen stellte Houben fest, dass diese alle verschollen waren. Tatsächlich dürften sie ohne Provenienzverweise und damit unkenntlich in die großherzoglichen Sammlungen eingegliedert worden sein, obwohl sie laut Schenkungsvertrag als eigenständige Konvolute erhalten werden hätten sollen. Der Archiv- und Mertens-Schaaffhausen-Experte konnte jedoch einzelne Objekte daraus in den Beständen des Goethe-Nationalmuseums und des Weimarer Kunstmuseums auffinden, wobei ihn der Direktor des Nationalmuseums Hans Wahl unterstützte. Unter diesen aufgefundenen Archivalien und Kunstwerken waren auch Adele Schopenhauers Silhouettenalbum und Manuskripte ihrer Gedichte, die der Privatgelehrte 1920 gemeinsam mit Wahl veröffentlichte.⁵⁹⁷

Die Publikationen zu den Schriftstellerinnen Adele und Johanna Schopenhauer sowie über Ottilie von Goethe sollten dazu beitragen, Leerstellen in dem Forschungsdiskurs rund um Mertens-Schaaffhausen, aber auch den Biografien der portraitierten Frauen zu füllen. Wie bereits dargelegt, beleuchtete er darin bewusst die Bereiche aus dem Leben eben jener Persönlichkeiten, die zuvor noch nicht untersucht worden waren. Wiederholt entnahm er dafür einzelne Kapitel oder Korrespondenzen aus seinem Mertens-Schaaffhausen-Manuskript und gab sie in eigenständigen Publikationen heraus. Daraus entstand eine Reihe an Werken, die vielfältige Relationen zu der Sammlerin enthielt. 1929 reflektierte er diese Entscheidung auch zu Beginn seines Beitrags im *Schopenhauer-Jahrbuch* und verwies, wie auch an vielen anderen Stellen, auf das Werk:

„Widrige Umstände verhinderten bis jetzt sein Erscheinen, und bei der chronisch gewordenen katastrophalen Lage des deutschen Buchhandels ist nicht mehr zu erhoffen, daß er in absehbarer Zeit die Aufnahmefähigkeit für ein so umfangreiches, wenn auch noch so wertvolles Quellenwerk über geistige Kultur deutscher Vergangenheit zurückgewinnt.“⁵⁹⁸

⁵⁹⁷ Vgl. Houben & Wahl (Hg.): Gedichte und Scherenschnitte. Bd. I: Gedichte, Absätze 1–3. In: <https://www.projekt-gutenberg.org/schopead/gedichte/chap002.html>.

⁵⁹⁸ Houben: Neue Mitteilungen über Adele und Arthur Schopenhauer, S. 79.

Houbens Faszination für Mertens-Schaaffhausen tritt, neben der Frustration bezüglich des unveröffentlichten Manuskripts, in all diesen Publikationen als wichtigste Komponente seiner forschungsgeleiteten Motivation hervor. Gleichzeitig offenbaren die zahlreichen Hinweise, Erwähnungen und Verknüpfungen mit ihrer Biografie sie als zentrale Persönlichkeit innerhalb seines Forschungsinteresses an diesem Diskurs. Mertens-Schaaffhausen bildet dabei Houbens persönliches kanonisches Zentrum, von dem aus alle anderen Bezüge und Verbindungen abgeleitet werden, um in ihrer erst 1935 erschienen und verkürzten Biografie *Die Rheingräfin* wieder zusammen zu finden.

Rund um diese Kürzungen berichtet Steidele in dem kurzen Abschnitt zu ihren Quellen in *Geschichte einer Liebe* (2010) von einer Kontroverse mit der Essener Verlagsanstalt, welche die Biografie herausgegeben hat. Diese hätte Houbens Manuskript „posthum um zwei Drittel gekürzt und ohne jedes editorische Gewissen veröffentlicht.“⁵⁹⁹ Die Reihe an Interpolationen und Fehlern hätten Steidele auch dazu veranlasst, auf die Verwendung der Publikation zu verzichten, sie gibt jedoch keine genauen Quellen oder Belegstellen für ihre Argumentation vor.⁶⁰⁰ Die Literaturhistorikerin bezieht sich aber auf Houbens Teilnachlass im Historischen Archiv der Stadt Köln, in dem u.a. maschinenschriftliche Brief- und Tagebuchabschriften und ein Typoskript seiner Mertens-Schaaffhausen-Biografie untergebracht sind. Dabei dürfte es sich hingegen um jenes Manuskript handeln, welches er bereits seit Ende der 1910er Jahre als zweibändiges Werk herausgeben wollte und selbst wiederholt gekürzt hat. Neben seiner Bemerkung im *Schopenhauer-Jahrbuch* verdeutlichte er diesen Umstand auch gegenüber Anton Kippenberg, als er die Publikation der Biografie 1934 dem Inselverlag anbot: „Soeben habe ich ein schon seit Jahren fertiges Manuskript, das ursprünglich zwei umfangreiche Bände ergeben sollte, durch eine völlige Neubearbeitung auf einen Band zusammengedrängt, der in dem üblichen Memoirenformat etwa 25 Bogen umfassen wird.“⁶⁰¹ Die Kürzungen stammten demnach von Houben selbst, ob der Verlag in Bezug auf die anderen Kritikpunkte Steideles in sein Manuskript eingegriffen hat, lässt sich nicht eruieren. Der Literaturhistoriker war aufgrund seiner Freiberuflichkeit ein marktorientierter Schriftsteller, die angemessene Darstellung der von ihm behandelten Persönlichkeiten stand jedoch im Zentrum seiner wissenschaftlichen Praxis. Auch sein Freund und Kollege Alfred Bergmann identifizierte die „Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit der exaktesten philologischen Schule“ als Basis von

⁵⁹⁹ Steidele: *Geschichte einer Liebe*, S. 286.

⁶⁰⁰ Zur Unterstreichung der fehlerhaften Biografie gibt Steidele lediglich folgendes Kommentar: „Zitate wurden unkenntlich verändert, mehrere Briefe zu einem verschmolzen, selbst wenn sie sich an unterschiedliche Adressaten richteten, Briefe und Tagebuchaufzeichnungen vermengt, Belege getilgt.“ In: Steidele: *Geschichte einer Liebe*, S. 286–287.

⁶⁰¹ Brief Houben an Kippenberg vom 30.07.1934. In: GSA 50/1619, Pag. 3, S. 1r.

Houbens Forschungspraxis.⁶⁰² Davon abgeleitet erscheint es unwahrscheinlich, dass er so unsorgfältig mit den für ihn so wichtigen Quellen umgegangen wäre. Diese Diskrepanz benennt wiederum auch Steidele und erkennt in all seinen anderen Publikationen eine „annähernd historisch-kritische Arbeitsweise“.⁶⁰³

In jedem Fall kann festgestellt werden, dass Houbens Mertens-Schaaffhausen-Biografie nicht so herausgegeben wurde, wie sie der Privatgelehrte lange geplante hatte. *Die Rheingräfin* (1935) stellt sich außerdem als einzige seiner Publikation aus diesem Diskurs dar, die kein ausführliches von ihm verfasstes Vorwort enthält, welches höchstwahrscheinlich über viele der verhandelten Umstände aufgeklärt hätte. Die anstelle der Einleitung stehende biografische Einführung über Houben von Hanns Martin Elster bildet zwar eine wichtige Quelle zu seiner eigenen Biografie, unterscheidet das posthum erschienene Werk aber auch auf dieser Ebene eindeutig von all seinen anderen Herausgeberschaften. Nichtsdestotrotz reflektiert auch diese letzte seiner Publikationen die persönlichen Haltungen des Privatgelehrten und versammelt eine Vielzahl der für seine Forschungspraxis charakteristischen Eigenheiten. Mertens-Schaaffhausen blieb dennoch lange vergessen, besonders ihre wissenschaftlichen Sammel-tätigkeiten werden erst in den letzten zwanzig Jahren untersucht – Houbens Publikation bildet nach wie vor eine viel zitierte Quelle für die meisten dieser biografischen, archäologie- und kunsthistorischen Studien.

⁶⁰² Bergmann: *Meine Grabbe-Sammlung*, S. 68.

⁶⁰³ Steidele: *Geschichte einer Liebe*, S. 287.

Fazit

Während zunächst die Vermutung nahe lag, dass Houbens Fokus innerhalb der vorgestellten Frauenbiografien vorrangig durch ihre Verknüpfungen zu kanonisierten Autor:innen gegeben war, zeigte die Untersuchung dieser Publikationen eine differenziertere Praxis des Privatgelehrten auf. Der Literaturhistoriker thematisierte darin das Recht auf Bildung und finanzielle wie gesellschaftliche Unabhängigkeit der portraitierten Frauen. Unkonventionelle Lebensstile und gesellschaftspolitische Nonkonformität erfahren in diesem Zusammenhang eine literatur- und biografie-historische Aufwertung. Zusammenfassend beschäftigte sich Houben also mit dem Voraussetzungssystem, unter dem künstlerisch-literarische Tätigkeit und selbstständiges Arbeiten grundsätzlich realisiert werden können. Sein Interesse an diesen für die Kulturproduktion essenziellen Bedingungen tritt eindeutig aus diesen Biografien hervor, die dazugehörigen Standpunkte lassen sich jedoch auf alle seine Forschungsinhalte übertragen.

Jeder dieser Aspekte ist auch in seiner erst 1935 publizierten Mertens-Schaaffhausen-Biografie klar hervorgehoben. Damit erschien sie zu einem Zeitpunkt, als die nationalsozialistische Familienpolitik die in den Jahrzehnten zuvor entwickelten gesellschaftspolitischen Errungenschaften zu den Rechten von Frauen bereits wieder einzuschränken begann. Im Rahmen kanonkritischer Diskurse berichten Gabriele Rippl und Julia Straub im *Handbuch Kanon und Wertung* (2012) davon, dass viele Kulturproduzentinnen des 19. Jahrhunderts im frühen 20. Jahrhundert kaum in kanonbildenden Institutionen behandelt oder bewusst von diesen verdrängt wurden.⁶⁰⁴ Die Gründe für deren Unterrepräsentation oder aktiven Ausschluss basierten auf Abwertungszuschreibungen hinsichtlich minder gewerteter Gattungen (z.B. autobiografische Werke oder Reiseliteratur), der Gegenstände weiblichen Schreibens oder einem Absprechen literarischer Fähigkeiten an sich. Houbens Publikationen bilden einen Gegensatz zu diesen Wertigkeitsmustern, da er die literarischen und wissenschaftlichen Leistungen dieser bedeutenden Akteurinnen betonte. Dadurch nahm er die Position eines Pluralisierungsakteurs kanonkritischer Perspektiven innerhalb der literaturwissenschaftlichen Forschung ein.⁶⁰⁵ Mit Publikationsformaten zwischen Lesebiografien und Briefeditionen positionierte er sich außerdem selbst in der Debatte rund um vermeintlich populärwissenschaftliche Gattungen – eine abwertende Zuschreibung, die diesen Publikationen bis heute anhaftet.

⁶⁰⁴ Vgl. Gabriele Rippl & Julia Straub: Zentrum und Peripherie. Kanon und Macht (Gender, Race, Postcolonialism). In: Gabriele Rippl & Simone Winko (Hg.): *Handbuch Kanon und Wertung. Theorien, Instanzen, Geschichte*. Stuttgart&Weimar: Metzler 2012, S. 110–119.

⁶⁰⁵ Vgl. Rippl & Straub: Zentrum und Peripherie, S. 112–115.

Im Gegensatz zu seiner Auseinandersetzung mit dem GSA tritt der auf dem Lebensstil des Privatgelehrten basierende Habitus in seinen biografischen Werken nicht als oppositionelle Haltung hervor, sondern als Wertschätzung gegenüber selbstständig tätiger Kulturproduzentinnen und Forscherinnen. Dieser Aspekt spiegelt sich auch in der Lebensgeschichte des Literaturhistorikers wider: Houben wuchs nach dem frühen Tod seiner Eltern gemeinsam mit seiner Schwester Maria bei seinen Tanten Elise und Bertha Houben auf. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er also in einem Haushalt mit drei Frauen, von denen die beiden Erziehungsberechtigten als Geschäftsfrauen ein Galanterie- und Luxuswarengeschäft in Düsseldorf betrieben. Er selbst war dadurch schon früh zur selbstständigen Lebensführung gezwungen, der darauf basierende Habitus formte den Charakter des Privatgelehrten auf mehreren Ebenen. Seine Frau lernte er im Umfeld literarischer Kreise bereits als Kulturproduzentin kennen, ihr gemeinsames Interesse an seinen wissenschaftlichen und schriftstellerischen Projekten wurde im Rahmen der vorliegenden Studie ausführlich beschrieben. Granow-Houben fokussierte in ihren Werken selbstbestimmte weibliche Lebensrealitäten und auch die Kinder des Gelehrtenpaares verfolgten durch verschiedene Berufsausbildungen ebenso selbstständige Wege. Es ist daher verständlich, dass Houben sich in seinen Werken ebenfalls mit dem Diskurs der Frauenfrage und auf Unabhängigkeit basierenden Lebensstilen auseinandersetzte. Dennoch muss hervorgehoben werden, dass er gleichzeitig den Anteil Granow-Houbens an seinen Leistungen unsichtbar machte und ihr nicht die berechnete Aufmerksamkeit für ihre Mitarbeit an seinen Werken zukommen ließ.

Houbens Position außerhalb akademischer und institutioneller Zentren kennzeichnet ihn als exzentrischen modernen Charakter, der sich der praxisorientierten Form des Erinnerns über selbstständiges Forschen und Sammeln bediente. Aufzuklären war in diesem Zusammenhang jedoch, ob er durch seine Forschungspraxis dazu beitrug, „Wissen an den Rändern dehnbar“ zu halten, wie es die Kulturwissenschaftlerinnen Assmann, Gomille und Rippl in ihrer Studie *Sammler – Bibliophile – Exzentriker* (1998) als grundlegendes und sinnbildendes Spezifikum moderner Privatsammler:innen beschreiben.⁶⁰⁶ Die Untersuchung seiner Forschungsinteressen, Sammlungen und Publikationen hat gezeigt, dass diese Zuschreibung auf Houben zutrifft – bewusst beschäftigte er sich mit nicht-kanonisierten Persönlichkeiten und wenig erforschten Diskursen. Eine marktwirtschaftliche Motivation war für dieses Auswahlverfahren jedoch auch nicht unerheblich. Parallel dazu erwies sich das Füllen von Leerstellen als erinnerungspolitische Komponente seiner Forschungspraxis. Zu seinen Methoden zählten das Aufspüren verborgener Materials, die Aufarbeitung unbekannter Biografien, das Erstellen

⁶⁰⁶ Assmann & Gomille & Rippl: Einleitung [*Sammler – Bibliophile – Exzentriker*], S. 9.

ausführlicher Register und beharrliche Kommunikation mit sammlungshaltenden Institutionen.

Eben diese Beharrlichkeit gestaltete den Austausch mit dem konfliktfreudigen Privatgelehrten nachweislich nicht immer unkompliziert. Gerade seine Auseinandersetzung mit dem Goethe- und Schiller-Archiv hat gezeigt, wie stark die individuelle Position im wissenschaftlichen Feld den Habitus des Privatgelehrten beeinflusst hat. Dass er innerhalb dieser Konfrontation mit der mächtigen und kanonbildenden Institution den Archivbeamten Julius Wahle als Antagonisten identifizierte, sagt mehr über seine persönliche Abneigung gegenüber verbeamteten Strukturen aus, als über die tatsächliche Machtposition des Archivars. Wahrscheinlich war sein Misstrauen gegenüber den dort angesiedelten Institutionen aber auch in dem rücksichtslosen Umgang der Weimarer Museen mit den Schenkungen Sibylle Mertens-Schaaffhausens begründet. Auf Basis der größtenteils positiven Kommunikation zwischen Houben und dem GSA erscheint die schriftliche Verankerung seiner Frustration in den Rahmentexten seiner Eckermann-Werke dennoch als drastische Reaktion auf den Konflikt. Die Position des Privatgelehrten im wissenschaftlichen Feld auf diese Äußerungen zu reduzieren, wäre jedoch ebenso irreführend – wie an einigen Beispielen dargestellt werden konnte, unterhielt er trotz der umfangreichen Konfrontation auch danach ein professionelles Verhältnis zu den Vertretern der Weimarer Institutionen. Der energische Tonfall des Textes lädt aber auch zeitgenössisch noch Goethe-Forscher:innen zur Rezeption von Houbens Vorwürfen in mitunter skurrilen Kontexten ein.⁶⁰⁷ Wie können hingegen die anderen Aspekte seiner Forscherbiografie kontextualisiert werden?

Die Frage nach der Wahrnehmung von Houbens Forscherbiografie in der wissenschaftsgeschichtlichen Erinnerungskultur hat unterschiedliche Befunde ergeben. Seine Vereins- und Gesellschaftstätigkeiten sind in den dazugehörigen Veröffentlichungen verankert und reflektieren regelmäßigen Austausch mit Kolleg:innen in literatur- und kulturwissenschaftlichen Vereinigungen. Auch über die anhaltende und umfangreiche Rezeption seiner

⁶⁰⁷ Der nicht näher identifizierbare Dr. Cantloube von Trattner veröffentlichte, wahrscheinlich 2014, eine *Notiz zur neueren Skandalgeschichte der „Weimarer Goethe-Gesellschaft“* auf einer als „Deutsches Literaturfernsehen“ bezeichneten Website. Darin berichtet er von dem übermäßigen Machtanspruch der Goethe-Gesellschaft auf die Goethe-Forschung und vergleicht die Probleme Houbens mit einem Prozess gegen den Verleger und Inhaber diverser Pseudoverlage – Markus von Hänsel-Hohenhausen (<http://www.autoren-tv.de/inhalt/sonderbericht.html>). Tatsächlich gründete jener Ende der 1990er-Jahre eine Firma mit dem Namen „Goethe-Gesellschaft Frankfurt mbH“ und gab 1999 eine Anthologie zum Goethe-Jubiläum heraus, an der sich unzählige prominente Literaturwissenschaftler:innen aus dem Irrglauben heraus beteiligten, dass es sich dabei um die Weimarer Goethe-Gesellschaft handelte. Der Wikipedia-Artikel über die „Frankfurter Verlagsgruppe“, einer weiteren Unternehmung Hänsel-Hohenhausens, klärt darüber auf und enthält die digital archivierte Pressemitteilung *Schriftsteller verwahren sich öffentlich gegen Täuschung durch Druckkostenzuschussverlagsgruppe* (2009) des Bundesverbands junger Autoren und Autorinnen zu dem Fall. Siehe: https://de.wikipedia.org/wiki/Frankfurter_Verlagsgruppe.

zensurhistorischen Werke wurde bereits ausführlich berichtet.⁶⁰⁸ In diesen Teilbereich der literatur- und theaterhistorischen Forschung konnte sich Houben aber vor allem deshalb „einschreiben“, weil seine Zensurforschungen damals innovativ waren und er neben anderen Forscher:innen zur Institutionalisierung der Disziplin beigetragen hat. Die Diversität seiner Forschungsinteressen und seine außerhalb von Institutionen angesiedelte Forschungspraxis erschweren jedoch die eigenständige Positionierung Houbens in der Wissenschaftsgeschichte. In vielen Fällen ergibt sich das institutionalisierte Erinnern von Wissenschaftler:innen aus der Integration ihrer Nachlässe in Sammlungsinstitutionen. Eine Verknüpfung aus Institutionen- und Personengeschichte leitet die meisten wissenschaftsgeschichtlichen Untersuchungen. Werden Forscher:innen und ihre Nachlässe und Sammlungen nicht in diese Historisierung integriert, ist es umso schwieriger, ihre Position innerhalb von Forschungsgemeinschaften herauszuarbeiten. Die Literaturwissenschaftlerin und Brenner-Archiv-Leiterin Ulrike Tanzer beschreibt in ihrem Beitrag *Kein Ort nirgends* (2017) anhand der Erinnerungskultur rund um die Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach (1830–1960) die Problematik, dass selbst kanonisierte Autorinnen wie Ebner-Eschenbach gegenüber anderen Kulturproduzent:innen weniger Aufmerksamkeit im wissenschaftlichen Betrieb erfahren, wenn ihre „Dichterinnen-Werkstätten“ nicht als erinnerungswürdige Orte bewahrt werden.⁶⁰⁹ Ähnlich verhält es sich mit der Rezeption von forschenden Privatsammler:innen, denen nur dann ein Erinnerungsort zugewiesen werden kann, wenn ihre privaten Archive von Sammlungsinstitutionen übernommen und die dahinterstehenden Persönlichkeiten innerhalb des Sammlungskanons kontextualisiert werden.

Dass Sammler:innen aufgrund dieser Umstände fast gänzlich aus einzelnen Fachgeschichten verschwinden können, wurde anhand der zerstreuten Sammlungen der Archäologin Mertens-Schaaffhausen deutlich. Biografisch korrespondierend haben sich auch im Falle Houbens nur wenige Bestände erhalten, die ihn explizit als Bestandsbildner angeben: Dazu zählen seine biografie-historische Sammlung zu Mertens-Schaaffhausen im Historischen Archiv der Stadt Köln, ein Einzelautograf mit Briefen von und an Granow-Houben im Deutschen Literaturarchiv in Marbach und das Zensurarchiv im Archiv und den theaterhistorischen Sammlungen des Instituts für Theater-, Film- und Medienwissenschaft an der Universität Wien. Die Bestandteile seiner Sammlungen zu Gutzkow und Laube sind zwar als eigenständige Sammlungen ausgewiesen, wurden aber einerseits in den Nachlass Gutzkows und

⁶⁰⁸ Vgl. Piech: Das Zensurarchiv Houben, S. 51–77.

⁶⁰⁹ Vgl. Ulrike Tanzer: *Kein Ort nirgends*. Zur „Dichterinnen-Werkstatt“ Marie von Ebner-Eschenbachs. In: Klaus Kastberger & Stefan Maurer (Hg.): *Die Werkstatt des Dichters. Imaginationsräume literarischer Produktion*. Berlin: De Gruyter 2017 (= Literatur und Archiv, Bd. 1), S. 125–138.

andererseits in den Nachlass Bergmanns integriert. Auf diesem Wege gelangten aber zumindest die Teile seines persönlichen Archivs, die zu mittlerweile kanonisierten Autoren angelegt waren, an repräsentative Sammlungsinstitutionen und wurden dort in den wissenschaftlichen Sammlungskanon aufgenommen.

Die erhaltenen Dokumente aus seinem schriftlichen Nachlass sind im Gegensatz dazu auf dutzende Institutionen verteilt und in den meisten Fällen ebenso in andere Nachlässe eingegliedert. Von all diesen Beständen war das Zensurarchiv der einzige, dessen Übernahme in eine Universitätsammlung durch Kindermann öffentlich thematisiert wurde. Darauf folgte jedoch eine ausgedehnte Phase des Verschweigens der unter problematischen Aneignungsprozessen akquirierten Materialien, genutzt wurden diese Bestände lediglich zu persönlichen Forschungszwecken. Diese Umstände ließen sowohl die zensurhistorische Sammlung als auch dessen Bestandsbildner Houben in diesem spezifischen Kontext viele Jahrzehnte lang in Vergessenheit geraten. Der im Sammlungskapitel der vorliegenden Untersuchung vorgenommene Vergleich zu dem Grabbe-Sammler Bergmann macht diese erinnerungspolitische Komponente besonders deutlich: Obwohl die beiden Autografensammler eine ähnliche Forscherbiografie aufweisen, war es Bergmann durch seine zunehmende Anbindung an wissenschaftliche und staatliche Institutionen möglich, nicht nur seine Sammlung, sondern auch seine eigene Biografie stärker in der Wissenschaftsgeschichte zu verankern. Houben hingegen war dazu gezwungen, seine Sammlungen noch zu Lebzeiten zu verkaufen, den Rest musste seine Witwe Martha Houben etappenweise veräußern. Durch die vorliegende biografische und sammlungshistorische Studie konnte aber ein Großteil davon schriftlich wieder zusammengeführt werden.

Auf Basis symbolischer Kapitalwerte hinterließ der Privatgelehrte allerdings ein Lebenswerk, das unterschiedlichen Forschungsgebieten Material für weitere Bearbeitungen bietet. Dieser Umstand wird vor allem durch die Menge an Neuauflagen und reprografischen Nachdrucken vieler seiner Werke bestätigt. In der kostenlosen elektronischen Buchsammlung „Projekt Gutenberg“ sind beispielsweise *Hier Zensur – wer dort* und seine Adele-Schopenhauer-Publikationen vertreten. Der Verlag SAGA EGMONT gab erst 2015 Houbens *Gespräche mit Heine* als elektronisches Buch heraus, ebenso wie seinen Abenteuerroman *Sturm auf den Südpol*. Der Neue Impulse-Verlag hat seine 2016 bei Hansebooks erschienene Dissertation, aktuelle Ausgaben der Werke *Ruf des Nordens* sowie *Christoph Columbus* und verschiedene Fassungen von *Polizei und Zensur* aus den letzten fünfzehn Jahren in seinem Katalog. Bemerkenswert ist außerdem ein Einzeldruck von Carl Einsteins Drama *Die schlimme Botschaft*, der 2015 im Verlag homunculus erschien. Autor und Verleger Ernst Rowohlt wurden direkt nach Veröffentlichung 1921 wegen Blasphemie verurteilt, die gesamte

Restauflage vernichtet – Houben hat den Fall ausführlich dokumentiert, sein Kapitel darüber aus *Verbotene Literatur* (1928) ist vollständig als Teil der Einführung des Buchs darin abgedruckt.⁶¹⁰

Daran wird ersichtlich, dass sich Houben in seinen Werken mit Inhalten auseinandersetzte, die bis in die heutige Zeit von Bedeutung sind. Daneben enthält die Biografie des Privatgelehrten unzählige Bezüge zu den mitunter ebenso prekären Lebensrealitäten zeitgenössisch freiberuflich tätiger Forscher:innen und Kulturproduzent:innen. Gleichzeitig zeigt die Untersuchung dieser spezifischen Gelehrtenbiografie auf, dass institutionelle Anbindung nicht unbedingt notwendig ist, um sich nachhaltig innerhalb der Wissenschafts- und Kulturgeschichte zu positionieren.

⁶¹⁰ Siehe: <https://www.gutenberg.org/>; <https://www.lrdigital.dk/>; <https://www.neue-impulse-verlag.de/>; <https://homunculus-verlag.de/produkt/einstein-schlimme-botschaft/>.

Werkverzeichnis H. H. Houben (Stand: 2024)

Heinrich Hubert Houben: Studien über die Dramen Karl Gutzkows. 1. Hinterlassene Dramen-Entwürfe. 2. "Ein weisses Blatt". Düsseldorf: Tönnies 1898.

Heinrich Hubert Houben: Die Rheinische Goethefeier in Düsseldorf. Bd. 1/1898–1899. In: E. und G. Elsner (Hg.): Bühne und Welt. Hamburg: Verlag von Bühne und Welt, S. 1078–1083.

Heinrich Hubert Houben: Gutzkow-Funde. Beiträge zur Litteratur- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin: Arthur L. Wolff 1901.

Heinrich Hubert Houben: Entwurf zu einer Deutschen Bibliographie. In Verbindung mit Herrn Dr. Gustav Karpeles-Berlin. Leipzig: M. Dietrich [ca. 1901–1902].

Heinrich Hubert Houben: Lebte Faust? Ein Blick in Geschichte und Sage. In: Mode und Haus. Illustriertes Moden- und Familien-Journal. Jg. 19/Nr. 13. 18.06.1903, S. 253–255.

Heinrich Hubert Houben: Eine politische Episode Karl Gutzkows. In: Vossische Zeitung. Berlinische Zeitung von Staats- und Gelehrtensachen. Sonntagsbeilage. 13.12.1903, S. 399–400.

Heinrich Hubert Houben (Hg.): Emil Devrient. Sein Leben, sein Wirken, sein Nachlass. Ein Gedenkbuch. Frankfurt a/M.: Rütten & Loening 1903.

Heinrich Hubert Houben (Hg.): Lina Fuhr: Von Sorgen und Sonne. Erinnerungen aus Kunst und Leben. Berlin: Behr 1904.

Heinrich Hubert Houben (Hg.): Bd. 1: Zeitschriften der Romantik. In Verbindung mit Oskar F. Walzel. Berlin: B. Behr's Verlag 1904 (=Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Bd. 1; Bibliographisches Repertorium, Bd. 1).

Heinrich Hubert Houben (Hg.): Die Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung 1858–1903. Das Neueste aus dem Reiche des Witzes 1751. Berlin: B. Behr's Verlag 1904 (=Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Bd. 1; Bibliographisches Repertorium, Bd. 2).

Heinrich Hubert Houben (Hg.): Aus dem Nachlass Varnhagen's von Ense. Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. 15. Band (Register). Leipzig: Brockhaus 1905 (=Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Bd. 3).

Heinrich Hubert Houben (Hg.): Zeitschriften des Jungen Deutschlands. 1. Teil. Berlin: B. Behr's Verlag 1906 (=Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Bd. 4; Bibliographisches Repertorium, Bd. 3).

Heinrich Hubert Houben (Hg.): Heinrich Laubes ausgewählte Werke in zehn Bänden. Leipzig: Hesse 1906.

Heinrich Hubert Houben: Ein Brief Eckermanns. In: Vossische Zeitung. Berlinische Zeitung von Staats- und Gelehrtensachen. Morgenblatt. 7.11.1908.

Heinrich Hubert Houben (Hg.): Karl Gutzkows Meisterdramen. Drei Teile in einem Bande. Mit zwei Bildnissen des Dichters. Leipzig: Max Hesse 1908.

Heinrich Hubert Houben (Hg.): Karl Gutzkows ausgewählte Werke. In zwölf Bänden. Mit drei Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig: Hesse 1908.

Heinrich Hubert Houben (Hg.): Heinrich Laubes gesammelte Werke. In fünfzig Bänden. Unter Mitwirken von Albert Hänel. Leipzig: Hesse 1908–1909.

Heinrich Hubert Houben (Hg.): Zeitschriften des Jungen Deutschlands. 2. Teil. Nebst Register zum 1. und 2. Teil. Berlin: B. Behr's Verlag 1909 (=Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Bd. 5; Bibliographisches Repertorium, Bd. 4).

Heinrich Hubert Houben (Hg.): Johann P. Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Nach dem ersten Druck und dem Originalmanuskript des dritten Teils mit einem Nachwort und Register. Houben. Leipzig: Brockhaus 1909.

- Heinrich Hubert Houben: Karl Gutzkow und Levin Schücking. Ein literarisches Freundschaftsbild. Nach unveröffentlichten Briefen entworfen. In: Westermanns Monatshefte. Jg. 1910/Nr. 45/Heft 531.
- Heinrich Hubert Houben: Karl Gutzkow in Berlin im Jahre 1837. In: Vossische Zeitung. Berlinische Zeitung von Staats- und Gelehrtsachen. Sonntagsbeilage. Jg. 1910/Nr. 38, [o.D.].
- Heinrich Hubert Houben: Jungdeutscher Sturm und Drang. Ergebnisse und Studien. Leipzig: Brockhaus 1911.
- Heinrich Hubert Houben (Hg.): Der Lebensroman des Wit von Döring. Nach seinen Memoiren. Leipzig: Insel-Verl. 1912.
- Ferdinand Gregorovius: Wanderjahre in Italien. Auswahl in zwei Bänden mit dem Porträt des Verfassers, zwei Karten und einem biographischen Nachwort von Dr. H. H. Houben. Leipzig: F. A. Brockhaus 1912.
- Brockhaus Verlag (Hg.): Heinrich Hubert Houben: Berühmte Autoren des Verlags F. A. Brockhaus Leipzig. Leipzig: Brockhaus 1914.
- Heinrich Hubert Houben: Adele Schopenhauer. Drei Bilder aus ihrem Leben. In: Westermanns Monatshefte. Jg. 61/1916–17/Bd. 121, S. 270.
- Heinrich Hubert Houben: Zensur-Paralipomena zu Goethes "Faust". In: Berliner Tageblatt. Jg. 1918/Nr. 137. 15.03.1918.
- Heinrich Hubert Houben: Hier Zensur – wer dort? Antworten von gestern auf Fragen von heute. Leipzig: Brockhaus 1918.
- Heinrich Hubert Houben (Hg.): Moritz Hartmann: Revolutionäre Erinnerungen. Nachwort des Herausgebers mit einem Textauszug aus den Lebenserinnerungen des Sigmund Kolisch. Leipzig: Klinkhardt 1919 (=H. H. Houben & E. Menke-Glückert (Hg.): Deutsche Revolution. Eine Sammlung zeitgemäßer Schriften, Bd. 4).
- Heinrich Hubert Houben (Hg.): Karl Schurz: Gottfried Kinkels Befreiung aus dem Zuchthause zu Spandau. Aus den Lebenserinnerungen des Karl Schurz. Leipzig: Klinkhardt 1920 (=H. H. Houben & E. Menke-Glückert (Hg.): Deutsche Revolution. Eine Sammlung zeitgemäßer Schriften, Bd. 11).
- Heinrich Hubert Houben & Hans Wahl (Hg.): Adele Schopenhauer. Gedichte und Scherenschnitte. Band I: Gedichte, Band II: Scherenschnitte. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1920.
- Heinrich Hubert Houben (Hg.): Adele Schopenhauer. Tagebuch einer Einsamen. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1921.
- Heinrich Hubert Houben: Ein Besuch bei Goethe im Jahre 1827. Aus einem ungedruckten Tagebuch. In: Leipziger Neueste Nachrichten. Jg. 1921/Nr. 103. 17.04.1921.
- Heinrich Hubert Houben (Hg.): Otilie von Goethe: Erlebnisse und Geständnisse. 1832–1857. Leipzig: Klinkhardt & Biermann, 1923.
- Heinrich Hubert Houben (Hg.): Franz Dingelstedt: Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters. Neudruck der Originalausgabe von 1841. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1923.
- Heinrich Hubert Houben: Ein Wedekind bei Goethe. Ein Studentenbesuch in Weimar. In: Reclams Universum. Moderne illustrierte Wochenschrift. Jg. 1924/Nr. 43/Heft 31.
- Heinrich Hubert Houben: Der gefesselte Biedermeier. Literatur, Kultur, Zensur in der guten, alten Zeit. Leipzig: Haessel 1924.
- Heinrich Hubert Houben: Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart. Ein kritisch-historisches Lexikon über verbotene Bücher, Zeitschriften und Theaterstücke, Schriftsteller und Verleger. (Bd.1). Berlin: Ernst Rowohlt Verlag 1924.
- Heinrich Hubert Houben (Hg.): Damals in Weimar! Erinnerungen und Briefe von und an Johanna Schopenhauer. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1924.
- Heinrich Hubert Houben (Hg.): Johann Peter Eckermann: Sein Leben für Goethe. Nach seinen neuaufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargestellt (Bd. 1). Leipzig: Haessel 1925.
- Heinrich Hubert Houben: Kleine Blumen, kleine Blätter aus Biedermeier und Vormärz. Dessau: K. Rauch 1925.

- Heinrich Hubert Houben (Hg.): Gespräche mit Heine. Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben. Frankfurt am Main: Literarische Anstalt Rütten & Loening 1926.
- Heinrich Hubert Houben: Polizei und Zensur. Längs- und Querschnitte durch die Geschichte der Buch- und Theaterzensur. Berlin: Gersbach 1926 (=Die Polizei in Einzeldarstellungen, Bd. 11).
- Heinrich Hubert Houben (Hg.): Studentenleben in der Biedermeierzeit. Ein Tagebuch aus dem Jahre 1824. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1927.
- Heinrich Hubert Houben: Der Ruf des Nordens. Abenteuer und Heldentum der Nordpolfahrer. Berlin: Volksverband der Bücherfreunde/Wegweiser-Verlag 1927.
- Heinrich Hubert Houben: Nicht 30 sondern 50 Jahre Urheberschutz! Ein Wort in letzter Stunde. Berlin: E. Avenarius 1927.
- Heinrich Hubert Houben (Hg.): Johann Peter Eckermann: Sein Leben für Goethe. Nach seinen neuaufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargestellt (Bd. 2). Leipzig: Haessel 1928.
- Heinrich Hubert Houben: Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart (Bd.2). Bremen: Karl Schünemann-Verlag 1928.
- Heinrich Hubert Houben (Hg. und Übersetzer): Frédéric Soret: Zehn Jahre bei Goethe. Erinnerungen an Weimars klassische Zeit 1822–1832. Aus Sorets handschriftlichem Nachlaß, seinen Tagebüchern und seinem Briefwechsel. Leipzig: F. A. Brockhaus 1929.
- Heinrich Hubert Houben: Neue Mitteilungen über Adele und Arthur Schopenhauer. In: Hans Zint (Hg.): Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft. Jg. 1929/Nr. 16, S. 79–184.
- Heinrich Hubert Houben (Hg.): Damals in Weimar. Erinnerungen und Briefe von und an Johanna Schopenhauer. Berlin: Rembrandt 1929 [2. erweiterte Auflage].
- Heinrich Hubert Houben: Goethe und die Julirevolution 1830. In: Der Bund. Abendausgabe. Jg. 1930/Nr. 345. 28.07.1930.
- Heinrich Hubert Houben: Goethe und Sylvie von Ziegesar. In: Münchner Neueste Nachrichten. Jg. 1930/Nr. 112, [o.D.].
- Heinrich Hubert Houben: Wer im Glashause sitzt. Eine Schmutz- und Schundgeschichte. In: Preußische Jahrbücher [1930].
- Heinrich Hubert Houben: Der falsche Geheimrat. Eine Goethe-Erinnerung Heinrich Laubes. In: Neue Zürcher Zeitung. Jg. 1932/Nr. 1585. 28.08.1932.
- Heinrich Hubert Houben: Der polizeiwidrige Goethe. Berlin: G. Grote Verlag 1932.
- Heinrich Hubert Houben: Christoph Columbus. Tragödie eines Entdeckers. Berlin: Volksverband der Bücherfreunde/Wegweiser-Verlag 1932.
- Heinrich Hubert Houben: Goethes Eckermann. Die Lebensgeschichte eines bescheidenen Menschen. Berlin & Wien & Leipzig: Zsolnay 1934.
- Heinrich Hubert Houben: Sturm auf den Südpol. Abenteuer und Heldentum der Südpolfahrer. Berlin: Ullstein Verlag 1934.
- Heinrich Hubert Houben (Hg.): Die Rheingräfin. Das Leben der Kölnerin Sibylle Mertens-Schaaffhausen. Dargestellt nach ihren Tagebüchern und Briefen. Mit einem Nachruf auf H. H. Houben von Hanns Martin Elster. Essen: Essener Verlagsanstalt 1935.

Literatur und Quellen

Aleida Assmann & Monika Gomille & Gabriele Rippl: Einleitung. In: Aleida Assmann [u.a.] (Hg.): Sammler – Bibliophile – Exzentriker. Tübingen: Narr 1998.

Aleida Assmann: Theorien des kulturellen Gedächtnisses. In: Rippl & Winko (Hg.): Handbuch Kanon und Wertung. Theorien, Instanzen, Geschichte. Stuttgart&Weimar: Metzler 2012, S. 76–84.

Matthias Beilein: Literatursoziologische, politische und geschichtstheoretische Kanonmodelle. In: Rippl & Winko (Hg.): Handbuch Kanon und Wertung. Stuttgart&Weimar: Metzler 2012, S. 66–76.

Alfred Bergmann: Die Glaubwürdigkeit der Zeugnisse für den Lebensgang und Charakter Christian Dietrich Grabbes. Eine quellenkritische Untersuchung. Weimar: Ebering 1930.

Alfred Bergmann: Meine Grabbe-Sammlung. Erinnerungen und Bekenntnisse. Detmold: Schnelle 1942.

Bernhard Gajek: [Otilie von Goethe](#). In: Neue Deutsche Biographie 6 (1964), S. 575–576 [Online-Version].

Ernst Beutler (Hg.): Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts. Frankfurt a.M.: A. Osterrieth 1928.

Pierre Bourdieu: Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns. Übersetzt von Hella Beister. Frankfurt am M.: Suhrkamp 1998 (=edition suhrkamp; 985).

Pierre Bourdieu: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: U. Bauer & U. H. Bittlingmayer & A. Scherr (Hg.): Handbuch Bildungs- und Erziehungssoziologie. Bildung und Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2012, S. 229–242.

Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst. Übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2016 (=suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 1539).

Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2018 (=suhrkamp taschenbuch wissenschaft; 658).

Friedrich Braitmaier: Göthekult und Göthephilologie. Eine Streitschrift. Tübingen: Gustav Fock 1892.

Holger Braun-Thürmann: Innovation. Bielefeld: Transcript Verlag 2015.

Sabine Buck: Philosophische Werttheorien. In: Gabriele Rippl & Simone Winko (Hg.): Handbuch Kanon und Wertung. Theorien, Instanzen, Geschichte. Stuttgart&Weimar: Metzler 2012, S. 6–11.

Gabriele Büch: Alles Leben ist Traum. Adele Schopenhauer. Eine Biografie. Berlin: Aufbau Verlag 2002.

Gabriele Büch: La principessa tedesca. Sibylle Mertens-Schaaffhausen. Bonn: Bouvier Verlag 2009.

Gabriele Büch: Adele Schopenhauer und Sibylle Mertens-Schaaffhausen. Lesbische Frauen in Deutschland um 1830? In: Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft. Jg. 2011/Nr. 92, S. 355–370.

Eduard Castle (Hg.): Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823–1832. Kommentierte Ausgabe in zwei Bänden. Berlin [u.a.]: Deutsches Verlagshaus Bong 1916.

Eduard Castle: Denkschrift zu der Frage über die Erhaltung des Zentralinstituts für Theaterwissenschaft Wien. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung. Bd. 2/1945–1946, S. 234–241.

Cora Chall & Sebastian Schlegel: [Schenkung im Nationalsozialismus](#). Blog-Eintrag der Klassik Stiftung Weimar 2022.

Martina Cuba: Die Gründung eines theaterwissenschaftlichen Forschungsapparates im Nationalsozialismus. Zur Sammlungsgeschichte der Bestände am Zentralinstitut für Theaterwissenschaft der Universität Wien 1943–1945. Diss. Universität Wien 2017.

Julia Danielczyk: Archive für Literatur. Editionsunternehmungen oder hilfswissenschaftliche Institutionen? Ein Beitrag zur Erforschung der Geschichte der österreichischen Literaturarchive (1878–1918). Masterarbeit Universität Wien 2007.

Oliver Dimbath: Oblivionismus. Vergessen und Vergesslichkeit in der modernen Wissenschaft. München: UVK Verlagsgesellschaft Konstanz 2014.

Jürgen Dinkel: [Alles bleibt in der Familie](#). Erbe und Eigentum in Deutschland, Russland und den USA seit dem 19. Jahrhundert. Wien & Köln: Böhlau Verlag 2023 (=Ulrike von Hirschhausen & Frank Bösch & Andreas Eckert (Hg.): Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, Bd. 104).

Joachim Eberhardt: [Bergmann, Alfred \(1887–1975\)](#) 2020. In: [lippelex.de/](#).

Karin Ellermann: Weimar den Vorzug zu sichern Aus der Geschichte des Goethe- und Schiller-Archivs von 1885 bis 1945. Erfurt: Sutton Verlag 2011.

Roland Folter: Deutsche Dichter- und Germanistenbibliotheken. Eine kritische Bibliographie ihrer Kataloge. Stuttgart: Verlag Fritz Eggert 1975.

Ludwig Geiger (Hg.): Goethe-Jahrbuch. Bd. 28–34/1907–1913. Frankfurt a.M.: Literarische Anstalt Rütten & Loening.

Heinz Gittig (Hg.): Freude an Büchern. Protokolle, Dokumente, Berichte des Berliner Bibliophilen Abends 1920–1943 [aus Anlass seines fünfundachtzigjährigen Bestehens herausgegeben]. Berlin: Berliner Bibliophilen Abend 1990.

Johann W. v. Goethe: Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen [=Sophien-Ausgabe]. Weimar: Böhlau 1887–1919.

Jochen Golz (Hg.): Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996. Beiträge aus dem ältesten deutschen Literaturarchiv. Weimar & Köln & Wien: Böhlau Verlag 1996.

J. Golz & J. H. Ulbricht (Hg.): Goethe in Gesellschaft. Zur Geschichte einer literarischen Vereinigung vom Kaiserreich bis zum geteilten Deutschland. Köln & Wien [u.a.]: Böhlau 2005.

Edmund Goetze (Hg.): Sechstes Buch: Vom siebenjährigen bis zum Weltkriege. Nationale Dichtung. Nachträge, Berichtigungen, und Register zu Teil 2 und 3. Nachdruck. Berlin & Düsseldorf: Akademie-Verlag in Arbeitsgemeinschaft mit dem Verlag L. Ehlermann 1955 (=Karl Goedeke: Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen, Bd. 4).

Martha Granow: Seine Tochter. In: Deutsche Frauen- und Modenzeitung, Jg. 1908–1909/Heft 49, S. 721.

Martha Granow: Der Rätin anspruchsvolle Geschichte. In: Mährisches Tagblatt, Jg. 37/Nr. 81, 10.04.1915, S. 2–5.

Martha Granow-Houben: Die Frauenwelt in Zahlen. In: Erich Janke (Hg.): Das moderne Buch der weiblichen Berufe. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachverbände. Eingeleitet von Lilly Hauff. Minden: Köhler 1928, S. 269–273.

Martha Granow-Houben: Gefangene im Südmeer. Berlin: Meidinger 1935.

Martha Granow-Houben: Rosemarie, der jüngste Lehrbub. Eine Erzählung für junge Mädchen. Stuttgart: Herold-Verlag 1939.

Martha Granow-Houben: Geertjes große Fahrt. Düsseldorf: Hoch 1951.

Hans G. Gräf (Hg.): Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 1/1914. Weimar: Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Hans G. Gräf (Hg.): Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 8/1921. Weimar: Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Herman Grimm: Das Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar. In: Nationalzeitung. Jg. 45/Nr. 155. 06.03.1892, S. 2–3.

Roger Häußling: Relationale Soziologie. In: Christian Stegbauer & Roger Häußling (Hg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010, S. 63–87.

Max Hecker (Hg.): Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 10/1924. Weimar: Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Max Hecker (Hg.): Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 12/1926. Weimar: Verlag der Goethe-Gesellschaft.

Ulrich Herrmann (Hg.): Wilhelm Dilthey: Gesammelte Schriften. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1970 (=Zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Portraits und biographische Skizzen. Quellenstudien und Literaturberichte zur Theologie und Philosophie im 19. Jahrhundert, Bd. 15).

- Renate von Heydebrand: Wertung, literarisch. In: Klaus Kanzog & Achim Masser (Hg.): Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Bd. 4. Berlin 1984, 828–871.
- Renate von Heydebrand (Hg.): Kanon-Macht-Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen. Stuttgart [u.a.]: Metzler 1998 (=Germanistische Symposien, Berichtsbände, Bd. 19).
- Hans-Dieter Holzhausen: Finderglück ist Sucherlohn. Zum Gedenken an Heinrich Hubert Houben (1875–1935). In: Reimar W. Fuchs (Hg.): Philobiblon. Jg. 39/Heft 3. Stuttgart 1995 (=Vierteljahrsschrift für Buch- und Graphiksammler. Im Auftrag der Maximilien-Gesellschaft in Hamburg), S. 228–241.
- Alexander Honold: Die Zeit als kanonbildender Faktor. Generation und Geltung. In: Heydebrand (Hg.): Kanon-Macht-Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen. Stuttgart [u.a.]: Metzler 1998 (=Germanistische Symposien, Berichtsbände, Bd. 19), S. 560–580.
- Heinrich Hubert Houben (Hg.): Adele Schopenhauer: Tagebuch einer Einsamen. Herausgegeben und eingeleitet von H. H. Houben. Mit Scherenschnitten der Autorin und einem Anhang von Rahel E. Feilchenfeldt-Steiner. München: Verlag Matthes & Seitz 1985.
- Ludwig Jacobowski: Briefe. In: Fred B. Stern (Hg.): Die Briefe. Heidelberg: Verlag Lambert Schneider 1974 (=Auftakt zur Literatur des 20. Jahrhunderts. Briefe aus dem Nachlass von Ludwig Jacobowski, Bd. 1).
- G. K.: Ein Urkundenwerk zur deutschen Literaturgeschichte. In: Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung. Jg. 33/Nr. 462. 10.09.1904.
- Thomas Keiderling: Die Firma F. A. Brockhaus. Von der Begründung bis zum hundertjährigen Jubiläum. Leipzig & Mannheim: Brockhaus 2005.
- Heinz Kindermann: Das erste Arbeitsjahr des Zentralinstituts für Theaterwissenschaft an der Universität Wien. Ein Bericht von Univ.-Prof. Dr. Heinz Kindermann. Unveröffentlichtes Manuskript, o.D. [vermutlich Mai 1944].
- Heinz Kindermann: Theaterwissenschaft als Lebenswissenschaft (1943). Kommentar von Birgit Peter. In: Thomas Assinger & Elisabeth Grabenweger & Annegret Pelz (Hg.): Die Antrittsvorlesung. Wiener Universitätsreden der Philosophischen Fakultät. Göttingen & Wien: V&R unipress/Vienna University Press 2019, S. 225–236.
- Christian Klein: Konzeptionelle Vorüberlegungen. Der Biographierte im Kontext. In: Christian Klein (Hg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart [u.a.]: Metzler 2009, S. 425–428.
- Julius Kurth: Utamaro. Leipzig: F. A. Brockhaus 1907.
- Ilse Linden: Otilie von Goethe. Ein Porträt. Aus Dokumenten ausgewählt und eingeleitet von Ilse Linden. Berlin: Propyläen-Verlag 1924.
- Karl Linnebach: Denkwürdigkeiten der Befreiungskriege. Berlin: B. Behr's Verlag 1910 (=Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Bd. 7; Bibliographisches Repertorium, Bd. 6).
- Werner Muensterberger: Sammeln. Eine unbändige Leidenschaft. Psychologische Perspektiven [aus dem Amerikanischen von H. Jochen Bußmann]. Berlin: Berlin Verlag 1995.
- Hans-Harald Müller & Mirko Nottscheid: Wissenschaft ohne Universität, Forschung ohne Staat. Die Berliner Gesellschaft für deutsche Literatur (1888–1938). Berlin: De Gruyter 2011 (=Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte; 70 = [304]).
- Hans-Harald Müller & Mirko Nottscheid: Dilthey und einige Folgen. Die Berliner Literaturarchiv-Gesellschaft und die Idee archivalischer Sammlungen im Ausgang des 19. Jahrhunderts. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Jg. 45/Heft 2/2020. S. 370–385.
- Mirko Nottscheid & Marcel Illetschko & Desiree Hebenstreit & Bernhard Fetz & Hans-Harald Müller (Hg.): Der Briefwechsel zwischen August Sauer und Bernhard Seuffert 1880 bis 1926. Wien [u.a.]: Böhlau Verlag 2020.
- Birgit Peter: „Wissenschaft nach der Mode“. Heinz Kindermanns Karriere 1914–1945. Positionen und Stationen. In: Birgit Peter & Martina Payr (Hg.): „Wissenschaft nach der Mode“? Die Gründung des Zentralinstituts für

- Theaterwissenschaft an der Universität Wien 1943, Wien [u.a.]: Lit-Verlag 2008 (=Austria: Universitätsgeschichte, Bd. 3), S. 15–51.
- Birgit Peter: Theaterwissenschaft als Lebenswissenschaft. Die Begründung der Wiener Theaterwissenschaft im Dienst nationalsozialistischer Ideologieproduktion. In: Theater/Wissenschaft im 20. Jahrhundert. Wien: Böhlau 2009, S. 193–212.
- Birgit Peter: Transformationen von NS-Theaterwissenschaft in eine international renommierte Disziplin. Die langen Karrieren von Heinz Kindermann und Margret Dietrich. In: B. Peter & S. Tiefenbacher & K. Illmayer (Hg.): TFMJ. Journal for Theater, Film and Media Studies. Vol. 67/Heft 1–2/Böhlau 2023 (=Demaskieren. Fachgeschichte und Erinnerungspolitik als Vita activa), S. 19–62.
- Julius Petersen: Die Entstehung der Eckermanschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit. Mit einem Faksimile und einem Anhang ungedruckter Briefe von und an Eckermann. Frankfurt am Main: Diesterweg 1925.
- Janina Piech: Anekdotisierung von Zensur – Nestroy im Zensurarchiv Houben. In: Nestroyana. Blätter der Internationalen Nestroy-Gesellschaft. Jg. 39/Heft 3,4/2016, S. 159–168.
- Janina Piech: Das Zensurarchiv Houben am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft an der Universität Wien. Masterarbeit Universität Wien 2017.
- Janina Piech: Sammlungsideologie und Geschichtsschreibung. Theaterhistorische Materialien des Wiener „Zentralinstituts für Theaterwissenschaft“ 1943–1945. In: Ges. für Universitätssammlungen e. V. (Hg.): Zur Sache! Objektwissenschaftliche Ansätze der Sammlungsforschung 2019 (=Junges Forum für Sammlungs- und Objektforschung, Bd. 3), S. 30–36.
- Janina Piech: Sammeln ohne Sammlung, Forschung ohne Universität. Der Privatgelehrte Heinrich Hubert Houben (1875–1935). In: Beate Hochholdinger-Reiterer, Annemarie Matzke, Nikolaus Müller-Schöll, Sandra Umathum (Hg.): Thewis. Online-Zeitschrift der Gesellschaft für Theaterwissenschaft. Jg. 2022/Vol. 9/Ausg. 1 (=Zwischenstand. Was heißt es, sich im Forschungsfeld Theaterwissenschaft zu orientieren?), S. 42–51.
- Raimund Pissin (Hg.): Almanache der Romantik. Berlin: B. Behr's Verlag 1910 (=Veröffentlichungen der Deutschen Bibliographischen Gesellschaft, Bd. 6; Bibliographisches Repertorium, Bd. 5).
- Krzysztof Pomian: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln [aus dem Französischen von Gustav Roßler]. Berlin: Wagenbach 2007.
- Wolfgang Rasch: Grabbe, Gutzkow und Journale. Aus dem Briefwechsel Alfred Bergmanns mit Heinrich Hubert Houben. In: Ute Schneider (Hg.): Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2009, S. 187–224.
- Wolfgang Rasch: Wie Laube nach Detmold kam. Über eine Sammlung Heinrich Hubert Houbens im Nachlass von Alfred Bergmann. In: Grabbe Jahrbuch 2011/12. Jg. 30./31. Bielefeld: Aisthesis 2012, S. 256–268.
- Gabriele Rippl & Julia Straub: Zentrum und Peripherie. Kanon und Macht (Gender, Race, Postcolonialism). In: Gabriele Rippl & Simone Winko (Hg.): Handbuch Kanon und Wertung. Theorien, Instanzen, Geschichte. Stuttgart&Weimar: Metzler 2012, S. 110–119.
- Andrea Rottloff: Fasziniert von der Antike und vom Karneval. Sibylle Mertens-Schaaffhausen. In: Andrea Rottloff: Die berühmten Archäologen. Mainz: Philipp von Zabern 2009, S. 28–32.
- Erich Schmidt (Hg.): Johann W. v. Goethe & Friedrich Schiller: Xenien 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs. Weimar: Goethe-Gesellschaft in Weimar 1893 (=Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 8).
- Ute Schneider: Heinrich Hubert Houben. In: Christoph König & Birgit Wägenbaur [u.a.] (Hg.): Internationales Germanistenlexikon 1800–1950. Bd. 2. Berlin, Boston: De Gruyter [Reprint] 2011, S. 810–812.
- Adele Schopenhauer (Hg.): Johanna Schopenhauer: Jugendleben und Wanderjahre. In zwei Bänden. Braunschweig: Verlag von George Westermann 1839.
- Domietta Seeliger: [Adele Schopenhauer](#). In: Neue Deutsche Biographie 23 (2007), S. 473–474 [Online-Version].
- Karl Shaw: The Mammoth Book of Oddballs and Eccentrics. London: Robinson 2000.

- Manfred Sommer: Sammeln. Ein philosophischer Versuch. Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002 (=Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft; 1606).
- Angela Steidele: Als wenn Du mein Geliebter wärest. Liebe und Begehren zwischen Frauen in der deutschsprachigen Literatur 1750–1850. Stuttgart [u.a.]: Metzler 2003.
- Angela Steidele: Geschichte einer Liebe. Adele Schopenhauer und Sibylle Mertens. Insel Verlag: Berlin 2010.
- Burkhard Stenzel: „Niemand kann zwei Herren dienen“. Zur Goethe- und Grabbeforschung. Alfred Bergmanns in Weimar (1928–1937). In: Grabbe-Jahrbuch, Jg. 30–31/2022–2012. Bielefeld: Aisthesis Verlag 2012, S. 214–217.
- Ulrike Tanzer: Kein Ort nirgends. Zur „Dichterinnen-Werkstatt“ Marie von Ebner-Eschenbachs. In: Klaus Kastberger & Stefan Maurer (Hg.): Die Werkstatt des Dichters. Imaginationsräume literarischer Produktion. Berlin: De Gruyter 2017 (= Literatur und Archiv, Bd. 1), S. 125–138.
- Friedrich Tewes (Hg.): Aus Goethes Lebenskreise. J. P. Eckermanns Nachlaß. Berlin: Reimer 1905.
- R. Tiedemann & H. Schweppenhäuser (Hg.): Walter Benjamin: Gesammelte Schriften 5, Bd. 1: Das Passagen-Werk [Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem]. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1991, S. 271.
- Dr. Cantloube von Trattner: [Notiz zur neueren Skandalgeschichte der „Weimarer Goethe-Gesellschaft“](#). In: Deutsches Literaturfernsehen, [o.D].
- Thomas Vormbaum: Die Lex Emminger vom 4. Januar 1924. Vorgeschichte, Inhalt und Auswirkungen. Ein Beitrag zur deutschen Strafrechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts. In: Schriften zur Rechtsgeschichte. Jg. 1988/Nr. 43.
- Julius Wahle & Johannes Hunnius: Kunst und Wissenschaft. Zurückweisung der Anschuldigungen gegen das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar. In: Allgemeine Thüringische Landeszeitung Deutschland. Jg. 1927/Nr. 346. 15.12.1927, S. 9.
- Albert Wand: [Zeitung und Kultur. Ein Gang durch die kulturhistorische Abteilung der „Pressa“](#). In: Dorstener Volkszeitung. Jg. 1928/Nr. 153. 03.06.1928, S. 9.
- Christine Wittich & Valentin Kockel: Sibylle Mertens-Schaaffhausen (1797–1857). Sammlerin, Kennerin und Kollegin der Altertumswissenschaftler. In: V. Kockel (Hg.): Daktyliotheken. Götter & Caesaren aus der Schublade. Antike Gemmen in Abdrucksammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts. München: Biering & Brinkmann 2006, S. 102–106.
- Friederike Worthmann: Literarische Kanones als Lektüremacht. In: Heydebrand (Hg.): Kanon-Macht-Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen. Stuttgart [u.a.]: Metzler 1998 (=Germanistische Symposien, Berichtsbände, Bd. 19), S. 9–29.
- Stefan Zweig: Die Autographensammlung als Kunstwerk [1917]. In: Martin Bircher (Hg.): Stefan Zweigs Welt der Autographen [Ausstellung „Die Welt von Gestern, Stefan Zweig 1881–1942, Leben und Werk eines Europäers“, Strauhof Zürich, 10. April bis 19. Mai 1996]. Zürich [u.a.]: Offizin Zürich Verl.-AG 1996, S. 15–17.
- Stefan Zweig: Vom Handschriftensammeln [1927]. In: Martin Bircher (Hg.): Stefan Zweigs Welt der Autographen [Ausstellung "Die Welt von Gestern, Stefan Zweig 1881–1942, Leben und Werk eines Europäers", Strauhof Zürich, 10. April bis 19. Mai 1996]. Zürich [u.a.]: Offizin Zürich Verl.-AG 1996, S. 31–32.
- Stefan Zweig: Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers [1941]. Frankfurt a. M.: Fischer-Taschenbuch-Verl. 2017.
- Ohne Angabe: [Unter dem Polizei-Stern. Eröffnung am Kaiserdamm. Ein Rundgang durch die Hallen](#). In: Vorwärts. Jg. 43/Nr. 453. 25.09.1926, S. 3.
- Ohne Angabe: [Die Polizei-Ausstellung eröffnet](#). In: Vossische Zeitung. Berlinische Zeitung von Staats- und Gelehrtenachen. Abendausgabe/Nr. 455. 25.09.1926, S. 3.
- Ohne Angabe: 30 Faszikel Zensurakten. In: Volks-Zeitung. Jg. 90/Nr. 127. 09.05.1944, S. 2.

Ohne Angabe: Houben geb. Müller, Martha. In: Kürschners Deutscher Literatur-Kalender. Redaktion von Friedrich Bertkau. Jg. 52. Berlin: Walter de Gruyter&Co 1952, S. 213.

Ohne Angabe: [Die „Rheingräfin“ lebte und liebte wie sie wollte](#). In: NR-Kurier. Internetzeitung für den Kreis Neuwied, 11.09.2021.

Literaturarchiv der Lippischen Landesbibliothek Detmold (LLBD)

Nachlass Alfred Bergmann. LLBD 12:

Briefwechsel zwischen Martha [Granow-]Houben und Alfred Bergmann 1935–1944. LLBD 12/21:

- Brief Granow-Houben an Bergmann vom 20.08.1935, LLBD 12/21/010.
- Brief Bergmann an Granow-Houben vom 16.09.1935, LLBD 12/21/021.
- Brief Granow-Houben an Bergmann vom 02.12.1935, LLBD 12/21/025.
- Brief Granow-Houben an Bergmann vom 24.03.1939, LLBD 12/21/53.
- Brief Granow-Houben an Bergmann vom 31.05.1939, LLBD 12/21/054.
- Brief Granow-Houben an Bergmann vom 10.08.1942, LLBD 12/21/058–059.
- Brief Granow-Houben an Bergmann vom 01.03.1944, LLBD 12/21/068–069.

Briefwechsel zwischen Heinrich Hubert Houben und Alfred Bergmann. Vereinzelt aus den Jahren 1911, 1918, 1920, 1924, 1925, 1927, 1930, überwiegend 1932–1935. LLBD 12/22:

- Brief Houben an Bergmann vom 04.09.1924, LLBD 12/22/007.
- Brief Houben an Bergmann vom 09.06.1932, LLBD 12/22/024–025.
- Brief Bergmann an Houben vom 13.06.1932, LLBD 12/22/029.
- Brief Houben an Bergmann vom 14.06.1932, LLBD 12/22/30–31.
- Brief Houben an Bergmann vom 04.12.1932, LLBD 12/22/047.
- Brief Bergmann an Houben vom 06.12.1932, LLBD 12/22/048.
- Brief Bergmann an Houben vom 20.02.1933, LLBD 12/22/054.
- Postkarte Houben an Bergmann vom 24.02.1933, LLBD 12/22/055–056.
- Brief Houben an Bergmann vom 01.05.1933, LLBD 12/22/062.
- Brief Houben an Bergmann vom 15.12.1933, LLBD 12/22/071.
- Brief Houben an Bergmann vom 20.12.1933, LLBD 12/22/075–077.
- Brief Houben an Bergmann vom 20.02.1934, LLBD 12/22/086.
- Brief Houben an Bergmann vom 04.03.1934, LLBD 12/22/092.
- Brief Houben an Bergmann vom 15.03.1934, LLBD 12/22/094.
- Brief Bergmann an Houben vom 11.04.1934, LLBD 12/22/102.
- Brief Bergmann an Houben vom 11.05.1935, LLBD 12/22/117.

Martha Houben: Heinrich Hubert Houben. Versuch einer Biografie. [o.D.]. LLBD 12/963.

Deutsches Bundesarchiv Berlin (BArch)

Sachakte aus dem Bestand Reichskulturkammer, Personal- und Sachakten, R 9361–V/22819 (Heinrich Houben).

Sachakte aus dem Bestand Reichskulturkammer, Personal- und Sachakten, R 9361–V/22820 (Martha Granow-Houben).

- Fragebogen für Mitglieder der Reichsschrifttumskammer von Martha Granow-Houben. BArch/R 9361–V/22820/0010–0013.
- Lebenslauf von Martha Granow-Houben. BArch/R 9361–V/22820/0014–0017.
- Aufnahme-Erklärung in den Reichsverband Deutscher Schriftsteller von Martha Houben. BArch/R 9361–V/22820/0036.
- Persönliche Angaben zum Schriftsteller-Verzeichnis von Martha Granow-Houben. BArch/R 9361–V/22820/0040–0041.

Goethe- und Schiller-Archiv Weimar (GSA)

Reinhard Buchwald. Eingegangene Briefe. GSA 9:

- Brief von Heinrich Hubert Houben an Reinhard Buchwald vom 11.04.1924, GSA 9/21.

Egloffstein. Egloffstein, Hermann von. Eingegangene Briefe. GSA 13:

- Brief Houben an Egloffstein vom 15.05.1929, GSA 13/511, Pag. 1.

Leipzig / Insel-Verlag. Eingegangene und Ausgegangene Briefe. Autoren A-Z. GSA 50/1619:

- Chefkorrespondenz zwischen Anton Kippenberg/Insel-Verlag und H. H. Houben. Brief Houben an Kippenberg vom 30.07.1934. In: GSA 50/1619, Pag. 3.

Leipzig / Insel-Verlag. Geschäftliche Unterlagen. Geschäftsführung. Prozeßangelegenheiten. GSA 50/17:

- Anteilnahme des Insel-Verlages an Prozeßangelegenheiten Verschiedener gegen Verschiedene, Mappe: H. Houben gegen FA Brockhaus (1921).

Weimar / Deutsche Schillerstiftung. Personenakten (H. H. Houben und M. Granow-Houben), GSA 134/137,20:

- Brief Elster an Lilienfein vom 07.12.1933, GSA 134/137,20, Pag. 15.
- Brief Granow-Houben an Lilienfein vom 01.11.1938, GSA 134/137,20, Pag. 48.

Weimar / Institutsarchiv KSW. Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv (bis 1954). Rechtsstatus, Leitung, Struktur. GSA 150/A 12:

- Handakte von Anton Kippenberg über seine Tätigkeit im Verwaltungsausschuß des GSA (1924–1942), GSA 150/A 12, Pag 53–56, 152, 157.

Weimar / Institutsarchiv KSW. Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv (bis 1954). Archivbestände. Erwerbungen von Sammlungen, Nachlässen und Einzelhandschriften. Nachlässe. Frommann: Allwina Frommann, GSA 150/A 208:

- Brief Witkowski an Familie Frommann vom 25.02.1914, GSA 150/A 208, Pag. 24.
- Brief Houben an Vogel von Frommannshausen vom 09.03.1914, GSA 150/A 208, Pag. 27.

Weimar / Institutsarchiv KSW. Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv (bis 1954). Geschäftliche Unterlagen. Benutzung der Bestände des GSA. Briefwechsel mit Heinrich Hubert Houben über die Benutzung des Eckermann-Nachlasses (1924–1928). GSA 150/A 612:

- Brief Houben an die Direktion des GSA vom 19.12.1924, GSA 150/A 612/2.
- Brief Houben an Hunnius vom 22.01.1925 und Brief Hunnius an Feodora von Sachsen-Meiningen vom 25.01.1925, GSA 150/A 612/3.
- Brief Houben an Hunnius vom 18.03.1925, GSA 150/A 612/5.
- Heinrich Hubert Houben: Beschwerde gegen die Direktion des Goethe-Archivs zu Weimar vom 17.03.1925, GSA 150/A 612/6.
- Julius Wahle: Antwort auf die Beschwerde des Herrn Prof. Dr. H. H. Houben über die Direktion des Goethe- und Schiller-Archivs vom 18.08.1925, GSA 150/A 612/8.
- Heinrich Hubert Houben: Entgegnung auf die Antwort des Herrn Prof. Wahle vom 08.07.1925, GSA 150/A 612/11.
- Julius Wahle: Entgegnung auf die Entgegnung des Herrn Prof. Houben vom 08.07.1925, GSA 150/A 612/13.
- Brief Hunnius an Houben vom 10.12.1925, GSA 150/A 612/16.
- Brief Houben an Hunnius vom 13.12.1925, GSA 150/A 612/17.

Weimar / Institutsarchiv KSW. Weimar / Goethe- und Schiller-Archiv (bis 1954). Eingegangene Briefe, GSA 150/A 721:

- Brief Wahl an Wurzer vom 07.05.1932, GSA 150/A 721, Pag. 195.
- Brief Houben an Wahl vom 24.04.1932, GSA 150/A 721, Pag. 271.
- Brief Wahl an Houben vom 02.06.1932, GSA 150/A 721, Pag. 273.

Archiv und theaterhistorische Sammlungen des Instituts für Theater-, Film- und Medienwissenschaft an der Universität Wien (TFMA)

Bibliothek Houben, TFMA/204:

- Georg Ludwig Peter Sievers: Ueber Madame Catalani-Valabregue als Sängerin, Schauspielerin und mimische Darstellerin. Leipzig [u.a.]: Brockhaus 1816.
- Anastasius Grün: Schutt. Dichtungen. Leipzig: Weidmannsche Buchhandlung 1835.
- Ludwig Schneider: Schauspieler-Novellen. Bd. 2. Berlin: A. W. Hayn 1839.
- Franz Wallner: Aus dem Tagebuche des alten Komödianten. Leipzig: Otto Wigand 1845.
- Anton Johann Groß-Hoffinger: Wien wie es ist. Erstes Heft: Spaziergang durch Wien. Leipzig: Jackowitz 1847.
- Anastasius Grün: Pfaff vom Kahlenberg. Ein ländliches Gedicht. Leipzig: Weidmannsche Buchhandlung 1850.
- Friedrich Hebbel: Julia. Ein Trauerspiel in drei Akten. Nebst einer Vorrede und einer Abhandlung: Abfertigung eines aesthetischen Kannegießers. Leipzig: Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber 1851.
- Anna Löhn: Theatererinnerungen und Vermischtes. Leipzig: Bergson-Sonenberg [1862] (=Bergson's Eisenbahnbücher Nr. 55).
- Ernst Christian Wilhelm Weber: Zur Geschichte des Weimarischen Theaters. Weimar: Hermann Böhlau 1865.
- Franz Wallner: Aus der Theaterwelt. Bd. 1: Bunte Reihe. Berlin: Verlag von Albert Goldschmidt [1869] (=Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise, Nr. 6).
- Emil Kuh: Biographie Friedrich Hebbel's. Zwei Bände: 1. Band. Wien: Braumüller 1877.
- Josef Lewinsky: Theatralische Carriären. Biographische Skizzen. Leipzig: J. B. Klein'sche Buchhandlung 1881.
- Claire von Glümer: Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient. Leipzig: Barth 1885.
- Richard Nathanson: Schauspieler und Theater im heutigen Italien. Erlebnisse und Beobachtungen aus sechzehn Jahren. Berlin: Verlag Hugo Steinitz 1893.
- Otto Franz Gensichen (Hg.): Marie Seebach-Memoiren. Charlottenburg: Max Simson 1898.
- Helene von Hülsen (Hg.): Unter zwei Königen. Erinnerungen an Botho von Hülsen, General-Intendant der Königlichen Schauspiele. 1851–1886. Berlin: Richard Eckstein Nachfolger 1889.
- Ferdinand Gregori: Josef Kainz. Berlin [u.a.]: Schuster & Loeffler [1904].
- Richard Maria Werner: Anhang zu Friedrich Hebbel Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Berichtigung aller Zitate aus Bamberg. Berlin: B. Behrs Verlag 1907.
- Friedrich Schulze: Hundert Jahre Leipziger Stadttheater. Ein geschichtlicher Rückblick. Leipzig: Breitkopf & Härtel 1917.
- Rudolf Payer von Thurn: Joseph II. als Theaterdirektor. Ungedruckte Briefe und Aktenstücke aus den Kinderjahren des Burgtheaters. Wien, Leipzig: Verlag Leopold Heidrich 1920 (=Aus alten und neuen Zeiten. Erinnerungen und Begebenheiten).
- Heinrich Stümcke: Corona Schröter. Bielefeld, Leipzig: Velhagen und Klasig 1926 (=Frauenleben. Eine Sammlung von Lebensbeschreibungen hervorragender Frauen, Bd. 5).
- Woldemar Lippert: Richard Wagners Verbannung und Rückkehr 1849–1862. Dresden: Paul Aretz Verlag 1927.
- Stubaier Bauerntheater (Hg.): 25 Jahre Stubaier Bauerntheater in Fulpmes. 1903–1928. Gedenkwort von V. Halbeis. Innsbruck: Verlag der Buchdruckerei Tyrolia 1928.
- Walter Unruh: Die Gesellschaft der Prinzipalin Karoline Schuch um das Jahr 1784. Berlin: Woynar [1928].

Zensurarchiv Houben, TFMA/204:

- [Freie Volksbühne](#), TFMA/204.F060.
- [Goethe, Johann Wolfgang von](#), TFMA/204.G045.
- [Graf Kirsanoff](#), TFMA/204.G066.
- [Grünwald-Zerkowitz, Sidonie](#), TFMA/204.G087.
- [Ilges, Franz Walther](#), TFMA/204.I004.
- [La Passerelle](#), TFMA/204.P012.
- [Pressordnung](#), TFMA/204.P061.
- [Schnitzler, Arthur](#), TFMA/204.Sch054.

Digitale Portale und Datenbanken

Archivdatenbank TFMA: <https://archiv-tfm.univie.ac.at/>

Projekt-Blog "Historiography – Ideology – Collection": <https://hic.hypotheses.org>

Die Geschichte der Leipziger Messe: <https://www.leipziger-messe.de/de/unternehmen/portrait/geschichte/>

Online-Version des Deutschen Strafgesetzbuchs (StGB): <https://www.gesetze-im-internet.de/>

DWDS – Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache: <https://www.dwds.de/>

Onlinewörterbuch Duden: <https://www.duden.de/>

Archivdatenbank GSA: <https://ores.klassik-stiftung.de>

Blog der Klassik Stiftung Weimar: <https://blog.klassik-stiftung.de/>

Die Geschichte des GSA: <https://www.klassik-stiftung.de/goethe-und-schiller-archiv/das-archiv/geschichte/>

Nachweisinstrument für Nachlässe, Autografen und Verlagsarchive: <https://kalliope-verbund.info/>

Katalog der Deutschen Nationalbibliothek (inkl. GND): <https://portal.dnb.de/opac/>

Online-Lexikon der Lippischen Landesbibliothek: lippelex.de/

ZDB – Zeitschriftendatenbank: <https://zdb-katalog.de/index.xhtml>

Digitale Sammlungen der Lippischen Landesbibliothek: <https://digitale-sammlungen.llb-detmold.de/>

Sammlungsdatenbank des Stadtgeschichtlichen Museums Leipzig: <https://www.stadtmuseum.leipzig.de/>

Digitale historische Bestände der Universität Heidelberg: <https://digi.ub.uni-heidelberg.de/>

Archivportal des Deutschen Literaturarchivs Marbach: <https://www.dla-marbach.de/>

Online-Katalog des Freien Dt. Hochstifts / Frankfurter Goethe-Museums: <https://goethehaus.museum-digital.de/>

Digitales Historisches Archiv Köln mit Rheinischem Bildarchiv: <https://historischesarchivkoeln.de/>

Projektwebsite AktArcha <https://www.unibw.de/geschichte/prof/wst/forsch/aktarcha>

NR-Kurier. Internetzeitung für den Kreis Neuwied: <https://www.nr-kurier.de/>

Elektronische Buchsammlung „Projekt Gutenberg“: <https://www.projekt-gutenberg.org/>

Deutsches Literaturfernsehen: <http://www.autoren-tv.de/>

Wikipedia-Eintrag „Frankfurter Verlagsgruppe“: https://de.wikipedia.org/wiki/Frankfurter_Verlagsgruppe

Online-Katalog des SAGA EGMONT-Verlags: <https://www.lrdigital.dk/>

Online-Katalog des Neue-Impulse-Verlags: <https://www.neue-impulse-verlag.de/>

Online-Katalog des homunculus-Verlags: <https://homunculus-verlag.de/>

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1) Grafik: Portrait Heinrich Hubert Houben © bei Janina Piech (Vorlage: Heinrich Hubert Houben, Portrait By Photothek – Willy Roemer 1935, Ullstein Bild, Historical Picture Archive, ID 00218191, www.granger.com).

Abb. 2) Übersichtstabelle zum Fall Houben vs. GSA.

Abb. 3) Ausschnitt aus dem Vorwort von Houben (Hg.): Johann Peter Eckermann: Sein Leben für Goethe. Nach seinen neuaufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargestellt (Bd. 1). Leipzig: Haessel 1925, S. 8–9.

Abb. 4) Ausschnitt aus dem Vorwort von Houben (Hg.): Johann Peter Eckermann: Sein Leben für Goethe. Nach seinen neuaufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargestellt (Bd. 2). Leipzig: Haessel 1928, S. 6–7.

Abb. 5) Brief Granow-Houben an Bergmann vom 01.03.1944, LLBD 12/21/068.

Abb. 6) Postkarte Houben an Bergmann vom 24.02.1933, LLBD 12/22/055.

Abb. 7) Transkript von Akten zum Aufführungsverbot von Gutzkows *Zopf und Schwert* (1843), TFMA/204.G096.

Abb. 8) Transkript von Akten zum Aufführungsverbot von *Graf Kirsanoff*, TFMA/204.G066.

Abb. 9) Schmutztitelseite aus Anastasius Grüns *Schutt* (1835), Bibliothek Houben, TFMA/204.

Abstract

Sammeln ohne Sammlung. Forschung ohne Universität – Der Privatgelehrte H. H. Houben (1875–1935)

Widmen sich Wissenschaftler:innen, die außerhalb des akademischen Zentrums agieren, vermehrt auch peripheren Forschungsinhalten? Wodurch zeichnet sich die Forschungspraxis freiberuflich tätiger Gelehrter im frühen 20. Jahrhundert aus und in welchem Verhältnis stehen ihre Forschungsergebnisse zum universitären Kanon? Diese Diskurse werden in der vorliegenden Dissertation anhand der Forscher- und Sammlerbiografie des Privatgelehrten Heinrich Hubert Houben (1875–1935) untersucht. Jener verkörperte diesen kaum definierten Gelehrtentypus, der sich häufig in außeruniversitären Strukturen wiederfindet, aber selten in den wissenschafts- und fachhistorischen Fokus rückt, auf verschiedenen Ebenen. Der Literaturhistoriker und Zensurforscher beschäftigte sich ausführlich mit der Literatur- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts, positionierte sich wiederholt oppositionell gegenüber institutionalisierten Strukturen und wurde mitunter auch als kontroverse Persönlichkeit wahrgenommen. Houben veröffentlichte anekdotisierte Darstellungen von Autor:innen und ihren Erlebnissen mit Zensur, Werkausgaben zuvor wenig beforschter Dramatiker und gab eine Vielzahl an unerschlossenen Sammlungen von Erinnerungen, Briefen und Berichten bedeutender Individuen aus dem 19. Jahrhundert heraus. Die Grundlage seiner Arbeiten bildete seine facettenreiche Sammelleidenschaft und eine auf akribischer Recherche basierende Forschungspraxis. Mit umfangreicher Unterstützung seiner Frau, der Schriftstellerin Martha Houben (1874–1951), war der Privatgelehrte nicht nur als Wissenschaftler, sondern auch als erfolgreicher Schriftsteller und Verlagsautor tätig. Als Forscher war Houben nie an Universitäten angegliedert, er engagierte sich jedoch für zahlreiche wissenschaftliche, bibliophile und literarische Vereine. Die wenigen erhaltenen Korrespondenzen des Literaturwissenschaftlers berichten von divergenten Verbindungen, sowohl sein persönlicher Nachlass als auch seine Sammlungen sind auf verschiedene Sammlungseinrichtungen im deutschsprachigen Raum verstreut. Im Rahmen dieser Studie werden Houbens Leben und Werk untersucht und über seine spezifischen Positionen und Dispositionen im wissenschaftlichen wie literarischen Betrieb zwischen 1900 und 1935 kontextualisiert. Die davon abgeleiteten Erkenntnisse liefern nicht nur wichtige Informationen zu den persönlichen Haltungen des Privatgelehrten, sondern geben generell Hinweise auf geisteswissenschaftliche Praktiken im frühen 20. Jahrhundert.